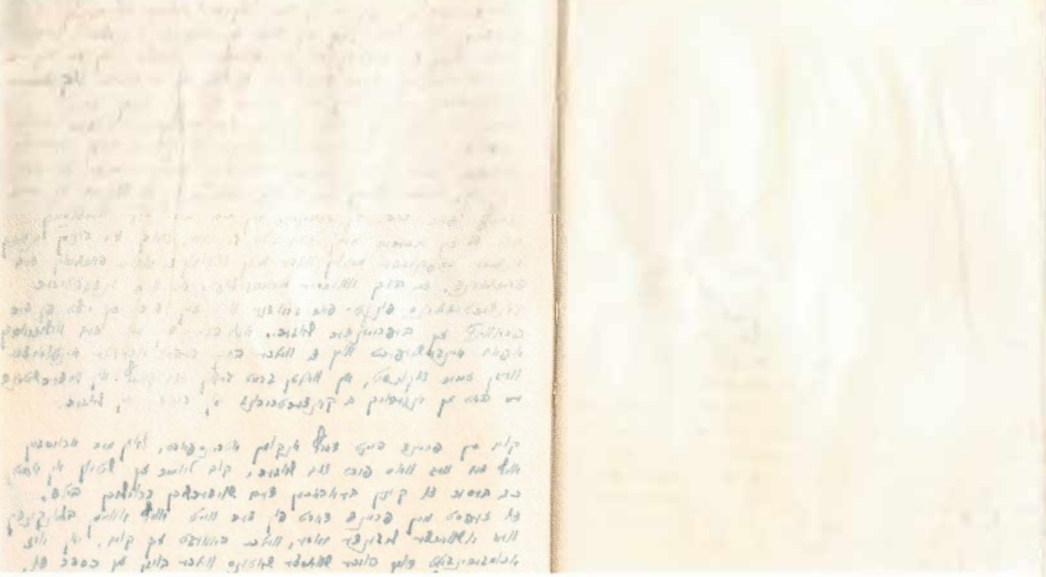
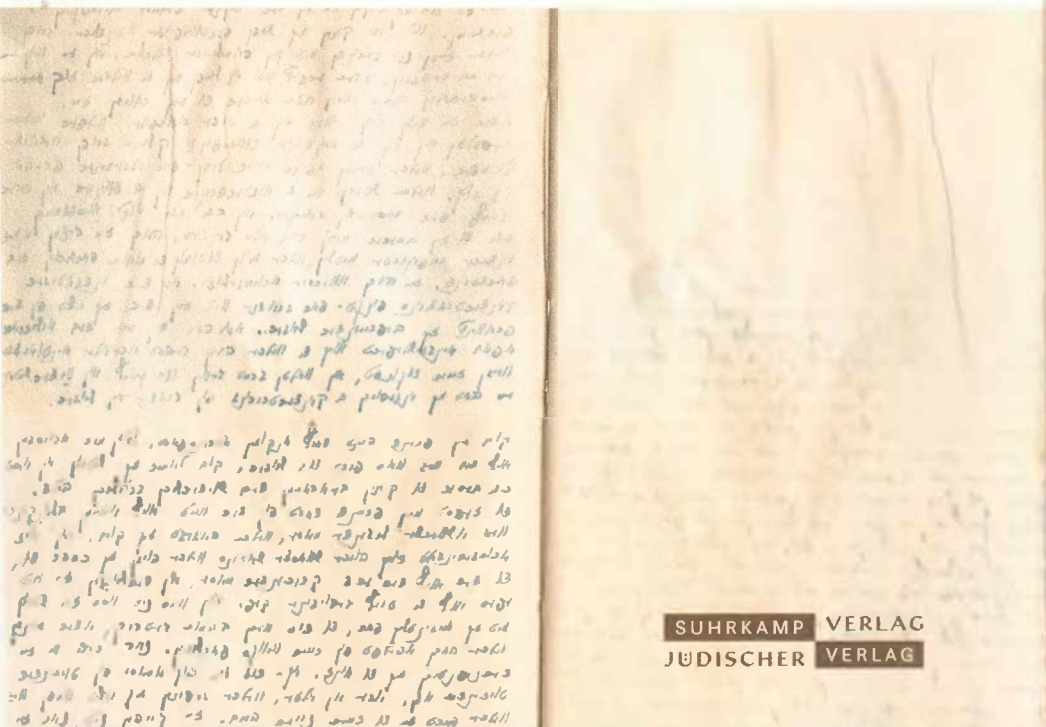


Salmen Gradowski
DIE ZERTRENNUNG

Aufzeichnungen eines Mitglieds des Sonderkommandos



SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG

»Ich schreibe die Zeilen in Augenblicken größter Gefahr und Erregung. Möge die Zukunft nach meinen Schriften über uns urteilen und möge die Welt in ihnen einen Tropfen, ein Minimum von der schauerlichen, tragischen Totenwelt sehen, in der wir gelebt haben.«

Salmen Gradowski

»Wie war das möglich? Wie kann das passieren, dass ein Mensch, nachdem er *jene* Arbeit ausgeführt hat, sich zum Schreiben hinsetzt, und zwar zu *solchem* Schreiben?«

Jehoschua Wygodski, Überlebender von Auschwitz,
einer der ersten Kommentatoren

ISBN 978-3-633-54280-2
9 783633 542802
€ 25,00 [D]
€ 25,70 [A]
www.suhrkamp.de

Salmen Gradowski war ein Mitglied des Sonderkommandos von Auschwitz-Birkenau – jener Gruppe (nicht nur) jüdischer Häftlinge, die die Opfer in die Gaskammern begleiten und deren Körper nach der Vergasung verbrennen mussten. Einige von ihnen notierten das Verbrechen in allen Einzelheiten und vergruben ihr Zeugnis auf dem Lagergelände. Der erste, unvollständige Teil von Gradowskis Aufzeichnungen, ein Notizbuch, in einer Feldflasche versteckt, wurde 1945 auf dem Territorium des Vernichtungslagers Birkenau gefunden und 1969 in Warschau erstmals auf Polnisch veröffentlicht. Den zweiten Teil, in einer Blechbüchse verwahrt, verkaufte ein polnischer Finder dem in Oświęcim lebenden Chaim Wollnerman, der 1947 nach Palästina auswanderte und das Zeugnis 1977 im Privatdruck veröffentlichte. Sämtliche Texte Gradowskis erscheinen hier erstmals vollständig in deutscher Übersetzung aus dem jiddischen Original.

Inmitten der Katastrophe, die er durchlebt, versucht Gradowski die Erfahrung der Judenvernichtung als Menschheitsgeschehen zu fassen. Um der unversöhnlichen Trauer Stimme zu geben, greift er die Klagelieder, das Buch Hiob, aber auch die jiddische Dichtung Bialiks und Mendeles auf. Als literarisches Dokument und historisches Zeugnis sind Gradowskis Aufzeichnungen einzigartig.

Der Autor

Salmen Gradowski, geboren 1909 oder 1910 in Suwałki, wurde im Dezember 1942 mit seiner Familie nach Auschwitz deportiert. Während seine Angehörigen sofort vergast wurden, wählte man ihn zur Arbeit im Sonderkommando aus. Im März 1944 begann er mit seinen Aufzeichnungen. Am 7. Oktober 1944 kam er als einer der Anführer des Aufstands des Sonderkommandos in Birkenau ums Leben.

Die Herausgeberin

Aurélia Kalisky, geboren 1976 in Paris, Literaturwissenschaftlerin, arbeitete von 2002 bis 2007 an einem Projekt über Kinder in der Shoah (*L'Enfant et le génocide. Témoignages sur l'enfance pendant la Shoah,* Paris, 2007). Seit 2012 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL) in Berlin.

Die Übersetzerinnen

Almut Seiffert war evangelische Pfarrerin und studierte Slawistik in Bochum und Jiddistik in Düsseldorf.
Miriam Trinh publiziert zu Themen der modernen jiddischen Literatur und lehrt Jiddisch an der Hebrew University in Jerusalem.

Umschlagabbildung: Militärmedizinisches Museum Sankt Petersburg

Salmen Gradowski

DIE ZERTRENNUNG

Aufzeichnungen eines Mitglieds des Sonderkommandos

Herausgegeben von Aurélia Kalisky
unter Mitarbeit von Andreas Kilian

Aus dem Jiddischen von Almut Seiffert
und Miriam Trinh

SUHRKAMP VERLAG
JÜDISCHER VERLAG

Erste Auflage 2019
© Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag Berlin 2019
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-633-542 80-2

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Im Gedenken an Chaim und Yokhid Wollnerman, Bernard und Ester Mark und an Erich Kulka, die ersten Mittler der Texte von Salmen Gradowski

EINLEITUNG DER HERAUSGEBERIN

FLASCHENPOST AN DIE WELT DANACH

Frühjahr 1945. Seit dem 27. Januar ist Auschwitz-Birkenau, das grösste deutsche Konzentrations- und Vernichtungslager, befreit.[1] Militärärzte und Sanitäter der Roten Armee, unterstützt von Freiwilligen des polnischen Roten Kreuzes, und ehemalige Häftlinge, die im Auschwitzer Krankenrevier arbeiteten, bemühen sich, die Überlebenden zu versorgen. Mehr als die Hälfte der ungefähr 7500 Menschen, die die Nazis vor ihrer Flucht nicht evakuiert hatten, sind völlig entkräftete Frauen. Juden, die in anderen Lagern der Umgebung oder in Verstecken überlebt haben, kommen zum Gelände, in der Hoffnung, Hilfe zu finden. Viele suchen auch nach Informationen über ihre verschwundenen Angehörigen.

Wenn sie die Wahrheit über das, was hier geschehen ist, nicht schon gekannt haben, so zerstört spätestens der Anblick des Lagers das bisschen Hoffnung, das ihnen geblieben war. Das Ausmass des Verbrechens lässt sich beim Anblick der Relikte nur erahnen. Ein Ozean von Strümpfen. Berge leerer Koffer. Halden von Schuhen, Prothesen, Brillen, Spielsachen. Ihre hartnäckige Präsenz zeugt vom Verschwinden der Menschen, von denen nichts oder fast nichts geblieben ist. Sie wurden verbrannt und ihre Asche an verschiedenen Orten des Geländes entsorgt. Sieben Tonnen Haare sind noch da, in etwa 300 grossen Säcken aus Papier. Polnische Goldgräber und Schatzsucher, oft Kinder und Jugendliche, durchsuchen den Boden des Geländes in der Hoffnung, kleine Wertgegenstände oder Goldzähne zu finden.[2] Auf dem gigantischen Territorium des Lagers sind auch Spurensucher und Beweissammler unterwegs: Angehörige von Untersu-

1 Siehe Bibliographie am Ende des Buches.

2 Das Phänomen der «Goldgräber» ist auch von anderen Vernichtungslagern und -orten, z.B. Treblinka und Bełżec, bekannt. Siehe Jan T. Gross und Irina Grudzinska-Gross 2011.

chungskommissionen, die offiziell beauftragt sind, Beweise des Verbrechens zusammenzutragen.[3] Sie erfassen Objekte, sammeln Dokumente und befragen Zeugen. Die Sicherung der Spuren und Beweise wird entscheidend dafür sein, ob die Verantwortlichen vor Gericht gestellt werden können und wie die Geschichte des Verbrechens geschrieben wird.

Einer der Überlebenden, die sich Antworten auf ihre Fragen erhoffen, ist Chaim Wollnerman, 33 Jahre alt. Er stammt von hier, aus der Kleinstadt Oswięcim[4]. Vor dem Krieg hatte er eine kleine Textilfabrik geleitet; da er sich aber auch für Medizin interessierte, hatte er

3 Es handelte sich um zwei verschiedene Kommissionen: zum einen um die «Ausserordentliche Staatliche Kommission für die Feststellung und Untersuchung der Gräueltaten der deutsch-faschistischen Eindringlinge und ihrer Komplizen und des Schadens, den sie den Bürgern, Kolchosen, öffentlichen Organisationen, staatlichen Betrieben und Einrichtungen der UdSSR zugefügt haben» (TschGK), eine sowjetische Untersuchungskommission, die Ende 1942 gegründet worden war mit dem Ziel, Dokumente, Beweise und Zeugnisse zu sammeln und zu erstellen. Sie ordnete auch andernorts Exhumierungen von Massengräbern an. Zum anderen führten seit März 1945 die «Hauptkommission zur Untersuchung der deutschen Verbrechen in Polen», die in den Jahren 1945-1949 von der polnischen Regierung beauftragt wurde, und die ihr unterstellte Kreiskommission in Krakau die Ermittlungen auf dem ehemaligen Lagergelände durch. In anderen Lagern, u.a. in Treblinka, war die «Zentrale Jüdische Historische Kommission» vertreten, der als Hauptkommission mehrere regionale Einrichtungen zugeordnet waren. Diese von polnischen Juden gegründeten Kommissionen existierten offiziell ab 1944. Sie setzten eine dokumentarische und historiographische Arbeit fort, die bereits während des Genozids geleistet worden war, unter anderem in den Ghettos, wie z.B. die von Emanuel Ringelblum im Warschauer Ghetto geleitete Organisation «Oneyg Shabes» (hebr., hier in jiddischer Schreibweise: «Freude am Sabbat»).

4 Der polnische Name für Auschwitz, eine seit Mitte des 15. Jahrhunderts mehrheitlich von Juden bewohnte Kleinstadt in der Woiwodschaft Krakau. Seit 1918 gehörte Oswięcim, das 1772 infolge der polnischen Teilungen an Österreich-Ungarn gefallen war und seinen bereits im Mittelalter entstandenen deutschen Namen führte, zur 2. Polnischen Republik. Unter der NS-Herrschaft 1940-1945 wurde Oswięcim wieder in Auschwitz umbenannt.

ein Diplom in Erster Hilfe und Militärmedizin abgelegt. Dank seiner medizinischen Kenntnisse konnte er in den verschiedenen Ghettos und Lagern, in die er seit September 1941 deportiert worden war, als Pfleger eingesetzt werden. Nachdem er am 13. Februar 1945 im niederschlesischen Konzentrationslager Gross-Rosen befreit worden war, kehrte er im März nach Oswięcim zurück. Dort geht er jeden Tag ins Lager Auschwitz-Birkenau, in der Hoffnung, etwas über seine Freunde und seine Familie herauszufinden. Er sieht die Ruinen der zerstörten Krematorien[5] und die Magazine voller Gegenstände, die den Opfern gehört hatten und darauf warteten, ins Reich versandt zu werden. Im Mai 1945 wird er zum Vorstandsvorsitzenden der «jüdischen Religionsversammlung» in Oswięcim gewählt und mit der Aufbewahrung jüdischer Schriften betraut. Ein paar Wochen später, im Sommer, kommt ein junger Pole auf ihn zu und bietet ihm ein Objekt zum Kauf an, das er im Boden der Auschwitzer Krematorien gefunden hat. Es handelt sich um ein in einer Blechbüchse enthaltenes Manuskript, geschrieben in enger jiddischer Schrift. Als Wollnerman die ersten Zeilen gelesen hat, wird ihm klar, dass er ein einzigartiges Zeugnis in Händen hält:[6]

> Lieber Leser, Du wirst in diesen Zeilen die Leiden und Nöte beschrieben finden, die wir, die unglücklichsten Kinder der ganzen Welt, durchgemacht haben in der Zeit unseres «Lebens» in der irdischen Hölle, die Auschwitz-Birkenau heisst.

5 Als «Krematorium» bezeichnete die Lager Verwaltung die Räumlichkeiten der industrialisierten Tötung innerhalb eines Gebäudes: Auskleideraum, Gaskammer, mit Öfen ausgestatteter Verbrennungsraum. Der Begriff wurde auch von den Opfern so verwendet.

6 Ich folge hier Wollnermans Bericht aus der Einführung in seine 1977 erschienene Edition des Manuskripts (Gradovski 1977, S. 1-5; Übersetzung von Almut Seiffert). Die wenigen erhaltenen Seiten des Manuskripts lassen auf ein Notizbuch schliessen; siehe unten S. 40, Fn. 63.

In den drei Briefen, die jedem der drei Teile des Manuskripts vorangestellt sind, nennt der Autor die Vornamen seiner in Auschwitz ermordeten Familienmitglieder und fügt in einem Fall den Namen und die Adresse eines in New York lebenden Onkels an. Der Finder wird gebeten, sich an jenen zu wenden, um ein Foto des Autors von ihm zu erbitten und es zusammen mit dem Manuskript zu veröffentlichen. Der Name des Autors selbst wird nicht genannt, aber in zwei der drei Briefe findet sich anstelle einer Unterschrift eine Zahlenreihe:

7 7) (30) (40) (50) – (3) (200) (1) (4) (1) (6,6) (60) (100) (10)

Wollnerman kommt bei dieser Reihe die jüdische Tradition der Gematrie in den Sinn, nach welcher Buchstaben in Zahlenwerte überführt werden können.[7] So kann er den Namen des unbekannten Autors entschlüsseln: Salmen Gradowski.[8] Die Handschrift erweist sich als Zeugnis eines jener Häftlinge, die im Sonderkommando arbeiten mussten. Diese Männer, deren Zahl zwischen etwa fünfzig und mehreren hundert variierte, arbeiteten direkt bei den Gaskammern, sie mussten den gesamten Tötungsprozess begleiten und die Leichen der Opfer verbrennen. Die Angehörigen des Sonderkommandos wurden von der SS als «Geheimnisträger» betrachtet. Dass einige von ihnen, darunter Salmen Gradowski, Aufzeichnungen machen und sie verstecken konnten, grenzte an ein Wunder.[9] Sogleich macht sich Wollnerman an die Entzifferung des Manuskripts. Viele Seiten kle-

7 In der jüdischen Tradition beruht die Gematrie auf der Tatsache, dass im hebräischen Alphabet keine Ziffern existierten, stattdessen wurden die Buchstaben verwendet, so dass jedes Wort als eine Gruppe von Ziffern gelesen werden kann.

8 Gemäss den YIVO-Regeln für Jiddisch – die auch für die aschkenasische Phonetik hebräischer Namen gelten – wird Gradowskis Vorname mit «Z» transkribiert. Um die korrekte deutsche Aussprache mit stimmhaftem «S» zu suggerieren, schreiben wir «Salmen» statt «Zalmen».

9 Über die Gesamtheit der zwischen 1945 und 1980 gefundenen Manuskripte, siehe unten Fn. 55.

ben durch Feuchtigkeit und Schimmel aneinander, die Schrift ist stellenweise unlesbar. Wollnerman schreibt ab.

Etwa zur gleichen Zeit, als Wollnerman seine Nachforschungen in Auschwitz beginnt, kommt einer der wenigen Überlebenden des Auschwitzer Sonderkommandos, der 23-jährige Shlomo Dragon, ins Lager zurück. Es war ihm gelungen, während eines «Todesmarschs»[10] zu fliehen. Er hat Salmen Gradowski persönlich gekannt und weiss von den vergrabenen Dokumenten. Am 5. März 1945 findet er unweit des Krematoriums III[11] eine Feldflasche aus Aluminium, die ebenfalls ein Manuskript Gradowskis enthält.[12] Es handelt sich um ein Notizbuch mit 91 beschriebenen

10 Es handelte sich um Märsche, auf denen die aus den Lagern evakuierten Gefangenen zu Fuss, teilweise auch per Bahn, in die noch von Deutschen kontrollierten Gebiete getrieben wurden. Für die Lager des Auschwitz-Komplexes begannen diese Märsche zwischen dem 17. und dem 23. Januar 1945. Die SS-Männer, die sie bewachten, hatten Befehl, jeden zu erschiessen, der es nicht schaffte, im vorgegebenen Tempo mitzuhalten. Deshalb wurden die Märsche von den Überlebenden «Todesmärsche» genannt.

11 In den frühen Plänen, die in den SS-Archiven erhalten sind, haben die Krematorien die Nummern I bis V, wobei Krematorium I das Krematorium im Hauptlager Auschwitz I bedeutet, in dem die erste Gaskammer des Lagers gebaut wurde. Diese Nummerierung, der auch das Staatliche Auschwitz-Museum folgt, wird in diesem Buch beibehalten. Einige Monate nachdem der Betrieb des alten Krematoriums im Stammlager Auschwitz am 19. Juli 1943 eingestellt worden war, änderte die «Zentralbauleitung der Waffen-SS und Polizei Auschwitz» ihre bisherige Nummerierung. Daher bezeichnen einige Studien mit «Krematorium I» das erste der vier Krematorien, die später in Birkenau gebaut wurden. In den Erinnerungen der Sonderkommando-Überlebenden, den Handschriften der Sonderkommandos, den zeitgenössischen deutschen Verwaltungsakten und in den Erinnerungen ehemaliger SS-Angehöriger in Birkenau lautet die Nummerierung der Birkenauer Krematorien I bis IV (oft in arabischen Zahlen, wie z.B. bei Gradowski). Nur in den Fällen, in denen Überlebende sich der Zählweise des Auschwitz-Museums (II-V) bearbeitet hatten oder ihre Berichte redaktionell bearbeitet wurden, änderte sich auch deren Zählweise.

12 Aussage Shlomo Dragons vom 10. und 11. Mai 1945, in: Franciszek Piper 1993, S. 213. In einem Interview mit dem Historiker Erich Kulka, der als Erster eine auf Oral

Seiten und einen auf zwei lose Blätter geschriebenen Brief, datiert auf den 6. September 1944. Wie in den drei Briefen, die im von Chaim Wollnerman gefundenen Manuskript enthalten sind, wendet sich der Verfasser direkt an den «Finder» und «Leser»:

> Ich habe das geschrieben, als ich im Sonderkommando war. [...] Ich wollte es, wie noch viele andere Schriften von mir, zur Erinnerung für die künftige Friedenswelt hinterlassen, die wissen soll, was hier geschehen ist. [...] Lieber Finder. Ihr sollt überall suchen, auf jedem Fleckchen. Da liegen zu Dutzenden Dokumente von mir und anderen begraben, die ein Licht werfen wollen auf alles, was hier geschehen und passiert ist.

Auch hier formuliert Gradowski den Wunsch, sein Text möge publiziert werden, mit seinem Foto, das man von seinem Onkel in New York erhalten könne. Shlomo Dragon vertraut seinen Fund Mitgliedern der sowjetischen Untersuchungskommission an, die Gradowskis Bitte nicht nachkommen. Das Manuskript landet im Archiv des Museums für Militärmedizin in Leningrad.

History gründende Geschichte des Auschwitzer Sonderkommandos zu schreiben beabsichtigte, gab Dragon zu Protokoll: «Ich war mit ihm befreundet und wusste ungefähr eines der Verstecke seiner Schriften. Als ich von der russischen Kommission vernommen wurde, haben sie nach meinen Angaben im Bereich des Krematorium IV [sic] gegraben und gefunden eine verschlossene Aluminium-Thermosflasche, in welcher ein dicht beschriebenes Notizbuch in jiddischer Sprache von Gradowski aufbewahrt war. Die Russen nahmen es an sich, ohne den Inhalt jemandem mitzuteilen. Sie haben es der polnischen Kommission nicht ausgehändigt.» Dragon 1982, S. 19.

Eine Jugend im «Jiddischland»

Chaim Salmen Gradowski wurde zwischen 1908 und 1910 in Suwalki geboren, einer Stadt an der litauischen Grenze, die damals zum Zarenreich und nach dem Ersten Weltkrieg zum unabhängigen Polen gehörte. Er wuchs in einer religiösen Familie auf, in der es mehrere bedeutende Rabbiner gegeben hatte. Sein Vater, zum Rabbiner ausgebildet, war Kantor für die Sabbatgottesdienste zu den Hohen Feiertagen[13] im Beit Midrasch[14], wo er noch abends die Gemara studierte. Im Yizkor-Buch[15] von Suwafki werden Gradowskis Eltern, Shmuel und Sarah, als besonders gutmütige und gastfreundliche Menschen beschrieben[16]. Salmens jüngere Brüder,

13 Die Hohen Feiertage oder Hochheiligen Tage (Hebt. Yamim Noraim: «Tage der Ehrfurcht») sind die Feiertage von Rosh Hashanah und Yom Kippur.

14 Ein den Torahstudien gewidmetes Lehrhaus.

15 Die «Yizkor-Bücher» (jidd. *yiz bikher;* hebr. *yizker*: etwas oder jemandes ‚gedenken'), auch «sefer zikaron» (Buch der Erinnerung) genannt, knüpfen an eine seit dem 13. Jahrhundert etablierte Tradition der Gemeinden des Ostjudentums an. Es handelte sich ursprünglich um eine religiöse Tradition von Gedenkbüchern *(memorbikher)* und Chroniken *(pinkesim)*, in denen man die Märtyrer der Gemeinde, die von Christen für ihren Glauben ermordet worden waren, in einem gebetähnlichen Text nannte und die Umstände ihres Todes schilderte. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde diese Tradition vor allem im Zarenreich aufgegriffen, um der in den Pogromen getöteten Juden zu gedenken. Während und nach der Shoah sicherte man den gänzlich verschwundenen jüdischen Gemeinden auf diese Weise einen Ort im kollektiven Gedächtnis. Es handelt sich dabei oftmals um Sammelbücher, die bereits im Titel an die Tradition der Memorbücher erinnern (darauf verweisen die Wörter *pinkas, sefer zikaron,* aber auch der ausgeprägt religiöse Begriff von *megiles megilat,* der die Torah-Rolle bezeichnet). Sie enthalten ganz unterschiedliche Textsorten und gliedern sich meistens in drei Teile: Geschichte und Beschreibungen des Lebens der Gemeinde vor dem Krieg, Schilderungen der Ereignisse während des Holocaust und der Nachkriegszeit.

16 Shmuel Gradowski wird dort auch (in alternierenden Schreibungen seines Namens,

Moyshl und Avrom-Eber Gradowski, hatten in der berühmten Jeschiwa von Lomza[17] studiert und lehrten an einer der religiösen Schulen (Jeschiwot) in Suwalki. Salmen arbeitete im Bekleidungsgeschäft seines Vaters. Auch er hatte eine Jeschiwa besucht, aber im Unterschied zu seinen Brüdern das Studium nicht weitergeführt. Sein leidenschaftliches Interesse galt der Literatur.

In Suwalki gab es mehrere stark frequentierte Bibliotheken mit Beständen in russischer, jiddischer, hebräischer, deutscher und polnischer Sprache. Die von der besonderen dreisprachigen Kultur geprägten polnischen Juden[18] lasen viel; neben religiösen Schriften wurden auch die wichtigsten Texte der säkularen Literatur diskutiert. Ein Forum für lebhafte Debatten boten die jüdischen Zeitschriften in jiddischer, polnischer und russischer Sprache, die in den 1920er und 30er Jahren gegründet worden waren und auch in Suwalki zirkulierten. Im Kontext des zunehmenden Antisemitismus waren die politischen Angelegenheiten zweifellos das wichtigste Diskussionsthema: Sollten die Juden nach Palästina oder nach Amerika auswandern oder ihre Hoffnung auf den sozialistischen Internationalismus setzen? Diese Frage stellten sich viele junge Juden in «Jiddischland», jenen osteuropäischen Territorien in Polen, Litauen, Weissrussland, der Ukraine, Rumänien und Ungarn, wo die meisten jüdischen Gemeinden lebten.

Im Unterschied zu anderen Städten, wo die ideologischen Gegensätze meist zu offenen Konflikten führten, muss in Suwalki eine aussergewöhnlich tolerante Atmosphäre geherrscht haben. In der krisenhaften Zwischenkriegszeit, als man politische Kompromissbereitschaft für «die

wie z.B. Gradavski) als Ritualschlachter erwähnt: *Yizker Bukh Suvalk* 1961, S. 451.

17 Der Name *Jeschiwa (pl. Jeschiwot)*, gelegentlich «Talmudschule» genannt, bezeichnet eine jüdische Hochschule, an der (fast immer männliche) Schüler neben dem Torah-Studium kompliziertere Texte studieren, wie den Talmud. Die jungen Männer wurden in die Jeschiwot ausserhalb ihrer Herkunftsstadt geschickt. Die renommierte Jeschiwa von Lomza war 1883 gegründet worden.

18 Siehe dazu Chone Shmeruk 1989.

grösste Sünde» hielt[19], galt Suwalki sogar als «Stadt der Kompromisse»[20]. Der idealisierende Blick zurück, typisch für die nach dem Krieg verfassten «Yizker-Bikher», ist nicht die einzige Erklärung, warum die jüdische Bevölkerung von Suwalki in der Erinnerung der Zeitzeugen als besonders tolerant empfunden wurde. Dass die Stadt tatsächlich von einer Vielzahl unterschiedlicher politischer und kultureller Einflüsse geprägt war, hatte mit ihrer Lage im Grenzland zwischen Ostpreus-sen und Russland, später zwischen Polen, der UdSSR und Litauen zu tun. Zugleich war sie dadurch umso mehr den politischen Krisen der Zwischenkriegszeit ausgesetzt. Die jüdische Gemeinde wurde wiederholt zum Opfer antisemitischer Kampagnen und Pogrome.

Salmen Gradowski, der politisch engagierteste unter seinen Brüdern, verkehrte als Mitglied der zionistischen und antikommunistischen Jugendorganisation Betar in einem Kreis von sogenannten Revisionisten[21]. Nachdem Jabotinsky 1933 den Austritt seiner Organisation aus dem zionistischen Weltkongress beschlossen hatte, wurde Gradowski der Ortsvorsitzende einer von Meir Grossman geführten Fraktion der Revisionisten, die im Weltkongress verbleiben wollten. Mit seinem Bruder Moyshl gründete er zudem die Jugendorganisation «Tiferet Bahurim» («Glorie» oder «Schönheit der Jugend»), die jungen Menschen aus SuwaFki Mut machen wollte, an ihrem Glauben festzuhalten. Bald vereinigte sich «Tiferet Ba-

19 Wie der zionistische Führer aus Wilna, Yaakov Vygodsky, in der Zeitschrift *Haynt vom* 4. April 1934, S. 4, schreibt. Zitiert in Mendelsohn 1989, S. 13.

20 So Shmuel Shori (Shvarts) im Yizkor-Buch von Suwalki *(YizkerBukh Suvalk,* Fn. 16), ebd., S. 363.

21 «Revisionisten» hiessen die Anhänger der 1925 von Wladimir Zeev Jabotinsky gegründeten zionistischen Bewegung. Die Partei, die sich nach ihrer Gründung mit der seit 1923 existierenden Jugendbewegung Betar assoziierte, lehnte den Sozialismus ab und plädierte u.a. angesichts des gravierenden Antisemitismus der 30er Jahre in Polen, aber auch in Russland und in der Ukraine, für eine Masseneinwanderung nach Palästina. Dort bekämpfte sie den arabischen Nationalismus durch verschiedene, zum Teil militärisch organisierte Milizen, vor allem den Irgun.

hurim» mit der grösseren religiösen Organisation «Hoveve Zion», und gemeinsam organisierten sie Gebetsabende und Torah-Lesungen für fromme werktätige Männer.

Anfang der 1930er Jahre hatte Gradowski Sonja Sara ZlotojaWko geheiratet. Sie stammte aus Lunna, einem kleinen Ort 40 Kilometer südöstlich von Grodno, der am 17. September 1939 von der Roten Armee besetzt und wenige Monate später der Weissrussischen Sozialistischen Sowjetrepublik angegliedert wurde. Nach dem deutschen Einmarsch in Suwalki Anfang September 1939 waren die beiden nach Lunna geflohen, wo sie zunächst den Gemischtwarenladen der Zlotojablko-Familie weiterführten. Im Unterschied zu vielen jüdischen und nichtjüdischen Bewohnern, die nach Sibirien deportiert wurden – insbesondere diejenigen, die wegen des Besitzes eines Geschäfts als «Kapitalisten» galten –, konnte die Gradowski-Zlotojablko Familie ihr Geschäft behalten. Ab 1940 arbeitete Gradowski als Büroangestellter in einem staatlichen Unternehmen, dessen Identität sich nicht mehr feststellen lässt. Er brannte darauf, nach Palästina zu gehen; doch jegliches zionistische Engagement musste vor den neuen Machthabern geheim gehalten werden.

Vor Kriegsbeginn hatte er oft Gelegenheit gehabt, mit dem Schwager seiner Frau, dem jiddischen Schriftsteller David Sfard, über die Notwendigkeit des Zionismus zu debattieren. Sfard hat als Einziger der gesamten

22 Der Schriftsteller und Dichter David Sfard (1903-1981) stammte aus Trisk (Turiysk), einer Kleinstadt in Wolhynien, und studierte in Nancy Philosophie. In Frankreich heiratete er die Schwester von Sonja Sara, Zisl ZlotojaWko, eine Französischlehrerin. Nach seiner Rückkehr nach Warschau machte er sich einen Namen in einer 1931 um die jiddischen Zeitschriften *Literarishe tribune* und *Fraynd* gegründeten kommunistisch orientierten literarischen Gruppe. Er war Mitglied der illegalen polnischen kommunistischen Partei sowie Mitglied des Vereins für jiddische/jüdische Literaten und Journalisten *(Fareyn far Yidishe Literatn un Zhurnalistri)* und schrieb Gedichte und engagierte Prosa. Während des Krieges konnte er im Gegensatz zu

Familie überlebt.[22] Er erinnert sich an Gradowski als an einen Menschen, der von einem anderen Leben und vom Schreiben träumte:

> Man spürte einen verborgenen Ehrgeiz und einen unterdrückten Elan. Er wollte etwas anderes und etwas Bedeutenderes sein, als er war. Die Arbeit im Laden seines Vaters in Suwalki versah er zwar gewissenhaft und mit Hingabe, aber für den ehemaligen Jeschiwa-Schüler bedeutete sie einen Abstieg. In der Stille versuchte er, mit der Feder einen Ausgleich zu finden, schrieb kleine sentimentale Notizen, die damals, als er sie mir zur Beurteilung vorlegte, noch nicht zu grossen Hoffnungen berechtigten. Sie verrieten Pathos, Liebe zu Israel und Liebe zu Zion, aber sie waren zu schwülstig und es fehlte ihnen die konkrete bildhafte Schilderung. Er hörte sich meine Meinung gewöhnlich schweigend an, angespannt, verlegen, mit einem Lächeln, das verschämt und zugleich ironisch war. Von Zeit zu Zeit [...] fragte er, mit erhobenem Haupt und etwas zu hoher Stimme:
> «Und woran genau erkennt man den Unterschied zwischen Echtheit und Nicht-Echtheit, zwischen Talent und Nicht-Talent?» Darauf antwortete ich:
> «Da gibt es kein klares Kriterium. Das ist eine Sache der Erfahrung und des Geschmacks, wie beim Wein. Der Kenner spürt auf der Zunge, ob er gut ist.»
> «Das heisst, es ist bloss eine Meinung und kein Gesetz, das Mose am Sinai gegeben wurde!», antwortete er [...] zufrieden.[23]

seiner Frau und der gesamten Zlotojablko-Gradowski-Familie in das sowjetisch besetzte Gebiet nach Bialystok und schliesslich nach Moskau fliehen. Nach Kriegsende kehrte er nach Warschau zurück, wo er sich aktiv für den Erhalt jiddischer Literatur einsetzte und bis zur antisemitischen Kampagne 1968 den wichtigen Verlag Yidish Bukh (Das Jiddische Buch) führte. Er emigrierte 1969 nach Israel.

23 Das Zeugnis Sfards über seinen Schwager wurde 1977 in Israel in der Edition des von Chaim Wollnerman erworbenen Manuskripts publiziert: «Einige Erinnerungen an Salmen Gradowski» (Gradovski 1977, S. 6-8, hier 6, Übersetzung Almut Seif-

Anders als beim Schreiben legt Gradowski in seinen zionistischen und religiösen Überzeugungen grosse Sicherheit an den Tag. Für den Atheismus gibt es in seinen Augen keinerlei Rechtfertigung. Der Mensch brauche den Gedanken an einen Schöpfer. Er ist überzeugt von der Notwendigkeit, in Palästina einen jüdischen Staat zu errichten, und begründet dies mit den massiven Verfolgungen, denen die Juden überall auf der Welt ausgesetzt sind, besonders seit der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Volf, der Bruder seiner Frau, teilt seinen Wunsch, mit einem grossen Teil der Gradowskis und der Zlotojablkos zu emigrieren – so schnell wie möglich.

Im Sommer 1941 besiegelt der deutsche Einmarsch das Schicksal der Familie. Die Wehrmacht besetzt Lunna Ende Juni und beginnt mit Plünderungen und der Ermordung der Juden, bevor die Einsatzgruppen in der Kleinstadt ankommen. Ein Judenrat wird bestimmt, die etwa 300 jüdischen Familien Lunnas werden am 2. November 1941 in ein Ghetto gesperrt. Salmen Gradowski ist im Judenrat für sanitäre und gesundheitliche Angelegenheiten verantwortlich. Genau ein Jahr später, am 2. November 1942, werden die Bewohner zusammen mit den Überlebenden sämtlicher Ghettos der Region in das Sammellager Kietbasin bei Grodno gebracht. Von dort werden sie am 5. Dezember 1942 nach Auschwitz deportiert. Unter ihnen ist auch Gradowski mit seiner Frau, seiner Mutter, zwei seiner Schwestern, seinen Schwiegereltern und seinem Schwager Volf.[24] Der

fert). Sfard war seit 1969 in Israel und arbeitete in Yad Vashem. Wollnerman hatte ihn wahrscheinlich dort getroffen, nachdem er seine Transkription des Gradowski-Manuskripts den Archiven anvertraut hatte.

24 Wie er in einem der im zweiten Manuskript enthaltenen Briefe schreibt (siehe S. 145), hat Gradowski in Auschwitz nur einmal etwas über das Schicksal seiner Brüder und seines Vaters erfahren, durch eine Frau, die er im Auskleideraum erkannte. Sein Vater war in Wilna, als die Deutschen dort einmarschierten, überlebte bis September 1942 im Wilnaer Ghetto und wurde dann vermutlich in Ponary, einem kleinen Ort südwestlich von Wilna, wo die baltischen Juden durch die Einsatzgruppe 9 exekutiert wurden, ermordet. Eine Schwester von Salmen und eine Schwägerin (die Frau von David Sfard, Zisl) sollen in Treblinka umgekommen sein. In Yad Vashem

Transport kommt am 8. Dezember im Vernichtungslager an. Die Mitglieder der Familie Gradowski werden sofort vergast, während Salmen kurz nach seiner Registrierung für das Sonderkommando selektiert wird.

Zwangsarbeiter des Todes

Unter ständiger Androhung von Folter oder Hinrichtung dienten die Angehörigen des Sonderkommandos als Handwerker der Vernichtung, als «Zwangsarbeiter des Todes»[25]. Das Sonderkommando wurde im Frühjahr 1942, mit Beginn der Massenvernichtung von Juden sowohl im Stammlager (Auschwitz I) als auch in Auschwitz-Birkenau («Kriegsgefangenenlager Auschwitz», später in Auschwitz II umbenannt) zusammengestellt. Anfangs bestand die Gruppe aus etwa 50 bis 2 50 Häftlingen. Im Sommer 1944, als die Vergasungen in Auschwitz-Birkenau (Auschwitz II) mit der Vernichtung der aus dem ungarischen Staatsgebiet deportierten Juden ihren Höhepunkt erreichten, gehörten etwa 900 Mann dem Kommando an. Diese Häftlinge mussten die Opfer in einen Auskleideraum begleiten und sie dann, wenn sie entkleidet waren, in die Gaskammern geleiten.[26] Nach der Vergasung mussten sie die Gaskammern leeren und säubern. Sie waren ausserdem dazu angehalten, aus den Körpern das herauszuholen, was materiellen Wert haben könnte, vor allem die Haare der Frauen, die Gold-

wird als Todesort von Zisl Zlotojablko-Sfard allerdings Warschau oder Otwock angegeben.

25 Der Ausdruck stammt von Philippe Mesnard 2015.

26 Bei den ersten Vernichtungsaktionen, die bis Frühjahr 1942 noch in Auschwitz I stattfanden, wurden die Opfer in Kleidern vergast und erst hinterher ausgezogen. Bald wurde der Lagerverwaltung klar, dass dies mehr Zeit in Anspruch nahm und die Kleider unbrauchbar machte. Deshalb wurden neben den im Frühjahr und Sommer 1942 in Birkenau in Betrieb genommenen provisorischen Gaskammern («Bunker» 1 und 2, auch «rotes Haus» und «weisses Haus» genannt) im Mai und Juli 1942 Auskleidebaracken aufgestellt und die später dort gebauten vier Krematorien jeweils mit einem Auskleideraum ausgestattet.

zähne und die Prothesen. Sie mussten die Sachen der Toten einsammeln und weiterleiten, die Körper vergraben, exhumieren oder verbrennen, die Dokumente vernichten, die die Opfer bei sich gehabt hatten, die nicht vollständig verbrannten Knochen zermahlen und schliesslich die Asche vergraben oder in den Fluss streuen.[27]

Gemäss einer Anordnung Adolf Eichmanns sollten die Sonderkommandos nach drei Monaten vollständig erschossen werden, was Lagerkommandant Höss jedoch nach eigener Aussage nicht befolgte. Die einzige vollständige nachweisbare Liquidierung des Sonderkommandos fand am 9. Dezember 1942 statt, einen Tag nach Gradowskis Ankunft in Auschwitz-Birkenau. Bis Februar 1944 blieb das neu gebildete Sonderkommando schliesslich auch von Teil-Liquidierungen verschont: Die SS brauchte ihre Arbeitserfahrung, um die Vernichtungsrate auf höchstem Niveau zu halten. Trotzdem wussten alle im Sonderkommando, dass ihre Lebensfrist nur ein Aufschub war und dass sie früher oder später ermordet werden würden. Schliesslich gehörte die Zerstörung jeglicher Möglichkeit der Zeugenschaft zur allgemeineren Strategie der Spurenbeseitigung und der Vernichtung von Beweisen, einer Strategie, der die Sonderkommandomitglieder selbst zuarbeiten mussten, von der Beseitigung der Leichen bis zur Demontierung der Tötungsanlagen, die einige Wochen vor der Evakuierung des Lagers angeordnet wurde. Die Aufgabe der Sonderkommandos bestand eben nicht nur darin, den Vernichtungsprozess zu «betreuen», sondern auch darin, die Spuren zu tilgen. Auch in den anderen

27 Die Asche aus den Öfen wurde in Gruben auf dem Krematoriumsgelände vergraben und in einem Teich bei den Krematorien IV und V sowie von den Verbrennungsgruben aus in den nahegelegenen Fluss, die Weichsel, geschüttet. Zum Teil soll die Asche auch auf Feldern der Umgebung und in Fischteichen als Dünger verstreut sowie im Strassenbau eingesetzt worden sein. Ab Mai 1944 wurde die Asche hauptsächlich in die Weichsel geschüttet, nach Abschluss der Vernichtungsaktion an den Juden aus dem Ghetto Litzmannstadt (Łódź) wurde Anfang September 1944 auch die Asche aus den Sammelgruben in die Weichsel geschüttet.

Tötungszentren und Vernichtungslagern gab es ein Äquivalent zum Auschwitzer Sonderkommando.[28] Aber in Auschwitz war die Maximie-

28 Es gab viele Bezeichnungen für diese Kommandos, je nach Tötungsort und Periode, auch abhängig davon, ob die SS oder die Häftlinge die Namen erfunden hatten. Der Terminus «Sonderkommando» stammt möglicherweise aus dem Vernichtungslager Chełmno, wo er auch das mit der Vernichtung befasste SS-Kommando bezeichnete. Der erste Lagerkommandant, Herbert Lange, war bereits Ende 1939 zum Leiter eines «Sonderkommandos» ernannt worden, das seit Januar 1940 Patienten von Heilanstalten in Gaswagen ermordet hatte. Bald bezeichnete der Terminus allgemeiner Teile der Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes, die mit der Vernichtung beauftragt waren. Sein Code-Charakter lässt den Ursprung in der Amtssprache der Nazis erkennen und verweist auf den Begriff «Sonderbehandlung», mit welchem in den Akten der Lagerverwaltung Vernichtungsaktionen in der Gaskammer bezeichnet wurden (mit dem Akronym «SB»; siehe hierzu die grundlegende sprachkritische Studie von Joseph Wulf, *Aus dem Lexikon der Mörder* (1963), die ausschliesslich diesem Terminus gewidmet ist). Die Gesamtheit der Häftlinge, die in den Vernichtungslagern eingesetzt waren, wurde als «Arbeitsjuden» (in den Lagern der Aktion Reinhardt), als «jüdische Arbeitskräfte» (Chełmno) oder als «Schutz-Häftlinge» bezeichnet. Die Häftlingsgruppen, die direkt in die «Sonderbehandlung» involviert waren, wurden in Chełmno als «Haus»- oder «Schlosskommando», «Waldkommando» (Bezeichnung der SS) oder «Totenjuden» und «Totengräber» (unter den Opfern) bezeichnet. In Bełżec wurden die Häftlinge des Sonderkommandos mit den Namen von «Leichenjuden» und «Todesmannschaft» versehen, während sie in Treblinka nur als «Leichenjuden» bezeichnet wurden. Weiterhin gab es Bezeichnungen, die den Sonderkommando-Häftlingen je nach ihren Aufgaben zugewiesen waren: «Grubenbaukommando», «Begrabungskommando», «Exhumierungskommando», «Tarnkommando», «Schlepper», «Reinigungskommando», «Heizer», «Kleidersortierung», «Knochenstampfer». In Auschwitz selbst sprach die SS in der ersten Zeit der Vergasungen, als sie noch allein in Auschwitz I stattfanden, vom «Fischlkommando» (nach dem Namen des Vorarbeiters des Kommandos) oder «Leichenkommando» (zum Leeren der Gaskammer von Leichen) und vom «Krematoriumskommando», den sogenannten «Heizern» (für die Verbrennung zuständig). Das Fischlkommando gehörte nach kurzer Zeit ja auch zum Krematoriumskommando, und die Aufgaben liessen sich

rung der «Sonderbehandlung» durch Arbeitsteilung und der Einsatz von industriellen Verfahren am weitesten getrieben worden. Hannah Arendt hat 1951 in Bezug auf Auschwitz und andere Tötungszentren von «Fabriken zur Herstellung von Leichen» gesprochen.[29] Noch zutreffender wäre aber vielleicht zu sagen, dass sie nicht nur für die Produktion der Leichen, sondern auch *für ihr Verschwinden* organisiert worden waren. Das Sonderkommando sollte sogar die Asche entsorgen und die Knochen zerstampfen.

Anfang Dezember 1942, als Salmen Gradowski in das Sonderkommando eingegliedert wurde, lief die Massenvernichtung seit ungefähr sieben Monaten in Auschwitz-Birkenau. Zwei Bauernhäuser, die abseits der Gefangenenbaracken lagen, waren zu Gaskammern umfunktioniert worden – Bunker 1 und 2, auch «rotes Haus» und «weisses Haus» genannt.

dann nicht mehr trennen. In den aus Birkenau erhaltenen Arbeitseinsatz-Häftlingskarteien wurden in mehr als zwei Dutzend Fällen Sonderkommando-Häftlinge nachweislich mit einem «S» in der oberen rechten Ecke gekennzeichnet, als Kommando-Bezeichnung wurde zudem «Sonderkdo.» eingetragen. Unter den polnisch- und jiddischsprachigen Häftlingen wurde die Gruppe als «Komando Zonder» oder einfach als «Sonder»/»Zonder» bezeichnet. Parallel zirkulierten unter den Häftlingen im gesamten Lager von Auschwitz sowie in der SS verschiedene Bezeichnungen, wie z.B. «Zonderschtik» (Sonderstück) unter den polnischen, jiddischsprachigen Juden, unter denen es hiess: «Immer noch besser ein Durchfaller [einer, der an Dysenterie leidet; A.K.] als ein Sonderschtik» (Blumental 1981, S. 101). Der Terminus «Himmelkommando», der auch bzgl. der Einsatzgruppen benutzt wurde und in Bezug auf die Opfer sowohl das Sonderkommando als auch die bereits Ermordeten ironisch bezeichnete, war in fast allen Vernichtungslagern verbreitet. Zusätzlich zu den vielen weiteren Bezeichnungen für kleinere, dem Sonderkommando untergeordnete Arbeitsgruppen gab es in Auschwitz «Dentisten» und «Friseure», deren Bezeichnung von makabrer Ironie gefärbt war, weil sie an die Lügen erinnerten, die zuweilen zur Rekrutierung für das Sonderkommando gedient hatten.

29 Arendt 2006, S. 941. Die Überlebenden von Auschwitz Ota Kraus und Erich Kulka hatten bereits 1946 eine der ersten historischen Monographien über das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz in der Tschechoslowakei veröffentlicht, die den Titel *Die Todesfabrik Auschwitz* trug.

Das Sonderkommando zählte bis zu fünfzig Häftlinge pro Bunker. Anfangs mussten sich die Opfer im Freien ausziehen. Kurz nach der Inbetriebnahme der Bunker wurden zu diesem Zweck Pferdestallbaracken errichtet.[30] In der Nähe waren Gruben ausgehoben worden, etwa zwanzig Meter lang, fünf Meter breit und drei Meter tief. Zwischen den Bunkern und den Gruben verlief eine Schmalspurbahn, um die Leichen auf Loren zu transportieren. Von Mai bis September 1942 wurden sie vom «Begrabungskommando», das zwischen 150 und 400 Mann zählte, in Gruben gelegt. Dies geschah auf einem Gelände, das seit Herbst 1941 für Massengräber genutzt wurde und auf dem bereits Tausende Leichen von sowjetischen Kriegsgefangenen und Häftlingen aus dem Lager begraben worden waren. Nach einem Besuch Himmlers am 17./18. Juli 1942 erging der Befehl, verstärkt auf die Vernichtung der Spuren zu achten. Am 21. September bekam das Sonderkommando den Auftrag, die begrabenen Körper zu exhumieren und zu verbrennen. Zu diesem Zweck führte man eine neue Verbrennungsmethode ein, die schon seit Juli 1942 für die Exhumierung und Verbrennung in Cheimno entwickelt worden war: Leichen wurden auf einem Scheiterhaufen verbrannt; nach kurzer Zeit ging man in Auschwitz dazu über, die Leichen in Verbrennungsgruben einzuäschern. Holz, Ölrückstände, Methanol und das Körperfett der Leichen hielten das Feuer am Brennen.[31]

Zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit wurden neue Gebäude errichtet,

30 Siehe oben Fn. 26.

31 Czech 1989, S. 301. Die Verbrennungsmethode ist im Rahmen der sogenannten «Sonderaktion 1005» vom SS-Standartenführer Paul Blobel erfunden worden. Zwischen März und April 1942 war dieser als Leiter des sogenannten «Sonderkommandos 1005» damit beauftragt worden, eine systematische Spurenbeseitigung des Massenmordes in den Ostgebieten (hauptsächlich in Polen und in der Ukraine) durchzuführen. Er experimentierte mit unterschiedlichen Methoden ab Juli 1942 in Chełmno, wo der Kommandant von Auschwitz, Rudolf Höss, sich von ihm die effizienteste Verbrennungsmethode am 16. September 1942 vorführen liess.

in denen die Vernichtung an einem einzigen Ort durchgeführt werden konnte. Diese Gebäude, Krematorium II, III, IV und V, lagen näher an den Häftlingsbaracken als die Bunker[32] und sollten künftig direkt von der Bahn angefahren werden.[33] Jedes Krematorium hatte einen Raum zum Auskleiden, eine oder mehrere Gaskammern und Verbrennungsöfen. In den grossen Krematorien II und III wurden die Gaskammern als Duschräume getarnt und Öfen zur Müllverbrennung eingebaut, die zur Vernichtung der bei den Opfern gefundenen Dokumente dienten. Die Krematorien II bis V wurden in den Wochen nach Gradowskis Ankunft, ab März 1943 sukzessive in Betrieb genommen. Wegen der begrenzten Kapazität der Öfen in Krematorium V und der frühen Ausserbetriebnahme von Krematorium IV wurde die Verbrennung ab Mai 1944 auch auf dem Hinterhof von Krematorium V in Gruben durchgeführt. Als zwischen Mai und Juli 1944 die Massentransporte aus Ungarn das Lager erreichten, wurde auch der Bunker 2 (als «Ausweichbunker V» bezeichnet) mit Verbrennungsgruben wieder in Betrieb genommen.

Anders als die übrigen Lagerhäftlinge lebten die Angehörigen des Sonderkommandos in der Gewissheit ihres baldigen Todes, denn sie waren die einzigen Gefangenen, die das Ausmass der Vernichtung und sämtliche Details des Tötungsprozesses kannten. Ihre Arbeit ging unter Androhung von Schlägen, extremer Folter und eines grausamen Todes vonstatten. Die

32 Es muss hier präzisiert werden, dass sich zur Bezeichnung des Gebäudes, in dem die Tötung stattfand, sowohl der Terminus «Krematorium» wie auch die Bezeichnung «Bunker» finden. Der Terminus «Bunker» kann also je nach Umständen bedeuten: die Gaskammer in Auschwitz I, eine der beiden ersten Gaskammern in Birkenau («rotes Haus» und «weisses Haus»), die Gaskammern der Krematorien II und III in Birkenau (die unter der Erde lagen) und schliesslich Gaskammern ganz allgemein. Einige Angehörige des Sonderkommandos bezeichneten auch die Verbrennungsgruben als «Krematorien».

33 Im Mai 1944 wurde ein Gleisanschluss vom Güterbahnhof Auschwitz, bei dem sich die erste Entladerampe für Deportierte befand, bis in den Lagerkomplex Birkenau hinein verlegt, im Hinblick auf die bevorstehende Vernichtung der aus Ungarn deportierten Juden.

Selektion für das Sonderkommando erfolgte nach einer Quarantänephase, zum Teil auch schon kurze Zeit nach der Ankunft im Lager. Massgeblich für die Auswahl der Häftlinge waren ein guter gesundheitlicher Allgemeinzustand und physische Leistungsfähigkeit. Die SS wählte fast ausschliesslich jüdische Häftlinge aus, ihre Musterung war jedoch oberflächlich: Tatsächlich passierte es, dass sogar Körperbehinderte, Alte und Jugendliche für das Kommando selektiert wurden. Über ihre Aufgabe liess man die neu Rekrutierten zunächst im Unklaren. Dann lernten sie ihre künftige «Arbeit» kennen, indem man sie zwang, eine Gaskammer zu leeren. Der Anblick von Hunderten Toten, die mit nackten Händen angefasst werden mussten, die entsetzliche Erkenntnis, wie umfassend die Vernichtung war und welchem Schicksal die anderen Menschen ihres Transports ausgeliefert worden waren, versetzte sie in eine Art Stupor[34]. Die Mitglieder des Sonderkommandos hatten jedoch keine Wahl. Sie verrichteten ihre Aufgaben, geprägt vom mächtigen Rhythmus und der physischen Härte der auferlegten Arbeit. Den Rhythmus zu verlangsamen bedeutete, sich Schlägen auszusetzen. Gegen die Regeln zu verstossen, Opfern zu verraten, was sie erwartete, einen Befehl zu verweigern, Wertgegenstände zu stehlen oder sogar einen Fluchtversuch zu unternehmen bedeutete den Tod.

Nach den ersten Tagen setzte bei den meisten ein Selbstschutz-Verhalten ein, das sie wie Automaten mechanisch agieren liess. Die SS-Leute versuchten, diesen Prozess zu begünstigen, indem sie alles, was direkt mit dem Töten zusammenhing, selbst übernahmen. Sie brachten die Opfer zu den Tötungsanlagen. Sie schlossen die Türen der Gaskammern und warfen das Zyklon B ein.[35] Solange das Vergasen und Verbrennen in Auschwitz

34 Eric Friedler, Barbara Siebert und Andreas Kilian verwenden in ihrer Studie den Begriff «Zugangsschock» (Friedler, Siebert und Kilian 2005, S. 46).

35 Wie der ehemalige Sonderkommando-Häftling Shlomo Venezia in seinem Gespräch mit Beatrice Prasquier und Marcello Pezzetti erzählt, kam es allerdings auch vor, dass Mitglieder des Sonderkommandos die schweren Deckel der Zyklon-B-Einfüllstutzen hochheben mussten. Siehe Venezia 2008, S. 107.

I und in den Bunkern i und 2 stattfand, war der SS daran gelegen, eine direkte Konfrontation der Mitglieder des Sonderkommandos mit den lebenden Opfern zu vermeiden. Ein Teil des Sonderkommandos musste ihnen jedoch beim Auskleiden helfen. Als die perfektionierten Anlagen der Krematorien II bis V den Betrieb aufnahmen, wurden die Sonderkommandos gezwungen, eine direktere Rolle zu übernehmen und systematisch zu agieren. Ab jetzt mussten sie die Opfer in den Auskleideraum begleiten, ihnen beim Entkleiden helfen, sie über das Bevorstehende belügen und damit in Sicherheit wiegen. Manchmal mussten sie Gewalt anwenden, um Menschen, die sich widersetzten, zur Eile anzutreiben. Gegebenenfalls mussten sie Opfer festhalten, die durch Genickschuss getötet werden sollten.

Ihnen wurden im Vergleich zu anderen Inhaftierten Privilegien zugestanden: Sie hatten häufig genug zu essen und konnten sich gelegentlich aus den Vorräten bedienen, die die Opfer mitgebracht hatten.[36] Sie durften persönliche Gegenstände und Bücher besitzen, zivile Kleidung tragen und sich regelmässig waschen. Von dem Augenblick an, als die SS beschlossen hatte, sie am Leben zu lassen, solange sie das für nützlich erachtete, genossen sie sogar die – dennoch unzureichende – Fürsorge eigens dem Sonderkommando zugewiesener oder zur Mitbetreuung befohlener Ärzte. Die Trupps arbeiteten sowohl tagsüber wie auch nachts, anfangs ohne feste Zeiten und nach Bedarf, vom Frühjahr 1943 an, als die Krematorien in Betrieb genommen wurden, in Zwölf-Stunden-Schichten, ein Ablauf, der jederzeit verändert werden konnte.[37] In den Pausen waren ihnen Akti-

36 Dies war vor allem zwischen Mai und September 1944 der Fall.

37 Wir wissen, dass anfangs die Vernichtungstransporte nur nachts ankamen, zudem nicht täglich. Der Einsatz des Sonderkommandos in permanenten Tag- und Nachtschichten ist erst für den Zeitraum Mai bis Anfang Oktober 1944 nachweisbar, nachdem die Anzahl der Vernichtungstransporte stark angestiegen war und infolgedessen kontinuierlich Tag und Nacht gearbeitet werden musste. Vor 1944 starben Mitglieder des Kommandos auch an Erschöpfung und Krankheiten. Später verbes-

vitäten erlaubt, die sonst verboten waren: Karten oder Fussball spielen, lesen, sogar musizieren.

Wenn das auch im Lager echte Privilegien waren, scheinen sie doch belanglos zu sein, wenn man bedenkt, dass die Sonderkommando-Häftlinge in einer gänzlich vom Tod bestimmten Welt lebten.[38] Alle Gegenstände, die sie um sich hatten, viele der Nahrungsmittel, die sie assen, stammten von Toten. Im Auskleideraum mussten sie sich mit den Opfern, die ins Gas gingen, direkt konfrontieren, ihnen in die Augen sehen und sie belügen. Manchmal erkannte einer von ihnen in der Menge Menschen, die ihm nahestanden; und wenn die Opfer noch nicht wussten, dass sie in den Tod gehen würden, mussten die Sonderkommandoleute schweigen. In einigen Fällen nahmen sie das Risiko in Kauf, mit den Opfern zu sterben. Sie verleugneten ihre Ängste nicht und sagten ihnen manchmal die Wahrheit. Aber solche Versuche, die gelegentlich einen kurzlebigen Widerstand im Auskleideraum bedeuteten, wurden von der SS sofort niedergeschlagen und wirkten sich auf den gnadenlosen Rhythmus von Transporten in die Gaskammern kaum störend aus.

Unter den Männern des Sonderkommandos gab es welche, die auf mehr als eine Art und Weise versuchten, sich der ihnen angetanen Gewalt zu widersetzen. Sie bemühten sich, ihre Menschlichkeit zu bewahren, ihre eigene, aber auch die der Opfer, deren Körper sie verbrennen mussten. Mehrere Zeugnisse berichten, dass in den Krematorien oder Häftlingsunterkünften regelmässig und sogar während der Arbeit religiöse Juden beteten und dabei von anderen Häftlingen geschützt wurden, die ihnen wäh-

serten sich die Bedingungen, vor allem aber wegen der vielen Transporte und der besseren Beziehungen zu anderen Häftlingen des Lagers und zum SS-Personal.

38 In vielen Zeugnissen und Arbeiten über Auschwitz wird das Sonderkommando als Gruppe präsentiert, die in den Genuss gewisser Privilegien gekommen sei, so bei Primo Levi (Levi 1990). Dabei lässt sich hier schwerlich von Privilegien sprechen. Das Sonderkommando muss m. E. als eigene Kategorie betrachtet werden, die die *«terra ethica incognita»*, von der Giorgio Agamben in Bezug auf Auschwitz und das Konzept der «Grauzone» bei Primo Levi spricht (Agamben 2003), erweitert und differenziert. Siehe unten S. 328ff.

rend dieser Zeit zum Teil die Arbeit abnahmen und darüber wachten, dass sie nicht von Kapos oder SS-Leuten gestört wurden. Einige fassten schon das reine Überleben als eine Form des Widerstands auf. Mochte sie auch noch so gering und zerbrechlich sein, die Hoffnung, zu überleben und erzählen zu können war eine Quelle, aus der sie Kraft schöpften. Andere nahmen sich nach wenigen Tagen im Sonderkommando das Leben. Genaue Angaben darüber, wie viele es waren, gibt es nicht. Wieder andere versuchten zu fliehen. Erfolgreiche Fluchten sind nicht überliefert worden, Flüchtige wurden verhört und exekutiert. Als Vergeltungsmassnahme, um weitere Fluchtpläne zu verhindern oder weil gerade weniger Transporte angekündigt waren, liquidierten die Deutschen gelegentlich einen Teil des Kommandos.[39]

Eine kleine Gruppe unternahm auch konkrete Aktionen, um den Ablauf der Vernichtung zu stören. Vermutlich im Herbst 1943 bildete sich ein Kern organisierten Widerstands.[40] Mehrere Häftlinge planten einen Aufstand, um die Krematorien zu zerstören und zu fliehen. Gleichzeitig arbeiteten sie daran, Informationen aus dem Lager hinauszuschaffen: zum einen, um die Aussenwelt zu alarmieren – insbesondere die Juden in den Ghettos, von denen viele immer noch in der trügerischen Hoffnung auf eine Deportation in «Arbeitslager» lebten; zum anderen, um Beweise für die Massenvernichtung zu sammeln: neben Dokumenten – Listen von Transporten und Zeugnissen – vergruben sie auch menschliche Überreste wie Zähne, die dem späteren Finder die Dimension der Vernichtung deutlich machen sollten. In der Gründung einer Widerstandsgruppe innerhalb des Sonderkommandos verband sich die tiefe Sehnsucht, die eigene Erfah-

39 Belegt sind Liquidierungen im Februar, September, Oktober und November 1944-

40 Wer bereits im Herbst 1943 dabei war, kann nur vermutet werden. Laut Andreas Kilian bestand die Gruppe zu diesem Zeitpunkt auf jeden Fall aus Jankiel Handelsman, Jozef Warszawski, Herman Strasfogel, Leon Guz, Chaskl Lemberger, Daniel Obstbaum (alle aus Frankreich deportiert) sowie aus Jaacov Kaminsky, Salmen Gradowski, Leyb Langfus und Salmen Lewental aus Polen.

rung zu vermitteln, mit dem Willen, sich in einer ihrer Aussichtslosigkeit bewussten Geste gegen die Henker aufzulehnen.[41]

Einige unter den Widerständlern hatten eine Funktion in der Häftlingshierarchie. Bisweilen versuchten Kapos und Vorarbeiter der Sonderkommandos, ihren Kameraden Freiheiten zu verschaffen, damit diese ihrer konspirativen Tätigkeit nachgehen konnten.[42] Die Widerstandsgruppe im

41 Die Verbindung von Schreiben und bewaffneter Aktion, darüber hinaus die Deutung des Schreibens und des kulturellen Lebens *dis* Formen von Widerstand wurde von jüdischen Überlebenden, die den Holocaust wissenschaftlich erforschten, früh erkannt. Erste Arbeiten entstanden bereits Mitte der 1940er Jahre. Siehe u.a. die Studien von Michel Borwicz 1953 und Nachman Blumental 1966.

42 Die Strategie der SS bei der Lager Verwaltung in Auschwitz und anderswo bestand darin, bestimmte Funktionen an «Funktionshäftlinge» zu delegieren, die somit zu den «Prominenten» des Lagers zählten. An ihrer Spitze stand der «Lagerälteste», der für die «Blockältesten» verantwortlich war. Diese wiederum hatten für die Organisation und den reibungslosen Ablauf des täglichen Lebens in den Baracken zu sorgen. Sie waren den «Stubenältesten», «Stubendiensten» (die für die Sauberkeit in den Baracken und das Essen zuständig waren) und «Schreibern» (Gehilfen, die hauptsächlich Listen der Häftlinge führen und ein Protokoll vom Appell anfertigen mussten) übergeordnet. Die «Kapos» waren zuständig für die Organisation und die Überwachung der Arbeit und hatten «Vorarbeiter» und gewöhnliche Arbeiter unter sich sowie in grossen Kommandos einen «Oberkapo» über sich. Im Sonderkommando war die Fluktuation nicht allzu gross, und bei drei SS-Wachen je Krematorium hatten Funktionshäftlinge eine zentrale Position. Die meisten von ihnen waren Juden, während in anderen Teilen des Lagers oft Kriminelle oder «politische» Häftlinge diese Rolle übernahmen, vornehmlich Deutsche und Polen. Im Laufe des Jahres 1943 änderte sich die Situation. Bis Februar 1944 sollen in Birkenau etwa 50% aller Blockältesten Juden gewesen sein; auch jüdische Kapos waren keine Seltenheit mehr. Dies galt allerdings nur für mit ausschliesslich jüdischen Häftlingen belegte Blocks und Arbeitskommandos. Die Hierarchie im Sonderkommando scheint durch die Sonderstellung der Funktionshäftlinge bestimmt gewesen zu sein; ausserdem bildeten sich starke Netzwerke unter Menschen gleicher Staatsangehörigkeit oder Sprache. Wegen der besseren materiellen Bedingungen für die Angehörigen des

Sonderkommando nutzte die Privilegien einiger ihrer Mitglieder, um im Lager verbotene Gegenstände zu organisieren.[43] Es gelang ihnen, Aufnahmen von Opfern unmittelbar vor ihrer Ermordung und von der Arbeit des Sonderkommandos an den Verbrennungsgruben zu machen und dem polnischen Widerstand über Verbindungsleute die Negative zukommen zu lassen.[44]

Die Mitglieder der Widerstandsgruppe hielten regelmässigen Kontakt mit der Widerstandsorganisation in Auschwitz I (der «Kampfgruppe Auschwitz»)[45]. Dokumente und Beweismaterial aus den Mordanlagen von Birkenau wurden Mitgliedern der «Kampfgruppe» übergeben mit Hilfe von Häftlingen, die Bewegungsfreiheit auf dem Lagergelände hatten, wie zum Beispiel Angehörige des Elektriker-, Dachdecker- und Installateurkommandos. Die hochriskante Kommunikation zwischen den beiden Gruppen diente aber auch dem Zweck, eine Widerstandsaktion des Sonderkommandos mit einer allgemeinen Revolte im Häftlingslager zu koordinieren.[46]

Der am weitesten fortgeschrittene Aufstandsplan der Widerstandsgrup-

Sonderkommandos ging die Beaufsichtigung der Arbeit durch die Vorarbeiter und Kapos mit weniger systematischer Gewalt gegen die Häftlinge einher.

43 Das Verb «organisieren» hatte im Lagerjargon – ähnlich wie in der deutschen Umgangssprache – eine besondere Bedeutung: es heisst «stehlen», «sich anschaffen» oder Schwarzhandel treiben.

44 Über diese Fotos und ihre Geschichte siehe Georges Didi-Huberman 2007.

45 Die Untergrundorganisation «Kampfgruppe Auschwitz» bestand seit Mai 1943 und versammelte Vertreter der meisten in Auschwitz präsenten Widerstandsgruppen. Sie war ausgehend vom Stammlager Auschwitz organisiert worden, ihr Netzwerk reichte aber bis nach Birkenau und in die Nebenlager. Mitte 1944 bildeten ihre Repräsentanten gemeinsam mit Vertretern der «Union militärischer Organisationen» im Lager zum Zweck der Vorbereitung eines bewaffneten Lageraufstandes den «Militärrat Auschwitz». Friedler, Siebert und Kilian 2005, S. 232ff.

46 Allerdings verfolgten die Widerstandsgruppen in mancher Hinsicht entgegengesetzte Ziele: Während die «Kampfgruppe Auschwitz» dafür arbeitete, die Aussenwelt über die Geschehnisse zu informieren und das Leben ihrer Mitglieder zu si-

pe des Sonderkommandos wurde letztlich nie in die Tat umgesetzt. Am 7. Oktober 1944 führte eine unkoordinierte Revolte einzelner Häftlinge, die während einer Selektion zum Tode bestimmt wurden, und anderer Häftlinge des Sonderkommandos, die sich ihnen anschlossen, zur Zerstörung des Krematoriums IV. Salmen Gradowski, der der Widerstandsgruppe angehört hatte, war unter den Anführern der Revolte in Krematorium II. Noch am Tag des Aufstands liquidierte die SS den grössten Teil des Sonderkommandos – 452 Mann, unter ihnen Gradowski, der im Kampf gefallen sein soll[47]. Zweiundzwanzig Monate war Salmen Gradowski Arbeiter im Sonderkommando gewesen, hatte aber der Vernichtung, deren Zeuge er war, zweifach widerstanden: indem er revoltierte und indem er schrieb.

Schreiben, bezeugen, revoltieren

Einen Tag nach Gradowskis Ankunft wurde das gesamte bisherige Sonderkommando ermordet. Es hatte zuvor die begrabenen Leichen von sowjetischen Kriegsgefangenen und Häftlingen aus dem KL Auschwitz sowie die Leichen aus den Bunkern 1 und 2 exhumiert und mit den Leichen der letzten Mordaktionen verbrannt.[48] Gradowski gehörte also einem vollstän-

chern, strebte die Gruppe im Sonderkommando einen allgemeinen Aufstand und die Stilllegung der Krematorien an, um dem Genozid ein Ende zu setzen.

47 So zwei Zeugen, die mit Gradowski im Sonderkommando waren: Salmen Lewental, der ebenfalls eine Handschrift verfasste und darin den Tod Gradowskis während des Aufstands erwähnt *(Inmitten des grauenvollen Verbrechens. Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos*, S. 250), und Shlomo Dragon in seiner Aussage vom 10. und 11. Mai 1945, in: Franciszek Piper 1993, S. 213. Die zentrale Rolle Gradowskis im Aufstand wird von Ota Kraus und Erich Kulka in *Die Todesfabrik Auschwitz* (1946) sowie in den späteren, durch die Historiker Erich Kulka und Gideon Greif geführten Interviews von Überlebenden des Sonderkommandos bestätigt.

48 Siehe hier Kilian 1999, S. 10; Friedler, Siebert und Kilian 2005, S. 97ff. Da-

dig neu aufgestellten Sonderkommando an. Er wurde zunächst für einige Wochen den Bunkern i und 2 zugewiesen, seine Funktion dort ist nicht bekannt. Zwischen März und Juli 1943, als die Krematorien in Betrieb genommen wurden, teilte man ihn erst der Mannschaft des Krematoriums III und später dem Krematorium II zu.[49] Ausser einigen nichtjüdischen «Prominenten» wurde das gesamte Sonderkommando von Birkenau anfangs in Häftlingsbaracke 2 in dem Lagerteil b von Bauabschnitt I (B I b) untergebracht (auch als Block 2 bezeichnet), im Juli 1943 dann in Pferdestallbaracken des Lagerabschnitts B II d, in Baracke 13 und zeitweise auch 11. Alle Sonderkommando-Baracken in B I b und B II d waren von den anderen Häftlingsbaracken isoliert.[50] Wir wissen, dass Gradowski «Schreiber» in seiner Baracke war.

Im Sommer 1944 wurde der grösste Teil der Häftlinge des Sonderkommandos in den Krematorien selbst untergebracht, auf den Dachböden der Krematorien II und III und im Auskleideraum des Krematoriums IV[51]. Die sukzessiven Umquartierungen entsprachen dem Anliegen der SS, die Vernichtung zu optimieren, vor allem aber sollten die Kontakte der Männer des Sonderkommandos mit anderen Inhaftierten eingeschränkt werden.

nuta Czech gibt in ihrem Kalendarium ein anderes Datum an (3.12.42), siehe Czech 1989, S. 349.

49 Diese Angaben stimmen nicht in allen Zeugnissen überein. Einzelne Zeugen meinen, Gradowski sei im Krematorium V eingesetzt gewesen. Krematorium II wurde am 13. März 1943 und Krematorium III am 24. Juni 1943 in Betrieb genommen.

50 Block 1 und 2 des Lagerabschnitts BI b waren die beiden gemauerten Baracken von Sonderkommando und Strafkompanie, die durch einen gemeinsamen durch eine Mauer abgesperrten Hof isoliert waren. Auch die Blöcke 11 und 13 in B II d waren isoliert: Man hatte die Höfe der beiden Baracken und der dazwischen stehenden Sanitärbaracke an den Seiten einmauern lassen. Vgl. Lagerplan, S. 64 h

51 Krematorium IV war ausser Betrieb und diente nicht zuletzt deshalb als Unterkunft für das Sonderkommando.

Da man sie für Tätigkeiten in dem Krematorium einteilte, in dem sie auch untergebracht waren, kamen sie fast nie mehr nach draussen.

Innerhalb ihrer neuen Unterkunft waren sie, wenn die Arbeit getan war, in der Zeitgestaltung relativ frei. Manche Zeugen versichern, dass wenig geredet wurde, wenn man einmal zurück im Block war. Andere dagegen berichten, dass die Häftlinge über ihre Situation und die ihnen verbleibenden Möglichkeiten debattierten, über die ethischen und theologischen Implikationen ihrer Handlungen, über die Notwendigkeit, Rache zu üben und die Täter zur Rechenschaft zu ziehen. Man kann sich vorstellen, dass Gradowski eher zu denen gehörte, die über das sprachen, was sie durchlebten. Die fragmentarischen Zeugnisse anderer, aber auch seine Niederschriften vermitteln das Bild eines Menschen, der vom Sinn seines Handelns und von der ethischen und spirituellen Dimension seiner Existenz durchdrungen war. Wir wissen von Jakob Freimark (jidd. Yaakov Fraymark), einem Mann, der wie Gradowski aus Suwalki stammte, dass er auch versuchte, anderen Menschen ausserhalb des Sonderkommandos zu helfen. Freimark arbeitete im «Kanada» genannten Effektenlager, wo das an der Selektionsrampe und in den Auskleideräumen zurückgelassene Gepäck der Opfer sortiert wurde.[52] Hier hatte er regelmässigen Kontakt zu den Sonderkommando-Häftlingen, die die restlichen Sachen der Opfer, die im Auskleideraum zurückgeblieben waren, zur Abholung bereitstellten. Gradowski besorgte Freimark Lebensmittel, um einige Häftlinge, die auch aus Suwalki kamen, vor dem Verhungern zu bewahren.[53] Dank Freimark wissen wir auch, dass Gradowski seinen Glauben weiterhin praktizierte. Er berichtet, dass Gradowski sich nach jedem Transport seine Tefillin (Gebetsriemen) anzulegen pflegte, sich in seinen Gebetsmantel hüllte und das

52 Die sogenannten Effektenlager I und II wurden im Lagerjargon «Kanada» genannt, weil dieses Land Reichtum symbolisierte.

53 Freimark erwähnt dies in einem am 18. Februar 1964 aufgenommenen und in Yad Vashem aufbewahrten Bericht (Nr. 03/2270) und in seinem Beitrag zum Yizkov-Buch von Suwalki (siehe oben Fn. 15), S. 638.

Kaddisch für die Seelen der Opfer sagte. Freimark gegenüber äusserte Gradowski auch den Schmerz, den ihm die Verbrennung der heiligen Bücher und Kultobjekte bereitete, sowie die Überzeugung, dass er und alle Sonderkommando-Mitglieder tagtäglich eine Sünde begingen.[54] Neben seinem Glauben war es vermutlich seine politische Überzeugung, die ihm in Momenten der tiefsten Verzweiflung Widerstandskraft gab.

Im Block blieb aus ersichtlichen Gründen die Tätigkeit des Schreibens hoch verdächtig. Trotz der damit verbundenen Gefahr begann Gradowski, Listen von Transporten und Häftlingen anzulegen. Er befragte Angehörige der verschiedenen Teilkommandos, sobald sich die Gelegenheit ergab. Parallel dazu oder möglicherweise ein wenig später – das wissen wir nicht – entschloss er sich, eigene Texte zu schreiben. Er war nicht der Einzige, und die Absicht, Zeugnisse für die Nachwelt zu hinterlassen, wurde in der Widerstandsgruppe offen diskutiert.[55] Der Gesamtkomplex der auf Jid-

54 Ber Mark 1985, S. 157, mit Verweis auf die nicht mehr aktuelle Signatur (Yad Vashem Archiv, «Yaakov Freimark», Nr. 944/99-F).

55 Die genaue Anzahl der Zeugnisse, die innerhalb der Widerstandsgruppe im Sonderkommando entstanden, ist unbekannt; unterschiedlichen Aussagen von Überlebenden sowie Hinweisen in den Aufzeichnungen selbst zufolge müssen es weit mehr gewesen sein als die acht zwischen 1945 und 1980 ausgegrabenen Manuskripte der fünf Verfasser Salmen Gradowski, Leyb Langfus, Salmen Lewental, Chaim Herman Strasfogel und Marcel Nadjary. Der erste Fund, 1945, war ein kurzer, auf Französisch geschriebener Brief von Herman Strasfogel an seine Ehefrau und Tochter; sodann die Manuskripte von Salmen Gradowski und der jiddisch verfasste Text eines gewissen «Leyb» (später Leyb Langfus zugeschrieben). Ein zweiter, wohl ebenfalls Leyb Langfus zuzuschreibender Text tauchte 1952 auf. Im Juli 1961 wurde ein kurzer jiddischer Text von Salmen Lewental ausgegraben, der als Anlage zu einem im Ghetto Łódź verfassten Tagebuch gedacht war. Ein weiterer Text Lewentals wird im Oktober 1962 entdeckt, zusammen mit einem kurzen, abermals Leyb Langfus zugeschriebenen Manuskript und einer polnisch notierten Transportliste von in Auschwitz ermordeten Juden. 1980 wurde ein griechisch geschriebener Brief von Marcel Nadjary gefunden.

disch verfassten Manuskripte, die aufgefunden wurden, lässt darauf schliessen, dass die Verfasser – Salmen Gradowski, Salmen Lewental und Leyb Langfus – die einzelnen Themen unter sich aufgeteilt haben.[56] Sicher ist, dass in der Gruppe besprochen wurde, wie und wo die Manuskripte versteckt werden sollten.[57] Das alles erlaubt, von einer Art Geheimarchiv zu sprechen: Die Zeugen und Opfer wurden zu Laienhistorikern, Chronisten und Dichtern ihrer eigenen Vernichtung, und das Archiv, das sie hinterlassen haben, muss zweifelsohne in Verbindung und in Kontinuität betrachtet werden mit der seit Ende des 19. Jahrhunderts von ostjüdischen Intellektuellen geförderten Aktivität des Sammelns von Dokumenten und des Aufzeichnens der jüdischen Geschichte.[58]

Wir wissen, dass Gradowski einzelne Kameraden in seine Pläne eingeweiht hat, vor allem diejenigen, die ausserhalb des Sonderkommandos für die Beschaffung der nötigen Materialien sorgen konnten, und jene, die ihm im Block helfen konnten, seine Schreibtätigkeit vor der SS und den Blockältesten geheim zu halten. Für die Papierbeschaffung konnte er auf Jakob Freimark zählen, der im «Kanada»-Lager Notizbücher und Papier besorg-

56 Dies ist auch die Hypothese von Krystina Oleksy 1995, S. 126, und Danuta Czech, «Vorwort», *Inmitten des grauenvollen Verbrechens* 1996, S. 11.

57 Einen Hinweis darauf gibt Henryk Porçbski, Häftling im Elektrikerkommando, der konspirative Kontakte zum Sonderkommando hatte. Im Juli 1961 führte Porçbski eine polnische Untersuchungskommission zum Fundort des Tagebuchs eines unbekannten Verfassers aus dem Ghetto Litzmannstadt, das von einem anderen Mitglied des Sonderkommandos, Salmen Lewental, in einem beigelegten Brief kommentiert wurde. In seiner Aussage vom 29. Juli 1961 vor derselben Kommission erklärte er, dass die von der Sonderkommando-Widerstandsgruppe geplante Vergrabungsaktion im Juli 1944 eingeleitet wurde und dass dafür das Gelände hinter Krematorium III (zwischen dem Auskleideraum und der Gaskammer) ausgesucht worden sei. Porçbski erinnert sich an ungefähr 36 Behälter, die vergraben wurden. Aussage von Henryk Porçbski, Archiv des Staatlichen Museums in Auschwitz (APMO), Bestand Erklärungen, Bd. 21, Bl. i6f., zitiert bei Krystina Oleksy 1995, S. 125.

58 Siehe hierzu unten, S. 277 ff.

te, das aus Zementsäcken hergestellt wurde. Unterstützung kam auch von Shlomo Dragon, der als «Stubendienst» eingesetzt war. Wie Salmen war auch Shlomo seit Anfang Dezember 1942 im Sonderkommando, zusammen mit seinem älteren Bruder Abraham. Er stammte aus der polnischen Kleinstadt Zuromin, wo er vor dem Krieg als Schneider im Geschäft seines Vaters gearbeitet hatte. Im Sonderkommando war er aktives Mitglied der Widerstandsgruppe. Er erinnert sich an Gradowskis Schreibtätigkeit:

> Kaum jemand wusste, dass er diese Aufzeichnungen führte; nur ich als Stubendienstarbeiter wusste davon. Wir ermöglichten ihm die Abfassung der Listen, denn eigentlich erlaubten die Bedingungen so etwas nicht. Ich besorgte ihm ein Bett neben einem Fenster, damit er genügend Licht zum Schreiben hatte. [...] Er sagte uns, man müsse der Welt ein Zeugnis über die Ereignisse im Lager hinterlassen. Als er die Aufzeichnungen begann, ahnten wir bereits, dass unsere Überlebenschancen gleich Null waren. Immer wieder richteten die Deutschen Gruppen von Sonderkommando-Häftlingen hin [...]. Er steckte die Hefte in Glasbehälter, die an Thermoskannen erinnerten, und verbarg sie an allen möglichen Orten. Er entwickelte dazu eine ganz besondere Methode.[59]

Laut Shlomo Dragon und bestätigt von Eliezer Eisenschmidt, einem anderen Überlebenden des Sonderkommandos, der mit Gradowskis Transport nach Auschwitz deportiert wurde, teilte Gradowski seine Pritsche mit einem Mann, der «Maggid» oder «Dayan von Maköw» genannt wurde (Prediger und rabbinischer Richter von Maköw[60]). Andere Zeugnisse identifizieren diesen Mann als Leyb Langfus, der ebenfalls einen Text im Boden der Krematorien hinterliess.[61] Gleichen Alters wie Gradowski, war

59 Greif 1999, S. 168.

60 *Maggid* (pl. *maggidim)*: Wanderprediger.

61 So der ehemalige Häftling Milton Buki, der 1988 in Jerusalem von dem Historiker

er im Beth Din seiner Stadt rabbinischer Richter gewesen. Im Sonderkommando hatte er eine kleine Gruppe religiöser Juden um sich versammelt, mit denen er betete und die Torah studierte. Eisenschmidt und Dragon betonen beide, dass Langfus und Gradowski *zusammen* schrieben:

> In Birkenau schrieben [Gradowski] und der «Maggid» von Mako w nachts Tagebücher über die Ereignisse: Woher die Transporte kamen. Wie viele Menschen eingetroffen waren. Wann der Transport kam. Wie viele ermordet wurden und wie viele als Häftlinge in das Lager kamen. Die Listen versteckten sie in Flaschen, die sie im Müll gefunden hatten. Die Flaschen versiegelten sie mit Wachs, damit sie bis zur Wiederauffindung nach der Niederlage der Deutschen erhalten blieben. Wir wussten bereits, dass wir jedes Stück Wachs, das wir im Abfall fanden, aufheben und an den «Maggid» oder an Gradowski weiterreichen mussten, damit sie mit diesem Wachs die Flaschen der geheimen Tagebücher versiegeln konnten.[62]

Den Wunsch, Zeugnis abzulegen, hatte nicht nur der enge Kreis derer, die schrieben. In mancher Hinsicht sind die von Menschen des Sonderkommandos verfassten Transportlisten und geschriebenen Texte auch das Ergebnis kollektiver Gesten, die eine von vielen geteilte Intention offenbaren. Das spiegelt auch die Organisationskette wider, die eingerichtet werden musste, damit die Zeugnisse nicht verloren gingen: angefangen bei der Papierbeschaffung bis zum Auffinden eines der Manuskripte durch Shlomo Dragon – und dazwischen unter anderem das Sammeln von Wachsresten zum Versiegeln der Flaschen.

Neben den Transportlisten, die er verfasste, schrieb Gradowski spätestens im Spätherbst 1943 seinen ersten Text, «Komm hierher, Du Mensch» (S. 74-142), in ein kleines Notizbuch mit kariertem Papier und schwarzem

Nathan Cohen interviewt wurde. Siehe Cohen 1990, S. 276, Fn. 4. Über das Zeugnis von Leyb Langfus siehe unten S. 300 ff.

62 Eliezer Eisenschmidt in: Greif 1999, S. 277-278.

Umschlag. Der Text widmet sich den Ereignissen vor der Zeit im Sonderkommando und hat die Reise vom Sammellager Kietbasin nach Auschwitz zum Thema. Auf die Wochen zurückblickend, in denen die deutschen Truppen die «Aktion Judenrein» in der Region Grodno durchführten und die Überlebenden im Lager Kielbasin sammelten, setzt die Erzählung zu dem Zeitpunkt ein, als die meisten Gefangenen des Sammellagers nach Auschwitz deportiert werden. Unter ihnen ist der Erzähler und Zeuge Gradowski mit seinen Familienangehörigen. Eine Widmung an die ermordeten Familienmitglieder, die nur mit ihren Vornamen genannt werden (S. 73), ist dem Text im Notizbuch vorangestellt, sowie ein Satz in vier Sprachen (Polnisch, Russisch, Französisch und Deutsch): «Interessieren Sie sich für dieses Dokument, weil es sehr wichtiges Material enthält.» (S. 72)

Der Text selbst hat die Form einer Anrufung, gerichtet an einen «freien Menschen» in der Zukunft, der den Zeugen in die Hölle von Auschwitz begleiten soll. Indem der Autor im eigenen Namen spricht, in der ersten Person, als Augenzeuge und als Opfer, gibt er sich vor den Lesern als Führer und Mittler aus. Die Erzählung zeichnet den Weg nach, der den Verfasser nach Auschwitz geführt hat, Orte werden genannt, dennoch wird man Namen, Zahlen, präzise Fakten und Daten nur gelegentlich finden. Gradowski will weder den Untergang eines Einzelnen darstellen noch sich allein auf Fakten und Daten fokussieren: Durch die Schilderung der Ankunft seines Transports in Auschwitz will er exemplarisch die Vernichtung eines ganzen Volkes nachzeichnen. Das vollgeschriebene Notizbuch versteckte er zunächst in einer Grube unter der Asche, wahrscheinlich kurz nachdem er seinen Text fertiggestellt hatte.

In der Folge verfasste er drei weitere, voneinander unabhängige und in sich geschlossene Texte. Sie wurden vermutlich ebenfalls in Notizbüchern niedergeschrieben.[63] Der exakte Zeitpunkt ihrer Entstehung lässt sich

63 Die drei erhaltenen Blätter deuten daraufhin, aber da das von Chaim Wollnerman erworbene Original kurz nach Kriegsende gestohlen wurde, wissen wir es nicht mit

nicht mit Sicherheit bestimmen. Was «Eine Mondnacht» betrifft, so sind wir auf Vermutungen angewiesen. Hingegen lässt sich die Niederschrift der beiden anderen Texte des zweiten Konvoluts annäherungsweise datieren. «Die Zertrennung» (S. 219-259) und «Der tschechische Transport» (S. 157-218) wurden zwischen Ende Februar und Anfang April 1944 verfasst[64], vermutlich unmittelbar nach den dort geschilderten Ereignissen: der partiellen Liquidierung des Sonderkommandos am 24. Februar 1944 und der ersten Liquidationsaktion des tschechischen Familienlagers am 8. März 1944.[65]

Sicherheit. Wollnerman schreibt zudem in seiner Einführung zu den «Notizbüchern»: «Aus der Büchse, die teilweise verrottet und verrostet war, bekamen wir kleine Blätter und Notizbücher heraus, die in jiddischer Sprache eng von Hand beschrieben waren.» «Einführung» in Gradovski 1977, S. 4.

64 «Die Zertrennung» entstand mit Sicherheit zwischen Ende Februar und Anfang März 1944, denn Gradowski präzisiert an zwei Stellen, er sei seit 15 Monaten im Sonderkommando. «Der tschechische Transport» entstand etwa einen Monat später, zwischen Anfang März und Anfang April 1944, denn Gradowski schreibt in seinem Brief: «Das alles, was hier geschrieben ist, habe ich selbst, selbst erlebt in meinen sechzehn Monaten ‚Sonderarbeit'» (S. 159). Und er erwähnt im Lauf des Textes mehrmals die seit seiner Ankunft vergangenen 16 Monate.

65 Dabei handelte es sich um einen Abschnitt des Lagers, B II b, in dem zwischen September 1943 und Juli 1944 Familien interniert waren, die aus dem Ghetto Theresienstadt kamen. Im Hinblick auf einen möglichen Besuch des Roten Kreuzes in Auschwitz erfuhren die Häftlinge dort für die begrenzte Zeit von sechs Monaten privilegierte Behandlung. Sie waren fern von den Krematorien untergebracht. Die Familien waren nicht getrennt. Obwohl Männer, Frauen und Kinder in getrennten Blocks wohnten, durften die Kinder, die noch ihre Mütter im Lager hatten, die Nacht mit ihnen verbringen. Die Häftlinge konnten ihre Haare behalten und ihre eigene Bekleidung tragen. Schwangere Frauen wurden nicht sofort vergast und durften ihre Kander austragen. Sie dienten dabei aber auch als menschliche Versuchskaninchen für pseudomedizinische Experimente. Nach der ersten Liquidierung des Lagers in der Nacht des 8. auf den 9. März 1944 wurden weitere 6‘500 bis

«Eine Mondnacht» (S. 147-156) ist keinem bestimmten Ereignis gewidmet. Es handelt sich um eine lange Rede an den Mond, zugleich Klage und Anklage, dass er angesichts der entsetzlichen Ereignisse, die sich vor seinen Augen und in seinem Licht badend abspielen, gleichgültig bleibt. «Der tschechische Transport» schildert die erste Etappe der Liquidierung des Familienlagers aus Theresienstadt, die in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1944 stattfand. Einigen Zeugen zufolge war die Widerstandsgruppe im Sonderkommando mit Männern des Familienlagers in Kontakt gewesen, um einen gemeinsamen Aufstand zu koordinieren[66]. Die Widerstandsaktivisten des Sonderkommandos hofften, im Familienlager auf junge Männer als Kombattanten zählen zu können. Diese waren zum Teil militante Zionisten, oft in besserer körperlicher Verfassung als viele Häftlinge in anderen Lager teilen. Ab Ende Februar kursierten Gerüchte über eine unmittelbar bevorstehende Liquidierung, und in den ersten Märztagen bekam das Sonderkommando den Befehl, die Öfen zu beheizen. Das wies auf die Ankunft eines wichtigen Transports hin, und es bestand kein Zweifel mehr, dass die Juden des Familienlagers zum Tode verurteilt waren. Die Verantwortlichen im Familienlager sollen sich jedoch geweigert haben, Widerstand zu leisten – einige, weil sie nicht an ihre Vernichtung glauben wollten, andere aus Rücksichtnahme auf die vielen Kinder.[67] Eine Revolte misslang, was als versäumte Gelegenheit für einen allgemeinen Aufstand betrachtet wurde.

6‘700 Personen in zwei Nächten zwischen dem 10. und 12. Juli 1944 ermordet und das Theresienstädter Familienlager dadurch aufgelöst.

66 Dies wird u.a. im sogenannten Vrba-Wetzler-Bericht erwähnt, der von den aus Auschwitz entflohenen Alfred Wetzler und Rudolf Vrba im April 1944 verfasst wurde (Wetzler 1946). Der Historiker Miroslav Kárný vertritt hingegen die Meinung, dass es keinerlei gemeinsame Planung gegeben habe (Kárný 1997, S. 207£), und zieht Gradowskis Schilderung der Ereignisse als Beleg heran.

67 Als ehemaliges Mitglied des Sonderkommandos schildert Filip Müller die Liquidierung des Familienlagers in seinem Buch *Sonderbehandlung. Drei Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz* (1979) und erwähnt darin die Ungläubigkeit der Opfer (insb. S. 163).

Die Ereignisse in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1944, als 3‘791 Menschen aus dem Familienlager in den Gaskammern ermordet wurden, schockierten die anderen Inhaftierten des Lagers sehr, vor allem die Männer des Sonderkommandos. Die Mitglieder der Widerstandsgruppe hatten bis zuletzt auf eine Revolte gehofft und wären bereit gewesen, sich beim kleinsten Zeichen seitens der Opfer gegen die Deutschen zu wenden. Die Opfer aber rebellierten nicht, jedenfalls nicht mit Gewalt, obgleich sie wussten, was sie erwartete. Sie leisteten Widerstand mit ihren letzten Gesten, indem sie ihre Verachtung für die SS und ihre Hoffnung auf die Zukunft in Worten bekundeten, schliesslich mit Liedern (die Hatikwa, die Internationale, das Partisanenlied und die tschechische Nationalhymne), die ihre kollektive Identität und ihre geistige sowie politische Widerstandskraft zum Ausdruck brachten. Im «Tschechischen Transport» legt Gradowski den ganzen Prozess des Tötens präzise dar, zeichnet ihn Etappe für Etappe nach: die Trennung der Familien vor der Abfahrt zu den Krematorien, die Ankunft dort, die Entkleidung, den Gang in die Gaskammer, den Gesang der Opfer, ihre Agonie, das Herausholen der Leichen, ihre Verbrennung. Er wendet sich an seine Leserschaft in der Zukunft, jenen «freien Bürger der Welt», und führt sie Schritt für Schritt bis zum «Herzen der Hölle». Dieses «Herz» ist der Raum mit den Öfen, in denen die Körper der Opfer verzehrt werden, bevor sie sich zum Himmel steigend mit den anderen «vereinigen».

Der dritte Text, «Die Zertrennung», erzählt von einem Ereignis, das *vor* der Liquidierung des Familienlagers stattgefunden hat: der Ende Februar 1944 durchgeführten Selektion eines Teils des Sonderkommandos, die möglicherweise als Vergeltung nach einem Fluchtversuch von der SS beschlossen wurde. Ungefähr die Hälfte des damaligen Sonderkommandos, etwa 200 Mann, war selektiert worden, darunter vor allem Häftlinge, die sekundäre Arbeit zu leisten hatten, wie z.B. das «Reinigungskommando», das die Haare der Opfer waschen sollte. Am 24. Februar 1944 wurden die selektierten Männer von Auschwitz zum KL Lublin (Majdanek) verbracht

und dort ermordet.[68] Auch in diesem Text dominiert die kollektive Erfahrung das individuelle Erleben. Das «Wir» des Sonderkommandos, das durch die gemeinsame Erfahrung zusammengeschweisst wurde, wird plötzlich zerrissen. Die etwa 400 Menschen wissen, dass die Hälfte von ihnen zum Tode verurteilt ist. Die von den Nazis durchgeführte «Zertrennung» erleben sie als Amputation, die in jedem den nackten, individuellen Überlebenswillen verschärft, auf Kosten der Solidarität, die zu verteidigen sie sich zuvor selbst geschworen hatten.

Jedem der drei Teile des zweiten Manuskripts hat Salmen Gradowskis einen Brief vorangestellt (S. 143 ff., 157 ff. und 219 ff.). Darin wendet er sich explizit an seine zukünftige Leserschaft und erklärt seine Situation und Identität – allerdings nur in der chiffrierten, von Wollnerman später entschlüsselten Signatur. Die Tatsache, dass es drei verschiedene Briefe gibt, deutet daraufhin, dass er die Texte an unterschiedlichen Orten vergraben wollte, aber wohl aus zeitlichen Gründen darauf verzichtete. Aus wie vielen Notizbüchern die drei Texte stammen und wo und wann genau sie vergraben wurden, ist nicht mehr nachzuvollziehen.[69] Anders verhält es sich mit dem ersten Manuskript. Als die Verantwortlichen Anfang September 1944 begannen, die Spuren ihrer Verbrechen zu beseitigen und besonders die Gruben voller Asche leeren zu lassen, holte Gradowski es aus der Erde, um es an einem anderen, sichereren Ort zu verstecken. Die Bemühungen der SS, Spuren zu verwischen, deuteten auf eine bevorstehende Liquidation des Lagers hin. In den Monaten zuvor hatte sich die Widerstandsgruppe innerhalb des Sonderkommandos Waffen beschafft und mit Hilfe von Frauen, die in der Rüstungsfabrik der Weichsel-Metall-Union

68 Dies erfuhren die Überlebenden des Sonderkommandos einige Wochen später nach der Ankunft eines Transports aus Majdanek, der das dortige Krematoriumskommando mit sich führte, das aus 19 sowjetischen Kriegsgefangenen und einem reichsdeutschen Kapo bestand und in das Auschwitzer Sonderkommando eingegliedert wurde.

69 Einen Hinweis gibt hier Henryk Porçbskis Aussage, als er das Krematorium III erwähnt, siehe Fn. 57.

arbeiteten, Schwarzpulver in die Krematorien geschmuggelt. Einzelne Häftlinge hatten sogar Granaten gebaut, von denen Shlomo Dragon einige in seiner Matratze versteckte, und ihre Kontakte mit der «Kampfgruppe Auschwitz» verstärkt. Weil sie über das Vorrücken der Roten Armee informiert war, zögerte die Kampfgruppe die Revolte bereits seit Anfang 1944 immer wieder hinaus, so dass die Männer des Sonderkommandos noch die Liquidierungen des tschechischen Familienlagers (März und Juli 1944) und des sogenannten Zigeunerlagers (August 1944)[70] und vor allem die Massenvernichtung der Juden aus Ungarn (Mai – Juli 1944) miterleben mussten. Nach mehreren verpassten Gelegenheiten, der kurzfristigen Absage eines bereits festgelegten Aufstandstermins im Sommer 1944 und angesichts der bevorstehenden Liquidierung des Sonderkommandos erschien den Widerständlern des Sonderkommandos der Zeitpunkt Anfang September 1944 als einzige Chance. Wenn es schon nicht mehr darum ging, zu überleben, so wollte man wenigstens mit der Waffe in der Hand sterben.

Bevor er das Notizbuch erneut vergrub, schrieb Gradowski einen Begleitbrief, datiert auf den 6. September 1944 (S. 69). Darüber hinaus fügte er am Ende des Büchleins zwei vielleicht unmittelbar vor dem Vergraben verfasste Notizen an, die dem «Finder» einige Informationen über den Autor liefern: die Adresse eines Onkels in New York und die Angabe, wann der Text geschrieben wurde (S. 142)[71]. Mitten im Satz bricht er ab: «Aber letztens ... « Somit sind der Brief und die am Ende des Notizbuchs eingefügten Informationen die letzten Sätze, die Gradowski schrieb, bevor die Flasche erneut vergraben wurde. Den Brief verfasste Gradowski «im Au-

70 Das «Zigeunerlager» funktionierte nach demselben Prinzip wie das tschechische Familienlager. Es wurde von Februar 1943 bis August 1944 im Bereich B II e aufrechterhalten, allerdings nicht wegen einer möglichen Visite des Roten Kreuzes wie im Falle des Familienlagers aus Theresienstadt (vgl. Fn. 65).

71 Auf der letzten Seite des Notizbuchs ist der Satz «Ich habe es vor zehn Monaten geschrieben» zu lesen. Der damit gemeinte Text ist somit Gradowskis älteste bekannte Schrift.

genblick grösster Gefahr und Erregung», wohl in Erwartung des unmittelbar bevorstehenden Aufstands. Diese Umstände mögen erklären, warum er sich dafür entschied, ihn mit seinem eigenen, unverschlüsselten Namen zu unterschreiben.

Der Aufstand fand erst am 7. Oktober 1944 statt. Die Widerstandsgruppe erhielt kurz zuvor die Information über die geplante Liquidierung fast der Hälfte des Sonderkommandos, die bei den Krematorien IV und V eingesetzt waren. Einige Häftlinge kündigten Widerstand an – unter ihnen Gradowski – und riskierten einen verzweifelten Kampf, bei dem letztlich zwei Drittel des Sonderkommandos umgebracht wurden. Am 9. Oktober 1944 waren nur noch 212 Häftlinge am Leben.

Textodysseen

Gradowskis Textkonvolute existierten lange Zeit getrennt. Die Odyssee des ersten Manuskripts, des Textes, der als erster geschrieben und als letzter vergraben worden war, führt uns von Auschwitz nach Leningrad, dann nach Warschau und schliesslich nach Jerusalem. Als Shlomo Dragon seinen Fund der sowjetischen Untersuchungskommission übergab, liess man Gradowskis Brief sogleich ins Russische übersetzen. Aber der Appell an den Leser der Zukunft wurde nicht befolgt: Feldflasche und Manuskript gelangten in den Archivfundus des Militärmedizinischen Museums des Verteidigungsministeriums in Sankt Petersburg.[72] In der Sowjetunion

72 Diesem Museum wurde Gradowskis Manuskript von einem gewissen Prof. Avdeev anvertraut, der für die Untersuchung medizinischer Aspekte nationalsozialistischer Verbrechen verantwortlich war. Die verschiedenen Objekte, die die Kommission 1945 an sich nahm, befinden sich noch heute dort. Sie sind folgendermassen katalogisiert: Nr. 21427: das von Angehörigen der sowjetischen Untersuchungskommission redigierte Protokoll von der Auffindung des Gefässes (Aluminiumflasche) und die Beschreibung seines Inhalts; Nr. 21428: das Gefäss selbst; Nr. 21429: Gra-

konnte Gradowskis Zeugnis nicht publiziert werden: Die Arbeit des Sonderkommandos und seine Rolle während der Judenvernichtung liessen sich nicht in das vorherrschende antifaschistische Narrativ integrieren; ausserdem enthielt es zahlreiche Antisemitismusvorwürfe gegen nichtjüdische Polen. In einem zunehmend antisemitischen Klima und im Rahmen der sowjetischen Erinnerungspolitik, die das Gedächtnis der Shoah marginalisierte, war es dazu verdammt, ein vergessenes Archivdokument zu werden.

Dennoch gelang es dem leitenden wissenschaftlichen Berater des Militärmedizinischen Museums in Leningrad, Anton Lopatjonok, den Text zwischen 1961 und 1962 als Mikrofilmkopie nach Polen zu senden, höchstwahrscheinlich über einen Mittelsmann in der DDR, wo Lopatenok stationiert war. Eine Kopie des Mikrofilms, eine Fotokopie des Briefs Gradowskis und einen von ihm verfassten Essay zum Manuskript mit Anschreiben an Bernard (Ber) Mark vertraute er einem Dozenten der Universität Łódź, Pawel Korzec, an. Korzec reichte beides an den Historiker Bernard Mark weiter, den Leiter des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau (ZIH). Das ZIH hatte seit seiner Gründung 1947 die Tätigkeit der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission abgelöst und wurde zum Sammelort nicht nur der Materialien des Ringelblum-Archivs[73], sondern auch Tausender Manuskripte, die vor und während der Shoah verfasst wurden. In Polen fand nur hier eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Verfolgung und Ermordung der Juden statt. Im Zuge des seit 1949 wachsenden Einflusses der Partei wurden Forschung und Publikationen des Instituts überwacht und gegebenenfalls zensiert.[74]

dowskis Brief (im jiddischen Original und in russischer Übersetzung); Nr. 21430: das Notizbuch mit den 91 beschriebenen Seiten.

73 Siehe Fn. 3.

74 Bernard (Ber) Mark, der aufgrund seiner leitenden Funktion der Parteilinie treu blieb, hat mehrere Manuskripte – darunter das Tagebuch Emanuel Ringelblums – in verfälschter Form veröffentlicht: jegliche Anspielung auf die Einzigartigkeit der Judenverfolgung innerhalb der faschistischen Unterdrückungspolitik sowie Kritik

Bernard Mark erkannte die Bedeutung von Gradowskis Manuskript, besonders im Hinblick auf den Auschwitz-Prozess, der 1963 in der Bundesrepublik beginnen sollte. Bereits im März 1962 hatte er die Übersetzung ins Polnische abgeschlossen.[75] Erst 1969, drei Jahre nach seinem Tod, wurde sie von seiner Witwe Ester Mark bearbeitet, für den Druck vorbereitet und in der Zeitschrift des Jüdischen Historischen Instituts *(Biuletyn Zydowskiego Instytutu Historycznego)* in einer zensierten Version veröffentlicht. Roman Pytel bearbeitete seinerseits ebenfalls Marks Übersetzung und veröffentlichte eine von ihm überarbeitete Version zwei Jahre später, im Jahr 1971.

Mark hatte bis zu seinem Tod an einem Buch in jiddischer Sprache über die Formen des Widerstands im Lager Auschwitz-Birkenau gearbeitet, das Ester Mark später, 1977, in Israel veröffentlichte. *Megiles Oyshvits* (Die Rollen von Auschwitz)[76] enthielt in seinem zweiten Teil die drei dem Jüdischen Historischen Institut damals bekannten Manuskripte des Sonderkommandos: das Manuskript von Salmen Lewental, das eines später durch Ester Mark als Leyb Langfus identifizierten «unbekannten Autors» und Gradowskis aus Leningrad überbrachtes Manuskript, im Original und mit Kommentaren. Bei der Herausgabe des Textes von Gradowski nutzte Es-

an Kommunisten oder der Sowjetunion waren entfernt worden. Es gab jedoch einige Ausnahmen, wie z.B. Ringelblums Manuskript über die polnisch-jüdischen Beziehungen (geschrieben auf Polnisch, als er sich im Warschauer Ghetto versteckte), das 1958/59 in der Zeitschrift des Instituts in einer unzensierten Version erscheinen konnte. Überhaupt müssen Bernard Marks Rolle und Handeln nuanciert betrachtet werden. Der gewaltige Druck, dem der Historiker ausgesetzt war, liess ihm wenig Spielraum, was auch erklärt, warum er am Ende seines Lebens nach Israel auswandern wollte. Siehe Stach 2016 und Nalewajko-Kulikov 2008.

75 Laut Pavel Poljan 2013, S. 174.

76 Das hebräische Wort *megilot* bezeichnet biblische Bücher, die wie die Bücher der Torah Rollenform haben und in bestimmten Gottesdiensten gelesen werden. Dazu gehören die «Klagelieder Jeremias», die am 9. Av (zwischen Juli und August) zur Erinnerung an die Zerstörung des Tempels gelesen werden, und das Buch Esther, das an Purim gelesen wird. Der Terminus findet sich auch oft in den Titeln von Yizkor-Büchern wieder (siehe Fn. 15).

ter Mark die von ihrem Mann und von Pytel unternommene Transkription des Originalmanuskripts. *Megiles Oyshvits* wurde ins Französische (1982) und ins Englische (1985) übersetzt, und somit konnte Gradowskis Zeugnis erstmals breiter rezipiert werden.

Wenn die neue Ausgabe sich auch enger an Gradowskis ursprünglichen Text hielt als die 1969 veröffentlichte Fassung, blieb sie dennoch problematisch; die Entzifferung war stellenweise nicht sorgfältig genug, ganze Passagen fehlten. Ungeachtet dessen basieren die meisten bisher erschienenen Ausgaben auf den von Bernard und Ester Mark oder von Roman Pytel erarbeiteten Versionen des Gradowski-Textes.[77]

Auch das zweite Konvolut – «Eine Mondnacht», «Der tschechische Transport» und «Die Zertrennung» – hat eine komplizierte Geschichte. Bereits 1945 beschlossen Chaim Wollnerman und seine aus der Deportation zurückgekehrte Frau Yetka (Yochid) Ringer, nach Palästina auszuwandern. Auf dem Weg dorthin verbrachte das Paar 1946 mehrere Monate erst in Lauf an der Pegnitz, dann in München, wo Chaim als Sekretär des obersten Rabbiners tätig war. Noch aus Deutschland schrieb er Gradowskis Angehörigen in New York und erhielt bald darauf das von Gradowski für die Publikation des Manuskripts gewünschte Foto (siehe Abb. 1). Am Vortag ihrer Abreise nach Palästina wurde in ihre Wohnung eingebrochen und das Originalmanuskript von Gradowski gestohlen. Nur die Transkription und ein paar einzelne Blätter blieben erhalten. Nach ihrer Ankunft in Israel 1947 gingen einige Jahre ins Land, bevor sich die Wollnermans um Veröffentlichungsmöglichkeiten für das kostbare Manuskript bemühten. Es waren vergebliche Versuche. Anfang der sechziger Jahre übergab Chaim eine 1950 angefertigte Kopie des transkribierten Manuskripts an Yad Vashem, wo es bis heute als Mikrofiche aufbewahrt wird.[78]

77 Es handelt sich in manchen Fällen auch um recht freie Übertragungen auf Grundlage der polnischen, der hebräischen, der deutschen oder der französischen Übersetzung aus dem Jiddischen. Siehe Bibliographie.

78 Im Archiv Yad Vashem unter der Signatur JM/1793.

Trotz des grossen Interesses von Josef Kermish, dem damaligen Archivleiter der Gedenkstätte, wurde nichts unternommen, um es zu publizieren. Auch wenn sich die Gründe dafür nicht genau nachvollziehen lassen, spielte sicherlich der zeitgeschichtliche Kontext eine Rolle: Seit den fünfziger Jahren dominierte in Israel eine Gedächtnispolitik, in deren Rahmen die Rolle von Juden in der Vernichtung (ob es sich nun um die «Arbeitsjuden» der Vernichtungslager, die jüdischen Polizisten der Ghettos oder die Judenräte handelte) vielfach undifferenziert und abwertend betrachtet wurde.

Chaim Wollnerman liess sich nicht entmutigen. 1977 publizierte er das Buch auf eigene Kosten – unter dem Titel *In hartsfungehenem* («Im Herzen der Hölle»). Im selben Jahr erschien auch das von ihm mitherausgegebene Yizkor-Buch von Oswięcim, in welches er das «Im Herzen der Hölle» betitelte Unterkapitel aus dem «Tschechischen Transport» aufnahm.[79] Ebenfalls 1977 erschien *Megiles Oyshvits* in Ester Marks Bearbeitung. Weder Chaim Wollnerman noch David Sfard und Jehoshua Wygodski, die in Yad Vashem arbeiteten und für Wollnermans Edition kurze Begleitworte verfassten, wussten von der Veröffentlichung eines weiteren Gradowski-Manuskripts durch Ester Mark in Israel. Jehoshua Wygodski weist in seinem Text zwar darauf hin, dass ihm ein anderes Manuskript von Gradowski bekannt sei, und erwähnt die polnische Edition von Bernard Mark im *Biuletyn Zydowskiego Instytutu History cznego*, die wiederaufgelegte Fassung, die zwei Jahre später in der Schriftenreihe des Auschwitz-Museums erschien. Doch weiss er nichts von Ester Marks Unternehmung.[80] Es gehört zu den Merkwürdigkeiten dieser Textodyssee, dass bei-

79 Chaim Wollnerman, mit A. Burstin, M. S. Geshuri (Hg.) 1977, S. 482.

80 Im Gegensatz zu Jehoshua Wygodski erwähnt David Sfard, Schwager von Gradowski und Mitarbeiter im Yad Vashemer Archiv (siehe oben Fn. 22 und 23), auch nicht das erste Manuskript in seinem Text über Gradowski in der Wollnerman-Edition. In seiner autobiographischen Schriftensammlung *Mit zikh un mit andere: oytobiografye un literarishe eseyen* (1984) wird Gradowski hingegen erwähnt, allerdings nur in einem Bernard Mark gewidmeten Text, wo Sfard nicht erläutert, dass

de Konvolute jahrzehntelang eine Parallelexistenz führten. Ob Ester Mark von der Wollnerman-Edition wusste oder zu einem späteren Zeitpunkt davon erfuhr, ist nicht bekannt. Jedenfalls erwähnen die französischen und englischen Editionen von *Megiles Oyshvits* weder die Wollnerman'sche Edition noch die darin enthaltenen Texte.

Gradowski war lange Zeit nur einem engeren Kreis von Holocaustforschern bekannt, der sich in erster Linie für den dokumentarischen und archivarischen Wert seiner Handschriften interessierte.[81] Auch die anderen Aufzeichnungen, die im Boden der Krematorien entdeckt worden waren, wurden vor allem als Beweise für die Vernichtung und als historiographische Quelle hinsichtlich der Überlebensbedingungen im Sonderkommando betrachtet.

Die lückenhafte und zögerliche Rezeption hat aber auch noch andere

es sich um einen Verwandten han-delte. Sfard und Bernard Mark kannten sich sehr gut, sie waren sich bereits in den 1930er Jahren im Kreis der jiddischen linken Schriftsteller in Warschau begegnet. Mark erhielt Informationen über Gradowski von Sfard, als er die erste Edition des Leningrader Manuskripts anfertigte (erstmals 1969 veröffentlicht). Über die Gründe, warum Sfard in seinem Text zu der Wollnerman-Edition das bereits in Polen von Bernard Mark veröffentlichte Manuskript aus dem Leningrader Archiv unerwähnt liess, ist nichts bekannt.

81 Der israelische Journalist Nathan Gross scheiterte Anfang der 1980er Jahre mit seinen Bemühungen, einen Verleger für die englische und hebräische Ausgabe der Wollnerman-Edition zu finden. Nach einem von Gross am 3.12.1982 in der Tel Aviver Zeitung *Al Hamischmar* publizierten Artikel über Gradowski interviewte der Historiker und Auschwitz-Überlebende Erich Kulka Ende 1983 die Witwe Wollnermans, Yokhid, und bemühte sich seitdem bis zu seinem Tod im Juli 1995 mit Unterstützung von Elie Wiesel vergeblich um die Übersetzung der Handschriften ins Englische. Laut Kulka seien auch Lizenz-Verhandlungen zwischen Wollnermans Witwe und dem Auschwitz-Museum ins Leere gelaufen (siehe Yad Vashem Archiv, Record Group P.25, Erich Kulka Archive, File number 94, Bl. 42, 45, 52-54). Wäre er erfolgreich gewesen, hätte Kulka womöglich beide Konvolute zum ersten Mal in einer Edition vereint. Es hätte sich somit um die erste Gesamtausgabe der Texte Gradowskis gehandelt.

Gründe. Eine einseitige Wahrnehmung der Mitglieder des Sonderkommandos als Kollaborateure der Vernichtung und die damit verbundene Tabuisierung der Thematik gab es nicht nur in Israel. Zahlreiche Auschwitz-Überlebende, angefangen bei Primo Levi, haben das Sonderkommando von dieser Warte aus betrachtet.[82] Lange Zeit wurden die Sonderkommando-Häftlinge moralisch verurteilt; selbst nachdem einige von ihnen bei den Prozessen der 1960er Jahre als Zeugen aufgetreten waren und sich explizit zu ihrer Rolle geäussert hatten, änderte sich daran nichts. Ein differenzierteret Blick auf ihre Erfahrung findet sich in der bahnbrechenden Arbeit des überlebenden Philologen und Historikers Nachman Blumental, der als Mitglied der Jüdischen Historischen Kommission in Łódź unmittelbar nach dem Krieg einen wiedergefundenen Brief der letzten «jüdischen Arbeitskräfte» aus dem Vernichtungslager Chełmno kommentierte.[83] Weitaus bekannter sind das Stück *Die Ermittlung* (1965) von Peter Weiss, das auf Zeugenaussagen beim Auschwitz-Prozess basiert[84], und Claude Lanzmanns Film *Sboab* (1985), in dem Überlebende verschiedener Vernichtungslager von den Tätigkeiten im Sonderkommando und als «Arbeitsjuden» erzählen.[85] Dennoch gelang es nicht, die Texte der Sonderkommando-Mitglieder einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Dank der Arbeit einzelner Historiker und Holocaustforscher hat sich die öffentliche Wahrnehmung des Schicksals der Sonderkommandos in den letzten beiden Jahrzehnten allmählich verändert.[86] Dies hängt auch mit

82 Siehe hierzu Mesnard 2015.

83 Blumental 1966, S. 107-12 6.

84 Peter Weiss 2005.

85 In dieser Hinsicht hat vor allem das Zeugnis von Filip Müller eine erhebliche Rolle gespielt. Müller hat im Frankfurter Auschwitz-Prozess ausgesagt, ein Buch über seine Erfahrung im Sonderkommando in Deutschland veröffentlicht (1979) und als einziger Sonderkommando-Überlebender von Auschwitz-Birkenau in Claude Lanzmanns Film *Shoah* mitgewirkt (1985).

86 Hier sind Gideon Greif, Andreas Kilian, Eric Friedler und Barbara Siebert sowie

den sukzessiven Neupublikationen der ausgegrabenen Manuskripte und autobiographischer Zeugnisse von Überlebenden der Sonderkommandos zusammen, insbesondere der seit 2008 erschienenen Editionen und Neuübersetzungen von Gradowskis Handschriften, die beide Textkonvolute vereinen und jüngst den preisgekrönten Film *Son of Saul von* Laszlo Nemes Jeles (2015) inspirierten. Gradowski wird zunehmend als Autor eines überragenden Textes der Khurbn- und der Shoah-Literatur anerkannt.[87]

Im Kontext der überwiegend missbilligenden Interpretation der Rolle des Sonderkommandos und der zögerlichen Rezeption ihrer Zeugnisse kam den Editionen von Gradowskis Handschriften eine umso grössere Bedeutung zu: Erstmals wurde Schreiben und Bezeugen als Form des seelischen Widerstands erkennbar; nicht nur als Faktenbeweis, sondern auch als Zeichen für die Behauptung von Menschlichkeit. Wie Elie Wiesel im Vorwort zur französischen Ausgabe von Ber Marks Buch *Megiles Oyshvits* schrieb, manifestiert sich in der gewählten Form die Singularität jedes Sonderkommando-Mitglieds: «jedem sein Stil, seine Sprache, seine Wut»[88].

Unter den Mitgliedern der Widerstandgruppe war Gradowski derjenige, der die kollektive Erfahrung der Vernichtung in dezidiert *literarischer* Form wiedergeben und sein Schreiben in die Tradition der jüdischen und jiddischen Literatur einfügen wollte.[89] Die Lektüre seiner Texte ist nur

Nathan Cohen, Pavel Poljan, Philippe Mesnard, Carlo Saletti, Adam Brown, Nicholas Chare und Dominic Williams zu nennen.

87 Siehe Bibliographie. Über die Begriffe «Khurbn» und «Khurbnliteratur», siehe unten S. 274 ff.

88 Elie Wiesel, «Préface», in: Ber Mark 1982, S. I-V, hier S. III.

89 Siehe David Roskies Anthologie, *The Literature of Destruction. Jewish Responses to the Catastrophe* (1989), wo in der Sektion «The Great Lament» ein Auszug aus dem Wollnerman-Konvolut zu finden ist (S. 548-564), neben Auszügen aus den grossen epischen Gedichten von Simkhe Bunem Shayevitsch (das 1942 im Łódźer Ghetto verfasste Gedicht «Lekh-Lekho») und Jizchak Katzenelson («Der grosse Gesang vom ausgerotteten jüdischen Volk», 1944 im französischen Lager in Vittel verfasst und dort vergraben). Siehe unten S. 288.

schwer erträglich. Sein beschreibender und bezeugender Erzähler führt den Leser in die «Grüften» der Hölle von Auschwitz. Das Unvorstellbare des Massenmordes wird einerseits in schmerzhafter Präzision gezeichnet, andererseits lyrisch verdichtet. Unsere Edition stellt die Texte Gradowskis als eine jüdische literarische «Antwort auf die Katastrophe» vor und würdigt den Autor als den Schriftsteller, der er werden wollte – mit seinem Stil und seiner Sprache.

ZUR EDITION

Die vorliegende Übersetzung macht der deutschsprachigen Leserschaft erstmals sämtliche Texte Gradowskis zugänglich.

Aus dem beigefügten datierten Brief und der Notiz geht hervor, dass das Manuskript aus Sankt Petersburg als erstes verfasst wurde; zudem schildert es Begebenheiten vor der Ankunft in Auschwitz. Folglich bildet es den Anfang. Vorangestellt ist der Brief (S. 69-71) – ihn sollte «der Finder» zuerst lesen. Die Reihenfolge der Texte in Gradowskis Notizbuch wurde beibehalten: dem Appell an den Finder in vier Sprachen und der Widmung (S. 72 und 73) folgt der Text und schliesslich die Notiz. Wir haben uns entschieden, das Konvolut «Die erste Handschrift» zu nennen und dem eigentlichen Text die Überschrift «Komm hierher, Du Mensch» zu geben. Auch wenn er in ein Notizbuch geschrieben wurde, hat er nichts Notathaftes. Es handelt sich auch nicht um ein Tagebuch oder eine Chronik[1]; vielmehr ist es die leitmotivisch wiederholte Aufforderung an den Leser, die dem Text seine Struktur verleiht.

Diese Handschrift, in einem Notizbuch (14,5x9,5 cm) überliefert, ist in relativ gutem Zustand und wurde anhand von Scans neu dechiffriert. So-

1 In den bisherigen Ausgaben wird diese erste Textsammlung uneinheitlich betitelt. Die sukzessiven Veröffentlichungen in den *Heften von Auschwitz* zwischen 1971 und 1975 in Polnisch, Deutsch oder Englisch (siehe Bibliographie) präsentieren den Text als «Tagebuch» / «Diary» / «Dziennik», während Elie Wiesel Gradowski, Salmen Lewental und Leyb Langfus als «Chronisten» von Auschwitz bezeichnet (Mark 1982). Auch David Roskies charakterisiert den Text Gradowskis als «Chronik». Der Terminus «Tagebuch» wird gelegentlich für die gesamten Handschriften verwendet, beispielsweise von Krystyna Oleksy (1995), die aber auch von «Notizen» spricht. In der französischen Edition von *Megiles Oyshvits* wird Gradowskis Text als «Memoiren» bezeichnet, während Philippe Mesnard (2015) in Bezug auf das erste Manuskript von «Notizen» spricht.

mit konnten Wörter und mitunter ganze Passagen ergänzt werden, die bisher nicht entziffert worden waren. Ungefähr 2,5% des Textes (etwa zwei Seiten) sind nicht mehr rekonstruierbar.

Die Seiten des Notizbuchs sind bis 164 rückwärts laufend nummeriert[2], 73 davon sind einseitig beschrieben, 16 Seiten beidseitig. Einige Seiten wurden von Gradowski offensichtlich herausgerissen.[3] Die Tatsache, dass mehrere Seiten fehlen, ohne dass der Text seine Kohärenz verliert, könnte darauf hinweisen, dass Gradowski manche bereits geschriebene Absätze verworfen und neu geschrieben hat oder dass er das Papier für andere Zwecke benutzte, wie zum Beispiel für das Verfassen von Transportlisten. Auf zwei leergelassenen Seiten des Notizbuchs sind Raster zu erkennen, die vermutlich dafür gedacht waren (siehe S. 81 und S. 116).

Jede Seite hat 20 bis 38 Zeilen. Der Text verläuft auf den Linien des karierten Papiers, meistens mit Leerzeile, manchmal auch ohne. Am Anfang des Textes sind die Absätze durch Zeilenbrüche markiert, was darauf hinweist, dass die Struktur für Gradowski eine Rolle spielte. In einer Situation, wo es höchst gefährlich war, Papier aufzutreiben, komponiert er seinen Text, ohne an Platz zu sparen, und legt Wert darauf, durch die Textgestaltung einen gewissen Rhythmus wiederzugeben. Dass er zudem nur einseitig und vorwiegend nur auf eine Seite der Doppelseiten des Notizbuchs geschrieben hat, könnte eine Vorsichtsmassnahme gewesen sein: Die Tinte drohte im feuchten Boden abzufärben.

Auf den ersten Seiten des Notizbuchs hat Gradowski offenbar sehr grosse Sorgfalt walten lassen.[4] Andere Passagen sind deutlich schneller geschrieben und schwerer lesbar. Die Unterschiede der Handschrift und

2 Die Person, die das Notizbuch in Leningrad 1945 nummeriert hat, konnte kein Jiddisch und wusste also nicht, dass die Schrift von rechts nach links gelesen wird.

3 Laut Miriam Trinh wurde zwischen folgenden Seiten des rückwärts nummerierten Notizbuchs jeweils mindestens eine Seite herausgerissen: S. 153-152; 83-82; 25-24; 17-16; 3-2.

4 Dominic Williams und Nicolas Chare mutmassen sogar, er habe die ersten Seiten ins

der Seitengestaltung, von den ersten, sorgfältig komponierten, bis zu den letzten, sehr dicht und offensichtlich in Eile geschriebenen Seiten, schliesslich die unvollendete Notiz am Ende, die er vor dem Vergraben des Manuskripts schnell noch hinzufügte, lassen Rückschlüsse auf den Zustand des Schreibenden zu.

Das Original des zweiten Konvoluts ist verschollen. Aus dem Vorwort Wollnermans zu seiner Edition von 1977, in dem von «kleinen Blättern und Notizbüchern» die Rede ist, sowie aus den erhaltenen Seiten können wir schliessen, dass es sich um eines oder mehrere Notizbücher handelte.[5] Unsere Ausgabe folgt Wollnermans Transkription von 1950, die in Yad Vashem als Mikrofiche vorhanden ist. Es handelt sich um linierte Hefte, die auf einem Mikrofiche zusammengefasst wurden, ohne Kennzeichnung, wo jeweils ein Heft beginnt und endet. Nur die Seiten von «Die Zertrennung» (an zweiter Stelle der Mikrofiche) sind nummeriert (von 1 bis 60). Wollnerman hat fast immer auf der linken Seite kopiert und die rechte leer gelassen. Die Tatsache, dass Gradowski im ersten Manuskript auch so verfuhr und Wollnerman an zwei Stellen des Textes «Die Zertrennung» vermerkt, dass Seiten im Original fehlen[6], weist daraufhin, dass er versucht hat, beim Transkribieren in seinen eigenen Notizbüchern die Originale Gradowskis nachzuzeichnen. Die Angaben in der Transkription erlauben jedoch nicht, eventuelle durch Wollnerman vollzogene Modifikationen zu identifizieren.

Die Unterschiede zwischen der Transkription und der Edition gehen offenbar auf Wollnermans editorische Entscheidungen zurück. So stammt der Gesamttitel «Im Herzen der Hölle» höchstwahrscheinlich von ihm.[7] Desgleichen die Titel «Die Zertrennung» und «Der Tschechische Trans-

Unreine geschrieben, um sie dann in sein Notizbuch zu übertragen: Chare und Williams 2016, S. 65.

5 Siehe S. 58£, Fn. 8; vgl. Abb. 10.

6 Siehe S. 238 und 240.

7 Der Titel nimmt einen Ausdruck auf, den Gradowski mehrfach verwendet (in «Eine Mondnacht»: «Ich bin im Herzen, im Herzen der Hölle, in der mein Volk umkommt» (S. 153) und in «Die Zertrennung» (S. 226 und S. 251); es handelt sich auch um den

port», die sich in der Transkription nicht finden. Die wenigen erhaltenen Seiten des Originalmanuskripts[8] erlauben den Schluss, dass der Titel eines der drei Texte («Eine Mondnacht») und die jeweiligen Untertitel auf Gradowski zurückgehen. Wir haben uns dafür entschieden, die von Chaim Wollnerman gewählten Haupttitel zu übernehmen; ansonsten sind wir der Transkription gefolgt, die weniger Untertitel (bzw. Unterkapitel) aufführt. Eigentümlichkeiten im Manuskript, wie z.B. ein umrahmter Satz (S. 246, Fn. 15) oder Wörter in Klammern, die in Wollnermans Edition fehlen, wurden übernommen. Dabei ist allerdings nicht zu rekonstruieren, ob es sich bei diesen Eigentümlichkeiten in Wollnermans Transkription um eine Nachbildung von Gradowskis Original handelt. Die Textgestalt, d.h. Absätze, Leerzeilen, als fehlend oder unlesbar markierte Stellen, grösstenteils auch die Interpunktion, folgt der Transkription, soweit im Deutschen möglich und lesbar.

Grundsätzlich wurden Absätze, Leerzeilen und Zeilenbrüche aus dem Original bzw. der Transkription übernommen, auch wenn in einigen Fällen nicht eindeutig zu erkennen ist, ob Gradowski einen neuen Absatz einfügen wollte. Die auffälligsten Besonderheiten in beiden Manuskripten werden in den Fussnoten erläutert: durchgestrichene Wörter, offenbar nachträglich korrigierte oder eingefügte Sätze; Sätze, die auf der gegenüberliegenden, ansonsten leeren Seite stehen.

Titel des vorletzten Abschnitts vom «Tschechischen Transport» über die Verbrennung der Leichen in den Öfen (S. 215 ff), den Wollnerman auch für das Yizkor-Buch von Os'wiçcim auswählte, siehe oben S. 50.

8 Es handelt sich um drei beidseitig beschriebene Blätter, die offensichtlich aus einem Notizbuch ausgerissen worden sind, das Ähnlichkeiten hat mit dem Notizbuch, in welches die erste Handschrift geschrieben wurde. Die ersten drei Seiten enthalten Gradowskis Brief an den Leser für den Text «Der tschechische Transport», weitere drei Seiten bilden den Anfang desselben Textes. Darin ist der Zwischentitel «Die Nacht» enthalten (hier S. 160). Die Scans der Seiten sind im Yad Vashem Archiv unter der Signatur JM/i 899 aufbewahrt. Ein Blatt des Originals hat Wollnermans Sohn einer religiösen Schule in der Nähe von Hebron geschenkt, die beiden anderen dem Kidush Hashem Archiv in Bnei Brak.

Auf die Rekonstruktion des Manuskripts in allen materiellen Details wurde verzichtet. Wir konnten nicht sämtliche fehlenden oder durchgestrichenen Wörter, Wörter, die Gradowski durch Sperrung hervorhebt, jede Variation in der Schriftdichte kenntlich machen. Eine durchgängige historisch-kritische und philologische Kommentierung des Textes hätte die Lektüre ständig unterbrochen und den Zugang zu einem allein durch seinen Inhalt schwer zugänglichen Text weiter erschwert.[9] Gleich wohl haben wir den materialen Zustand der Manuskripte so weit wie möglich berücksichtigt und die Besonderheiten der absichtsvoll gewählten Seitengestaltung wiederzugeben versucht. Wir haben durchgestrichene Wörter oder ähnliche Besonderheiten vermerkt, wo sie den Schreibprozess beleuchten und zeigen, wie Gradowski ständig nach dem richtigen Wort, nach dem angemessenen Satzkonstrukt, kurz: einem adäquaten Stil suchte.

Die Übersetzerin hat sich zum Ziel gesetzt, den Rhythmus des Originals so nachzubilden, dass Gradowskis Stimme hörbar wird und die Eigenarten seines Stils im Deutschen nicht verschwinden.[10] Die Interpunktion (im damaligen Jiddischen oft ungenau) wurde nur gelegentlich ergänzt oder modifiziert; vor allem wenn Satzzeichen – wie Gedankenstriche – offensichtlich als Mittel der Rhythmisierung eingesetzt wurden, folgt die Übersetzung den Eigenheiten des Originals.

Was die Reihenfolge der Texte betrifft, so haben wir uns für die Anordnung der Wollnerman-Edition entschieden. Hier kommt dem «Tschechischen Transport» eine zentrale Position zu. Laut Gradowskis Angaben zum Zeitpunkt der Niederschrift müsste «Die Zertrennung» vor dem «Tschechischen Transport» stehen.[11] Gleichwohl gibt es Grümde, die ge-

9 Eine solche Edition steht noch aus; sie sollte neben Gradowskis Schriften sämtliche Manuskripte des Sonderkommandos versammeln und idealerweise als Online-Edition konzipiert werden, was eine Lektüre der unterschiedlichen Schichten der Manuskripte und ihrer sukzessiven Entzifferungen und Übersetzungen erlauben würde.

10 Siehe dazu das Nachwort von Holger Nath: «Übersetzen aus einer ermordeten Sprache».

11 Siehe S. 41, Fn. 64.

gen eine chronologische Reihenfolge sprechen. Zum einen enthält Wollnermans Transkription von 1950 eine zusätzliche Passage aus «Der tschechische Transport», die erst 2013, in der hebräischen Edition, veröffentlicht wurde: «Die Vereinigung». Es handelt sich um ein kurzes Unterkapitel, das den «Tschechischen Transport» abschliesst. Warum es in Wollnermans Ausgabe fehlte, wissen wir nicht. Wenn diese Auslassung auf eine bewusste Entscheidung des Herausgebers zurückzuführen ist, könnte der von ihm gewählte Titel für das gesamte zweite Konvolut («Im Herzen der Hölle») als Hinweis hierauf verstanden werden: «Im Herzen der Hölle» heisst das letzte Unterkapitel im «Tschechischen Transport» (S. 215). Vielleicht wollte Wollnerman den «Tschechischen Transport» in seiner Edition mit dem Verbrennen der Körper in der «Hölle» des Krematoriums enden lassen. Der letzte Absatz dieses Unterkapitels, Gradowskis Anrede an die künftige Leserschaft, jene Bewohner der freien Welt, deren Herzen, berührt vom Höllenfeuer, zur Rache für die Opfer entflammt werden sollen, bildet in der Tat einen gleichermassen sinnvollen wie ergreifenden Abschluss. Dieses letzte Unterkapitel hat Wollnerman auch ausgewählt, um es im Yizkor-Buch von Oswięcim zu veröffentlichen. Offensichtlich hatte der Text für ihn eine besondere Bedeutung.

«Die Vereinigung», das ausgelassene Fragment, führt jedoch denselben Gedanken über die Rache der Opfer weiter. Zugleich kehrt es zu dem Motiv zurück, das den Text eröffnet: dem Motiv des Mondes – bzw. der Mondin –, der vom Zeugen und Dichter der Indifferenz bezichtigt wird. Gradowski schildert, wie sich die Opfer, nachdem sie auf Erden «gesondert» zugrunde gegangen sind, in einer Aschewolke vereinigen, die zum Himmel aufsteigt:

> Dort unten wurden sie zertrennt, zerrissen und zerpflückt, aber hier oben, zu den Wolken, schweben sie jetzt zusammen. (S. 218)

Während Millionen Klagerufe zum Himmel steigen und Rache fordern, verdeckt die Wolke hartnäckig den Mond, der ihr zu entfliehen sucht. Die

Rückkehr zum Bild des Mondes, der von den Menschen angeklagt wird, gibt dem ganzen Text einen anderen Charakter. Dass zwischen «Eine Mondnacht» und «Der tschechische Transport» ein innerer Zusammenhang besteht, wie bereits von anderen Kommentatoren betont[12], bestätigt sich, was einen weiteren Grund dafür darstellt, die Reihenfolge der Wollnerman-Edition zu übernehmen.

Vor allem aber deutet das Kapitel «Die Vereinigung» auf die zentrale Bedeutung des Gegenbegriffs der «Zertrennung» hin, den wir als Gesamttitel gewählt haben. In unseren Augen bringt dieser Begriff Gradowskis Versuch, das Wesen der Katastrophe zu erfassen, am treffendsten zum Ausdruck. Zertrennung, wörtlich und bildlich verstanden, ist die Essenz der im Genozid ausgeübten Gewalt. Diese Gewalt zertrennt die Einheit der Menschheit als Ganzes, indem sie einem Teil von ihr das Menschsein schlechthin und damit das Recht auf Leben abspricht. Sie zertrennt die Welt, indem sie einen Teil der Menschheit zu einer «Hölle» auf Erden verdammt. Sie zerreisst das Gewebe, das die Menschheit durch die Individuen und deren Einzigartigkeit hindurch verbindet. Sie zertrennt die Familien, trennt die Körper voneinander und zerteilt die Seelen, indem sie Menschen vor unmögliche Entscheidungen, vor «wahllose Wahlen»[13] stellt. Die Erzählung von der Liquidation im Sonderkommando zeigt, wie es der SS gelingt, noch die letzten Verbindungen zu zertrennen, die sich selbst unter denkbar grausamsten Umständen zwischen den Menschen bilden und sie zu einem «Wir» werden lassen.

Der definitiven Zertrennung, die am Ende zu triumphieren scheint, lässt sich die klagende Vereinigung der Asche entgegensetzen, von der am Ende des «Tschechischen Transports» erzählt wird. Der Zertrennung muss man vor allem das Zeugnis Gradowskis selbst entgegensetzen: als Versuch, erneut zu verbinden, was zerrissen worden ist, als Appell aus dem

12 Chare und Williams 2016, S. 74.

13 Mit dem Ausdruck «choiceless choices» hat Lawrence Langer versucht, die Beschränkung des ethischen Handlungsraums der verfolgten Juden während des Holocaust zu beschreiben (Langer 1982).

«Herzen der Hölle», im Schreiben und mit dem Schreiben «ein flackerndes Flämmchen der Menschlichkeit» zu bewahren[14]. Dennoch wollten wir die Lektüre mit der «Zertrennung» abschliessen. Auch wenn der Text nicht mehr die Vernichtung als solche beschreibt und sich vom «Herzen der Hölle» entfernt hat, scheint er uns eine der vielleicht wesentlichsten Erfahrungen wiederzugeben, die Gradowski dem Leser schildern und genau beschreiben wollte, nämlich die des Genozids als innere Zertrennung im Menschen, der gezwungen wird, sich für die Erhaltung seines eigenen Lebens von seinen Menschenbrüdern «abreissen» bzw. *zertrennen* zu lassen.

Textgestaltung und Transliteration

[X Wörter fehlen]: Wort oder Zeile fehlen (durch einen Riss im Papier)

[X Wörter nicht lesbar]: Wort oder Zeile sind unlesbar (durch Papierschaden oder verblasste Tinte)

14 In seinem Buch über die unterschiedlichen Spielformen, die von jüdischen Kindern (und auch Sinti- und Roma-Kindern) während des Genozids erfunden worden sind, um sich unter anderem der Vorstellung ihres eigenen Todes und überhaupt der Realität der Vernichtung «anzupassen», bemerkt Georg Eisen: «Wie das Grauen des Holocaust ist auch die Motivation des Spiels jener Kinder, die zu Opfern dieses Grauens wurden, eine Herausforderung an unser Vorstellungsvermögen. Wenn wir auch auf die romantische Vorstellung von kindlicher Unschuld als Erklärung verzichten müssen, so müssen wir doch eine Antwort auf die Frage finden, wie sich in Gestalt des kindlichen Spiels gegen alle Hoffnung eine flackernde Flamme der Humanität erhalten konnte.» Wie das kindliche Spiel lässt sich auch Gradowskis literarisches Schreiben als eine Herausforderung begreifen, uns etwas Wesentliches über das Bewahren von Menschlichkeit mitzuteilen. Eisen 1993, S. 149.

[Wort]: fehlende Wörter, unlesbare Stellen und/oder Ergänzungen, die sich aus dem Zusammenhang erschliessen lassen und durch die Übersetzerinnen, Entzifferinnen oder durch Bernard Mark eingefügt wurden.

[Wort; A.S.]: durch die Übersetzerinnen eingefügtes Wort, um die Lesbarkeit des Satzes zu verbessern oder den grammatikalischen Zusammenhang zu verdeutlichen.

Wort', signalisiert einen durchgestrichenen oder an unüblicher Stelle (z.B. auf einer ansonsten leeren Seite) geschriebenen Satz. Details werden in der Fussnote erläutert.

Für die Transliteration des Jiddischen haben wir uns an die YIVO-Norm gehalten. Die YIVO-Translation setzt angelsächsische Leser voraus. Ihre Buchstabenfolgen sind also zu lesen, als stünden sie in einem englischen Text.

In der Transliteration hebräischer Wörter folgen wir den Regeln der Library of Congress. Wir verzichten auf die Wiedergabe diakritischer Zeichen. Gutturale sind nicht markiert.

Bei Begriffen aus der jüdischen Kultur wurde die Schreibweise gewählt, in der diese Begriffe im Deutschen bereits bekannt sind (z.B. Seder, Schtetl)

Auch bei Autorennamen wurde in der Regel die YlVO-Umschrift gewählt, wenn der Name im deutschen Sprachraum nicht bereits in anderer Schreibweise verbreitet ist.

Eine Ausnahme bildet Salmen, der Vorname von Gradowski und Lewental. Die Transkription gemäss den YIVO-Regeln für das Jiddische, die auch für die aschkenasische Phonetik hebräischer Namen gelten, wäre «Zalmen». Z steht für das stimmhafte S.

K.L. Auschwitz-Birkenau 1944

© Andreas Kilian 2019

„Bunker 2/ V“ (we
mit 2-3 Auskleide-

Effel
„Kar

KA

Krematorium II

Krematorium III

KA

KA

AR
GK

AR
GK
M

B II g

B I b

BK

B II f

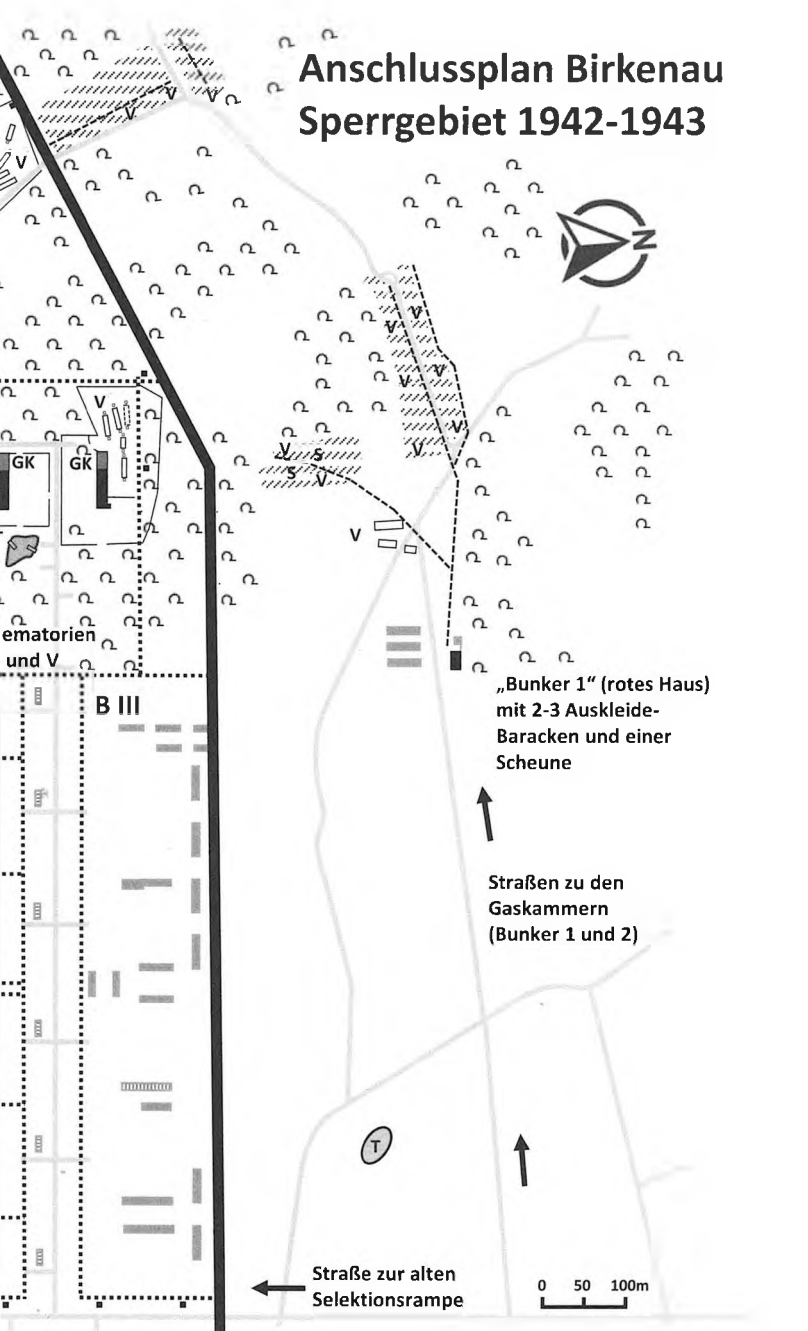
D

D

Schienenstrang

B I a

H


Anschlussplan Birkenau
Sperrgebiet 1942-1943
N
GK
GK
ematorien
und V
B III
„Bunker 1“ (rotes Haus)
mit 2-3 Auskleide-
Baracken und einer
Scheune
Straßen zu den
Gaskammern
(Bunker 1 und 2)
T
Straße zur alten
Selektionsrampe
0 50 100m

SALMEN GRADOWSKIS AUFZEICHNUNGEN

DIE ERSTE HANDSCHRIFT

Brief vom 6. September 1944

Ich habe das geschrieben, als ich im Sonderkommando war. Ich kam aus dem Kielbasiner Lager. Bei Grodno.[1]

Ich wollte es, wie noch viele andere Schriften von mir, zur Erinnerung für die künftige Friedenswelt hinterlassen, die wissen soll, was hier geschehen ist.

Ich habe es begraben in einer Aschengrube als sicherstem Platz, an dem man sicher graben wird, um Spuren von den Millionen Umgekommener zu suchen. Aber letztens haben sie angefangen, die Spuren zu verwischen – und wo nur Asche angesammelt war, haben sie angeordnet, alles fein zu zerstossen und es zur Weichsel zu bringen und der Strömung zu überlassen.

Viele Gruben haben wir ausgegraben. Und jetzt befinden sich zwei solche Gruben auf dem Gelände des Krematoriums i-2.[2]

Einige Gruben sind noch voller Asche. Da haben sie etwas vergessen oder es selbst vor ihren Vorgesetzten verleugnet, denn der Befehl lautete, so schnell wie möglich alle Spuren zu verwischen. Und als sie es nicht beizeiten ausgeführt hatten, haben sie es verleugnet.

Vielleicht aus diesem Grunde sind noch zwei grosse Aschengruben am

1 Das nur 4 km vom Stadtkern Grodnos entfernte sowjetische Kriegsgefangenenlager «Stalag 324» (Lososno) wurde im September 1942 geräumt und Anfang November in das Durchgangslager Kiefbasin für Juden aus 22 verschiedenen Orten des Distrikts Bialystok umgewandelt. Zu diesem Zeitpunkt wurden 23‘422 Juden in Kielbasin gefangen gehalten, darunter 1‘549 aus Lunna. Insgesamt sollen schätzungsweise 30- bis 35‘000 Menschen das Durchgangslager durchlaufen haben. Ende Dezember 1942 wurde das Lager liquidiert.

2 Krematorium II und III nach der bis im Sommer 1943 verwendeten Nummerierung – mit römischen Zahlen – der Akten der Zentralbauleitung der Waffen-SS und Polizei Auschwitz (siehe oben S. 13, Fn. 11).

Krematorium 1-2 da. Und viel Asche von Hunderttausenden Juden, Russen und Polen ist auf dem Gelände der Krematorien verschüttet und untergearbeitet worden.

In den Krematorien 3-4[3] gibt es ebenfalls ein wenig Asche.

Dort hat man die Asche immer gleich zerstossen und zur Weichsel gebracht, weil der ganze Platz von den «Brandstätten»[4] eingenommen war.

Dieses Büchlein sowie noch andere haben in den Gruben gelegen. Es hat Blut an sich gezogen von zeitweise nicht ganz verbrannten Knochen oder Stücken Fleisch. Der Geruch macht sich gleich bemerkbar.

Lieber Finder, suchen sollt ihr, überall, auf jedem Fleckchen. Da liegen zu Dutzenden Dokumente von mir und anderen begraben, die ein Licht werfen werden auf alles, was hier geschehen und passiert ist.

Auch viele Zähne liegen begraben. Die haben wir Arbeiter vom Sonderkommando speziell auf dem Platz verschüttet, soviel nur möglich war. Die Welt soll lebendige Zeichen von den Millionen Getöteter finden. Wir selbst hoffen nicht, dass wir den Augenblick der Freiheit erleben können.

Denn trotz der guten Nachrichten, die zu uns durchdringen, sehen wir, dass die Welt ihnen, den Barbaren, die Möglichkeit gibt, mit breitester Hand die kleinen Reste des jüdischen Volkes zu vernichten und mit der Wurzel auszurotten. Es macht den Eindruck, als seien die Welt, die alliierten Staaten, die Weltsieger, indirekt zufrieden über unser furchtbares Volksschicksal. Gerade jetzt kommen vor unseren Augen Zehntausende Juden aus Tschechien und der Slowakei um.[5] Die Juden, die sicherlich schon die Freiheit hätten erreichen können.

3 Krematorium IV und V nach der alten Nummerierung.

4 Jidd. «brandshteln» («Brandstellen»): Gemeint sind die bis September 1944 auf dem Gelände des Krematoriums V befindlichen Verbrennungsgruben.

5 Die Tschechoslowakei war als Folge des Münchener Abkommens 1938, der nationalsozialistischen Okkupation im März 1939 und des Angriffs auf Polen zwischen NS-Deutschland (Protektorat Böhmen und Mähren, Sudetenland,

Wo nur den Barbaren die Gefahr nahe kommt, dass sie Weggehen müssen, nehmen sie die Reste der noch Übriggebliebenen und bringen sie hierher nach Birkenau Auschwitz. Oder nach Stutthof bei Danzig. Wir wissen das von Menschen, die auch von dort zu uns kommen.

Wir, das Sonderkommando, wollten schon lange unserer grausamen, schauerlichen, durch Tod erzwungenen Arbeit ein Ende machen.

Wir wollten eine grosse Sache durchführen. Aber die Lagermenschen, sowohl ein Teil der Juden, Russen als auch Polen, haben uns mit allen Mitteln zurückgehalten und es uns aufgezwungen, dass wir den Termin unserer Revolte hinausschöben. Der Tag ist nahe, kann sein heute, kann sein morgen.

Ich schreibe die Zeilen in Augenblicken grösster Gefahr und Erregung. Möge die Zukunft nach meinen Schriften über uns urteilen und möge die Welt in ihnen einen Tropfen, ein Minimum von der schauerlichen, tragischen Totenwelt sehen, in der wir gelebt haben.

(BIRKENAU-AUSCHWITZ) 6/9-44

SALMEN GRADOWSKI[6]

Oberschlesien) und dem unabhängigen Ungarn und der Slowakei aufgeteilt worden. Für den Zeitraum Anfang September gibt es nur Hinweise auf zwei Transporte aus der nordwestslowakischen Stadt Cadca. Die ersten Deportationszüge tschechischer Juden aus dem Ghetto Theresienstadt sollten erst am 29. September 1944 in Auschwitz ankommen. Gradowskis Angaben sind als Ankündigung zu verstehen, da zwischen September und November 1944 7‘936 slowakische Juden und 18‘402 Juden aus Theresienstadt nach Auschwitz deportiert wurden.

6 Die originale Unterschrift ist hebräisch, nicht jiddisch, vermutlich weil Gradowski seinem Brief einen offiziellen Charakter verleihen wollte.

[nicht lesbare Wörter]
Zainteresujcie siç tym dokumentem, ktory zawiera bogaty material.

Intéressez vous de ce document [parce] que il contien un materiel très important.

Interessieren Sie sich *[zwei Wörter nicht lesbar]* dokument *[zwei Wörter nicht lesbar]* sehr wichtiges *[drei Wörter nicht lesbar]* [enth]ält.

Gewidmet meiner in Birkenau-Auschwitz verbrannten Familie:

Meiner Frau – Sonye
Meiner Mutter – Sore
Meiner Schwester – Ester-Rokhl
Meiner Schwester – Libe
Meinem Schwiegervater – Refoel
Meinem Schwager – Volf

Komm hierher, Du Mensch[1]

Komm hierher, Du Mensch aus der freien, nicht in Grausamkeit eingezäunten Welt, und ich werde Dir erzählen, wie man mein Volk hinter Gittern eingezäunt und in Ketten geschmiedet hat.

Komm her zu mir, Du glücklicher Bürger der Welt, der in einem Land lebt, wo noch Glück – Freude und Wonne existieren, und ich werde Dir erzählen, wie die gemeinen modernen Verbrecher einem Volk sein Glück in Unglück verwandelt haben, seine Freude gegen ewige Trauer vertauscht, seine Wonne auf ewig zerstört.

Komm her zu mir, Du freier Bürger der Welt, dessen Leben durch menschliche Moral gesichert ist und dessen Existenz durch ein Gesetz garantiert wird, und ich werde Dir erzählen, wie die modernen Verbrecher und gemeinen Banditen die Lebensmoral zertreten und die Gesetze der Existenz vernichtet haben.

Komm her zu mir, Du freier Bürger der Welt, dessen Land durch moderne chinesische Mauern eingezäunt ist, und die Klauen der grausamen teuflischen Banditen haben nicht hinreichen können, und ich werde Dir erzählen, wie sie ein Volk mit ihren teuflischen Armen umklammert und ihm ihre teuflischen Nägel mit sadistischer Grausamkeit in den Hals gebohrt haben, bis sie es erstickt und vernichtet hatten.

Komm her zu mir, Du freier Mensch der Welt, die das Glück hatte, die Herrschaft der grausamen modernen Piraten nicht von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen, und ich werde Dir erzählen und zeigen, wie und

1 In der Handschrift ohne Überschrift. In den bisher erschienenen Ausgaben trägt der Text unterschiedliche Titel, z.B. «Tagebuch», «Notizen».

mit welchen Mitteln sie Millionen Menschen des berühmten Märtyrervolkes umgebracht haben.

Komm her zu mir, Du freier Bürger der Welt, der das Glück hatte, die Herrschaft der grausamen kultivierten zweibeinigen Tiere nicht zu kennen, und ich werde Dir erzählen, mit welchen raffinierten, sadistischen Methoden sie Millionen Menschen des schutzlos verlassenen, von niemandem beschützten Volkes Israel umgebracht haben.

Komm und sieh, wie ein Kulturvolk in Tiere verwandelt wurde durch ein wildes, teuflisches Gesetz, das im Kopf des grössten Banditen und gemeinsten Verbrechers geboren wurde, den die Industrie-Welt bis zu seiner Zeit hervorgebracht hat.

Komm, steh *[etwa zehn Wörter – eine Zeile – nicht lesbar]*[2]

Komm schon jetzt, wo die Katastrophe[3] noch in vollem Gang ist.

Komm schon jetzt, wo die Vernichtung noch mit Eifer herrscht.

Komm schon jetzt, wo der Todesengel seine Herrschaft noch hat.

Komm schon jetzt, wo die Scheiteröfen noch im grössten Feuer flackern.

2 Insgesamt etwa drei Zeilen im oberen Bereich der durch Feuchtigkeit beschädigten Seite.

3 Jidd. *khurbn*. Das Wort kommt aus dem Hebräischen *(churbari)* und steht für Ruin, Destruktion, Zerstörung, insbesondere für die Zerstörungen des Tempels in Jerusalem 586 v. Chr. und 70 n. Chr. Im Verlauf der jüdischen Geschichte taucht es immer wieder als Begriff für die Verfolgungen auf. Während der Vernichtung der europäischen Juden sprach man von einem «dritten Churban» (nach den beiden Zerstörungen des Tempels). Diesem letzten Sinn entsprechend wird das Wort hier als «Katastrophe» übersetzt. Siehe dazu unten, S. 274 ff.

Komm, steh auf, warte nicht, bis die Sintflut vorüber ist, der Himmel sich aufhellt und die Sonne zu scheinen beginnt, denn dann wirst Du verwundert dastehen und nicht glauben, was Dein Auge Dir zeigt. Und wer weiss, ob mit dem Verschwinden der Flut nicht auch die verschwinden werden, die als Lebende hätten Zeugen sein und Dir die Wahrheit erzählen können.

Wer weiss, ob vor dem aufscheinenden Morgen die Zeugen der grausamen, finsteren Nacht werden auftreten können und ob Du dann nicht – wie Du's sicher tun wirst – meinen wirst, dass die grosse und grausame Katastrophe, auf die Du triffst, durch Kanonen verursacht sei; Du wirst sicher denken, dass die grosse Vernichtung, die an unserem Volke geschehen ist, eine Folge des Krieges sei. Du wirst sicherlich glauben, dass die vollständige Liquidierung des europäischen Judentums durch eine bestimmte natürliche Katastrophe geschehen sei. Die Erde habe ihr Maul geöffnet und die Juden seien durch irgendeine göttliche, böse Kraft von überall her zusammengebracht und vom Abgrund verschlungen worden.

Du wirst nicht glauben, dass Menschen es zu solch grausamem Vernichten haben bringen können, nicht einmal dann, wenn sie in Tiere verwandelt worden sind.

Komm mit mir. Mit dem verlassenen, einsamen, gerade noch lebenden Kind des Volkes Israel, das aus seinem Heim gerissen wurde und zusammen mit seiner Familie, mit Freunden und Bekannten in nassen Grüften[4] für Lebendige zeitweilig Ruhe fand – und von dort wurden wir zu einem angeblichen konzentrierten Arbeitslager[5] gebracht – und kamen zur grossen jüdischen Gräberstätte. Und dort wurde ich von den Teufeln als Wäch-

4 Jidd. «keyver»: «Grab». Gradowski verwendet das Wort auch für die Baracken oder sonstigen Unterkünfte der Lagerhäftlinge; in dieser Bedeutung haben wir es als «Gruft» übersetzt.

5 Jiddische Begriffe und Wendungen, die Gradowski benutzt, um den Vernichtungsprozess zu beschreiben, sind konstitutiv für die Sprache der Opfer und wurden deshalb nicht an die nationalsozialistische Verwaltungssprache angepasst.

ter an die Pforten der Hölle gestellt, Türen, durch die Millionen Juden aus ganz Europa gegangen sind und noch gehen. Ich habe mit jedem von ihnen gesprochen, wenn sie *[drei, vier Wörter fehlen]*[6] Ich war mit ihnen zusammen, bis zur letzten *[drei Wörter fehlen]* und sie haben mir ihr letztes Lebensgeheimnis anvertraut. *[drei Wörter fehlen]*. Ich habe sie zu ihrem letzten Lebensschritt begleitet, bis sie *[zwei Wörterfehlen]* Todesengel eingeschlossen wurden und auf ewig von der Welt verschwanden, *[ein Wort fehlt]* sie haben mir von allem erzählt, wie sie aus ihrem Heim gerissen wurden und durch eine Kette schmerzhafter Leiden gingen, bis sie an ihr letztes Ziel kamen: Opfer für den Satan zu sein.

Komm, mein Freund, steh auf, geh hinaus aus Deinen warmen, sicheren Palästen, nimm Mut und Kühnheit zusammen und komm mit mir zu einem «Spaziergang» über den europäischen Kontinent, wo der Satan die Herrschaft an sich gerissen hat. Und ich werde Dir erzählen und mit Fakten demonstrieren, auf welche Weise die hohe, zivilisierte Rasse das schwache, schutzlose, mit keinem Verbrechen belastete Volk Israel liquidiert hat.

Hab keine Angst vor dem grossen, tragischen Weg.

Hab keine Angst vor den grausamen, blutrünstigen Bildern, auf die Du stossen wirst.

Hab keine Angst, ich werde Dir das Ende nicht vor dem Anfang zeigen.

Und ganz allmählich wird Dein Auge starr werden, Dein Herz stumpf und Deine Ohren taub.

Nimm, Du Mensch, verschiedenes Gepäck mit, das Dir in Kälte und Nässe, in Hunger und Durst diene, denn es wird dazu kommen, dass wir

6 Die linke obere Ecke ist abgerissen (im rückwärts nummerierten Notizbuch S. 158 bis S. 154, siehe Einleitung S. 56). Deshalb fehlen jeweils die Wörter am Zeilenende der ersten fünf Zeilen und entsprechend in der folgenden Passage.

mitten in frostiger Nacht auf wüsten Feldern stehen und meine unglücklichen Brüder zu ihrem letzten Weg begleiten, ihrem letzten Totenmarsch.

Wir werden dazu gebracht werden, Tage und Nächte in Hunger und Durst über die verschiedenen europäischen Strassen zu wandern, die die Millionen jüdischer Massen[7] tragen, die von den modernen Barbaren gejagt und getrieben werden zu deren grausamem, teuflischem Ziel: jüdische Leben ihrem Volk zum Opfer zu bringen.

Du lieber Freund, Du bist schon bereit zu der Reise; nur noch eine Bedingung will ich machen.

Verabschiede Dich von Deiner Frau und Deinem Kind, *[vier Wörter fehlen]* denn Du wirst nach diesen grausamen Bildern nicht mehr leben wollen auf der Welt *[vier Wörter fehlen]* wo solche teuflische Taten getan werden können, *[drei Wörter fehlen]*.

Verabschiede Dich von Deinen Freunden und Bekannten, denn Du wirst sicherlich, wenn Du die schauerlichen, sadistischen Taten des angeblich kultivierten Teufelsvolks gesehen hast, Deinen Namen aus der Menschenfamilie auslöschen wollen, Du wirst den Tag Deiner Geburt bedauern.

Sag ihnen und Deiner Frau und Deinem Kind, dass, falls Du von dem Spaziergang nicht zurückkommst, das deshalb sein werde, weil Dein Menschenherz zu schwach gewesen ist, den Druck der grausamen, viehischen Taten auszuhalten, die Dein Auge gesehen hat.

7 Für Gradowski hat das Wort «Masse» (jidd. «mase») nicht die negative Konnotation, die ihm bereits in der Soziologie dieser Zeit anhaftet. Die «Masse» ist für ihn die Menschengruppe, das lebendige Kollektiv, das in seinem fast organischen Wesen als unteilbare Einheit zusammenhält und – auch wenn ge- und zertrennt – gemeinsam erstarrt und stirbt. Er verbindet das Wort häufig mit Verben im Plural, hat also wohl stärker die Individuen, die die Masse bilden, im Blick. Je nach Kontext wird es hier entweder mit «Masse» oder mit «Menge» übersetzt.

Sag ihnen, Deinen Freunden und Bekannten, falls Du von dem Spaziergang nicht zurückkommst, so wird das deshalb sein, weil Dein Blut erstarrt sei und aufgehört habe zu funktionieren, als Du die schauerlichen, barbarischen Bilder sahst, wie die unschuldigen, schutzlosen Kinder meines elenden Volkes umgekommen sind.

Sag ihnen an, falls Dein Herz zu Stahl wird, Dein Verstand zu einem kalten Denkmechanismus und Dein Auge zu einem blossen Fotoapparat, auch dann werdest Du zu ihnen nicht kommen. Sie sollen Dich in den Urwäldern suchen, denn Du werdest fliehen aus der Welt, in der der Mensch lebt. Du werdest Trost suchen dort unter den wildesten, blutdürstigen Tieren, denn das sei besser, als unter kultivierten Teufeln zu sein.

Denn das Tier ist ja durch Kultur gezähmt worden, seine Krallen sind abgestumpft und es hat viel von seiner Grausamkeit verloren.

Genau umgekehrt aber ist es beim Menschen, wenn er zum Tier wird.

Je mehr Kultur er hat, desto schlimmer der Mörder. Je mehr Zivilisation, desto ärger der Barbar.

Je höher der Entwicklungsstand, desto schauerlicher seine Taten.

Komm mit mir, lass uns auf den Flügeln eines stählernen Adlers aufsteigen und schweben herum über dem grossen, tragischen europäischen Horizont. Und von dort werden wir durch mikroskopische Brillen beobachten und überall eindringen können.

Nimm mich fest an der Hand, zittere nicht *[vier Wörter fehlen]*, denn Du wirst noch Schlimmeres sehen müssen.

Sammle Deine ganze Manneskraft, stumpfe ab in Dir alle *[fehlen etwa zwei bis drei Wörter]*.

Vergiss Deine Frau und Dein Kind, Freunde und Bekannte, vergiss die Welt, aus der Du gekommen bist. Stell Dir vor, dass Du in den Bildern keine Menschen siehst, sondern ekelhafte Tiere, deren Existenz umge-

bracht werden muss, weil sonst der Anblick nicht auszuhalten sein wird.

Hab keine Angst, wenn Du auf nasse Erdgrüfte triffst und da kleine, lebendige, zappelnde[8] Kinder siehst; denn Du wirst sie in einer noch schlimmeren Situation antreffen.

Hab keine Angst, wenn Du mitten in einer Frostnacht auf eine grosse Masse Juden triffst, die aus ihren Grüften herausgetrieben worden sind und auf eine unbekannte, obskure Wanderung gejagt werden. Lass Dein Herz nicht erzittern vor dem Weinen der Kinder, dem Schreien von Frauen und dem Stöhnen alter Kranker, denn Du wirst noch Schauerlicheres hören und Grausameres sehen.

Erschrick nicht, wenn Du nach so einem Marsch, wenn der Tag zu grauen beginnt, alte Eltern auf dem Weg liegen siehst und purpurrote Flecken von den totgeschossenen Kranken und Schwachen, die den Weg nicht aushalten konnten.

Trauere nicht um die, die schon aus dem Leben verschwunden sind, gönn denen einen Seufzer, die vorerst noch leben.

Erzittere nicht, wenn Du siehst, wie man sie, die Masse, in wie für totes Inventar bestimmte Waggons hineintreibt, in solcher Zahl, dass keine Luft zum Atmen bleibt; denn sie werden zu noch Schrecklicherem gefahren.

Jetzt, mein Freund, nachdem ich Dir alle Anweisungen zu unserer Reise gegeben habe, will ich mit Dir einen Spaziergang durch eines der

8 Jidd. «tsaplendike»: der überraschende Ausdruck betont Lebendigkeit im physiologischen Sinne des Wortes. Wir haben ihn fast immer stehen lassen, obwohl das Wort im Deutschen auffälliger ist als im Jiddischen, wenn er etwa mit «Massen» verbunden wird.

unzähligen polnischen Lager[9] machen, in denen polnische und auch viele ausländische Juden konzentriert worden sind,[10] die von ihrem Weg zerbrochen sind und nach schrecklichen Erlebnissen dorthin geschickt wurden, von wo es kein Zurück gibt, weil dort die Ewigkeit ihre Grenze gemacht hat.

Komm, mein Freund, wir wollen uns jetzt hinunterlassen in das Lager, in dem ich und meine Familie und noch Zehntausende Juden kurze Zeit gelebt haben.[11] Ich werde Dir erzählen, was sie in jenen schauerlichen Augenblicken durchgemacht haben – bis sie zu ihrem Endziel kamen.

Hör zu, mein Freund, was hier geschieht.

Im Lager herrscht gedrückte Stimmung; heute ist ein Transport aus mehreren Schtetln[12] gleichzeitig angekündigt worden. Alle sind erschrocken, die, die jetzt schon abfahren müssen, und die, die ebenfalls morgen an die Reihe kommen können; denn offenbar fängt die Macht an, das Lager in hohem Tempo zu liquidieren. Und da kommen Nachrichten, dass auch aus der Stadt regelmässig Transporte abgeschickt werden, und zwar auf sehr bestialische Art. Gendarmen umstellen gleichzeitig einige Strassen, dann geht es von Haus zu Haus, und Junge und Alte, Kranke und Schwache werden herausgezerrt, als wären sie hochgefährliche Banditen, und alle werden in die grosse Stadtsynagoge befördert und von dort unter strenger Bewachung zur Bahn, wo schon Güterzüge auf sie warten wie für Vieh.

9 Gradowski meint die nationalsozialistischen Lager, die auf dem Gebiet Polens errichtet wurden.

10 Auf der leeren rechten Seite hat Gradowski ein Raster gezeichnet, vermutlich um eine Transportliste anzulegen.

11 Es handelt sich um das Durchgangslager Kiefbasin, siehe Fn. i.

12 Jiddisch «shtetl», Pl. «shtetlekh»: «Städtchen»; die osteuropäischen Kleinstädte, aber auch Dörfer oder Stadtviertel, in denen vor dem Krieg mehrheitlich Juden lebten.

Sie werden wie ekelhafte Geschöpfe hineingejagt, zusammengedrückt, zusammengepresst, dass es schon gleich beim Hineinkommen an Atemluft fehlt. Wenn sie sehen, dass die Waggons bereits so vollgepackt sind, dass Menschen schon in der Luft hängen, dann werden die Türen verschlossen, mit eisernen Riegeln verschlagen und werden dann mit strenger Begleitung in jene unbekannte Richtung losgeschickt. Zu jenem unbekannten Platz, der als Arbeitsort für die konzentrierten Juden dienen soll. Die Juden, die sich verstecken wollen oder bei denen die Macht einfach den Verdacht hat, dass der oder jener jetzt noch nicht zur Arbeit fahren will und einen Weg sucht, um zu verschwinden, werden auf der Stelle erschossen. Auf der Schwelle der grossen Synagoge in Grodno ist das Blut von Dutzenden junger Leben vergossen worden, weil vermutet wurde, sie hätten verstanden, wohin sie gefahren werden sollten, und hätten nicht die Ersten sein wollen, die Opfer werden müssten.

Die Machthaber, die raffinierten Banditen und gemeinen Verbrecher, haben gesehen, dass das System der Verschickung von Transporten gleich von der Stadt aus zur Bahn ihnen in der Zukunft gewisse Schwierigkeiten bereiten könnte, weil möglicherweise Gruppen verzweifelter junger Leute entstehen würden, die durch keine Familienverantwortung gebunden wären. Und die würden mit Gewalt reagieren oder irgendwo in die Wälder fliehen und sich verstecken. Besser unter Tieren sein als unter denen.

Oder sie würden einen Weg suchen in die tiefen, geheimnisvollen Wälder, in denen sich die vereinzelten, verstreuten kleinen Gruppen heroischer Kämpfer verbergen, die ihr Leben für die Freiheit und das Glück aller einsetzen und sie, die Unterdrücker und Bezwinger, bei ihrem Kampf um Macht und Grösse stören. Und um das alles zu vermeiden, um ihren Raub sicherer zu haben, fingen sie an, andere raffinierte Mittel anzuwenden, die die Gehirne verwirren und den Verstand benebeln sollten. Sie brachten die Version in Umlauf, der endgültige Konzentrationspunkt für Grodno werde das Lager sein, das jetzt von Insassen aus der Provinz ge-

leert werde. So schläferte man mit dem Opium der Illusion auch die ein, die eine realistische Intuition für ihre Zukunft hatten und zum Kampf und Widerstand bereit gewesen wären. Es begann die Konzentration Grodnos im Lager.

Komm, mein Freund, heute muss ein Transport kommen, lass uns hinausgehen auf den Weg, der zum Lager führt, komm, stellen wir uns an eine Seite, um das gräuliche, schauerliche Bild besser beobachten zu können.

Du siehst, mein Freund, dort in der Ferne auf einem weissen, glänzenden Weg eine schwarze, liegende Masse, die sich kaum bewegt und eingekreist ist von grossen schwarzen Schatten, die sich immer wieder hinunterbeugen zu der auf der Erde kriechenden Masse und ihr mit irgendetwas auf die tief gebeugten Köpfe schlagen. Man weiss nicht, was das eigentlich darstellt, ob da Vieh getrieben wird oder Menschen, die die Hälfte ihrer Grösse verloren haben. Aber sieh, wie sie uns näherkommen. Ach, das ist doch eine Masse von Tausenden, Tausenden Juden, jungen und alten, die da jetzt auf dem Weg sind, der sie zu ihrem neuen Heim führt. Sie gehen nicht, sondern kriechen auf allen vieren. So hat es der junge Bandit angeordnet, in dessen Hand das Schicksal ihres Lebens und Seins liegt.

Er wollte eben das schauerliche Bild vor Augen sehen, wie eine riesige Menge von Menschen in Tiere verwandelt wird. Er wollte sein sadistisches Räuberherz mit Emotionen menschlicher Pein, menschlichen Leidens füttern. Du siehst, wie sie, nachdem sie eine lange Strecke so zurückgelegt haben, betäubt, erschöpft und gebrochen aufstehen und nun noch singen und tanzen müssen, um ihre Begleiter zu belustigen.

Er hat, der gemeine Pirat mit seinen Gehilfen, schon beim ersten Schritt hinaus ihnen ihr Ich zertreten, die Seele zum Opfer für ihren arischen Gott[13] dargebracht und sie in tragische lebende Automaten verwandelt, die

13 Wie viele gläubige Juden, die den Namen Gottes weder sprechen noch schrei-

keinen eigenen Willen haben, die kein eigenes Streben haben, sondern alles auf Verlangen ihrer Bezwinger tun.

Das Einzige, wonach sie noch Verlangen haben, das einzige Gefühl, das ihnen geblieben ist: dass man sie, wenn auch als Automaten, mit der tiefen im Herzen glimmenden Hoffnung lasse, dass sie in naher Zukunft ihr Ich zurückbekommen und mit einer neuen Seele behaucht werden.

Sieh, mein Freund, wie versteinert, erstarrt sie in der Reihe marschieren. Kein Weinen, kein Schreien eines Kindes wirst Du hören.

Weisst Du, warum? Weil jedes Weinen (eines Kindes) durch einen Schlag erstickt wird, für Mutter und Kind. So wurde es angeordnet, so war es der Wille der jungen Bestien, in denen die tierischen Instinkte brodelten, die Opfer nur für sich selber suchten und ihrer durstigen Räuberseele warmes jüdisches Blut zu trinken geben wollten. Die Masse muss sich den schauerlichsten Anordnungen fügen, denn sonst – ihr Leben ist in deren Händen. Und ihre Körper könnten bald als tote Kadaver in roten Strömen von Blut herumliegen. Und nicht einmal wird irgendwer sie zur ewigen Ruhe bringen können.

Sieh, mein Freund, wie Mütter ihre Kinder an sich drücken und ihr Gewein ersticken. Ihr Umarmen und ihre Köpfchen unter ihren Tüchern, damit man das Gejammer der zu Tode gefrorenen Kinder nicht hören soll. Bemerkst Du es: Ein Mann drückt die Hand eines anderen, erinnert ihn so, dass geschwiegen werden muss. Seid ruhig, denkt daran, verliert nicht das Leben vor der Zeit!

So sieht, mein Freund, der Anmarsch der Tausende, Tausende Juden aus, die auf dem Weg zum zeitweiligen Konzentrierungslager[14] sind.

ben, verwendet Gradowski oft (aber nicht immer) die Schreibweise «G-tt». Wenn er von Hitler oder der NS-Macht als dem Gott der Arier spricht, schreibt er meistens «Gott».

14 Jidd. «kontsentrirung-lager». Gemeint ist das Durchgangslager Kielbasin.

Und jetzt sieh, mein Freund *[etwa zehn Wörter nicht lesbar]* und jetzt geschaffen. Wenn man vor sich die Tausende, Tausende Juden sieht, die noch gestern als nützliche Elemente gedient haben und für ihre nützliche, verdienstvolle Arbeit auch privilegiert waren und jetzt zu geistig zerbrochenen und physisch erschöpften Wanderern geworden sind, die nicht wissen, wo der Satan sie hinbringen wird. Deren einziges Verlangen es ist, möglichst schnell eine Lebendigengruft zu finden, um dem Bündel Knochen eine Rast geben zu können.

Mein Freund, eine schreckliche Nachricht haben wir jetzt bekommen. Ich, meine Familie, Freunde und Bekannte und Tausende Juden dazu müssen uns heute für den Weg fertig machen. Allerlei schwarze Gedanken schwirren durch den Kopf. Wer weiss, zu was man uns führt, wer weiss, was das Morgen bringen wird? Irgendein schreckliches Vorgefühl lässt uns nicht ruhen. Denn das Handeln der Macht steht in Widerspruch zu ihrem angeblichen Ziel. Denn wenn man uns in Zukunft als Arbeitselemente brauchen will, warum erschöpft man dann unsere Kraft so schnell? Warum zapft man so schnell all unser Blut ab? Warum verwandelt man starke jüdische Muskeln in ohnmächtig herabfallende Hände? Warum liquidiert man nützliche Arbeitsgebiete, die nur von uns vertreten werden und nun bewegungslos und tot liegenbleiben? Und gar niemand nimmt sich dessen an! Wieso ist die lokale Arbeit für den Staat unnötig, unnütz, dass man sie zerbrechen und vernichten kann, und was uns in der Konzentration erwartet, ist wichtig und nötig wie Leben? Warum?..

Wer weiss, ob das alles nicht ein tragischer Bluff der geschulten gemeinen Verbrecher ist, die uns das Chloroform angeblicher Arbeit geben, damit sie leichter, ohne Schwierigkeiten für sie, die grosse Vernichtungsoperation an uns durchführen können? Genau solche Gedanken beherrschen jetzt viele der Juden, die sich für die Reise bereit machen.

Ich sehe, mein Freund, dass Du mich etwas fragen willst – ich verstehe, was Du nicht begreifen kannst – warum, warum sind wir bis hier-

her gekommen, hätten wir keinen besseren Platz finden können, wo wir unser Leben hätten sichern können? Darauf werde ich Dir eine erschöpfende Antwort geben.

Drei Momente haben zusammengewirkt, dem Satan beim schauerlichen Prozess der Vernichtung unseres Volkes die Sache zu erleichtern. Eines allgemein und zwei individuell. Das allgemeine war, dass wir unter dem polnischen Volk lebten, in dessen Mehrheit wir grosse zoologische Antisemiten[15] sahen und fühlten. Und die schauten zufrieden zu, wie der Satan gleich beim Hereinkommen seinen Blutdurst an uns stillte. Mit angeblichem Bedauern auf dem Gesicht und innerlicher Freude im Herzen hörten sie sich die schauerlichsten, herzzerreissendsten Nachrichten über die Hunderte, Tausende jüdischer Opfer an, die durch den Feind vernichtet wurden – mit wildesten, grausamsten Methoden. Sie haben sich wohl im Herzen gefreut, dass das Piratenvolk gekommen war und die Arbeit tat, zu der sie selbst noch nicht fähig waren, weil sie noch ein Stück menschlicher «Moral» und Gewissen in sich hatten. Das Einzige, wovor sie allerdings, und mit Recht, Angst hatten, war dies, dass von dem Moment an, wenn der Kampf gegen die Juden beendet und diese Zielscheibe für die ganze Barbarei und Grausamkeit nicht mehr da sei, [die Deutschen; A. S.] sich ein frisches Opfer suchen würden, um ihre viehischen Instinkte zu stillen. Und diese Angst war teilweise begründet und ihre Folgen liessen sich merken. Grosse Mengen von Juden haben versucht, einen Ort zu finden, wo sie von der dörflichen oder städtischen polnischen Bevölkerung aufgesaugt würden, aber haben überall das grosse verweigernde «Nein!» zur Antwort bekommen. Überall fanden sie vor sich eine verschlossene Tür. An jedem Platz stand vor ihnen eine eiserne Wand. Und sie blieben als Juden auf dem grossen freien Platz stehen, wo die Hand des Feindes sie leicht erreichen konnte.

15 Im Sinne eines angeborenen Antisemitismus.

Du fragst, warum Juden keinen Widerstand geleistet haben. Weisst Du, warum? Weil sie kein Zutrauen zu ihren Nachbarn hatten, die sie bei der kleinsten Schwierigkeit verraten würden.

Man hatte kein Element für sich, das ernsthaft hätte helfen wollen und in gewissen verantwortungsvollen Momenten die Verantwortung für den Kampf, für den Aufstand auf sich genommen hätte. Die Angst, gleich an den Feind ausgeliefert zu werden, hat den Mut zum Kampf geschwächt und die Kühnheit gedämpft.

Ich sehe, mein Freund, dass Du noch etwas fragen willst.

Warum sind wir nicht in die dichten zugewachsenen Wälder gelaufen, um uns mit den Partisanen zu vereinigen und sie zu stärken oder selbst Kader von Partisanen zu bilden, die für ein besseres, schöneres Morgen kämpfen?

Da wirkten die zwei individuellen Momente, die wie ein Opium auf die grossen jüdischen Massen wirkten, die sich ohne Widerstand zu der grossen, grausamen Schlachtung führen liessen.

Das erste Moment, das auch die Jugend verführte, waren die Familienbande; das Gefühl der Verantwortung für Eltern, Frauen und Kinder hat uns alle zusammengebunden, zusammengegossen zu einer grossen, unteilbaren Masse.

Das zweite Moment war der Lebensinstinkt, der alle schwarzen Überlegungen zunichtemachte und wie ein Sturmwind alle bösen Gedanken zerstieben liess, mit der Begründung, dass alles das, worüber heimlich geredet und gedacht wurde, nichts anderes als das Produkt eines übertreibenden geborenen Pessimisten sei; und jeder liess sich leicht davon fangen.

Denn wie konnte es möglich sein, dass sie, die Machthaber, auch wenn sie die gemeinsten, gefährlichsten Banditen waren, sich über ein Leben in Ketten, Hunger und Kälte hinaus noch Schlimmeres ausdenken konnten?

Wer hätte glauben wollen, dass man Millionen Menschen ohne jeglichen Grund, jegliche Ursache nimmt und zu verschiedenartiger Schlachtung führt?

Wer hätte glauben wollen, dass man ein Volk zum Untergang führt nach dem teuflischen Willen einer Bande gemeiner Verbrecher?

Wer hätte glauben wollen, dass man ein Volk zum Opfer bringt als Kompensation für einen verlorenen Kampf um Macht und Grösse?

Wer hätte glauben wollen, dass ein Volk blind einem Gesetz folgt, das Tod und Vernichtung mit sich bringt?

Wer hätte glauben wollen, dass ein hochzivilisiertes Volk in Teufel verwandelt wird, deren einziges Ideal Mord ist, deren einziges Streben Vernichtung ist?

Ebendiese Unterschätzung der Verderbtheit des Piratenvolks, in welche Tiefen des Verbrechens und der Gemeinheit es gefallen war, wirkte in gewissem Mass dabei mit, dass das Widerstandsgefühl eingeschläfert wurde, auch bei denen, die zum Widerstand fähig gewesen wären.

Mein Freund, ich glaube, dass Du uns jetzt ganz gut verstehst. Du fühlst auch mit uns im jetzigen traurigen, durch das alles bewirkten Augenblick. Komm mit mir, wir wollen einen Gang durch die tiefen Erdgrüfte machen, in denen jetzt fieberhaft die Abreise vorbereitet wird. Du hörst Weinen und Schreien, die Töne kommen aus den tiefen Baracken, welche die zu Tode verängstigten, abfahrbereiten Juden in ihren Armen halten. Komm in eine von ihnen herein. Du hörst, da ist viel Lärm und Getöse. Jeder packt das Allernötigste in sein Reisegepäck, zieht an, was nur möglich ist, und das Übrige, das einmal mit viel Hingabe hierhergebracht wurde, wird ohne jeden Verdruss unter Freunden und Bekannten und auch unter Fremden verteilt. Alles, was gestern, was vor Stunden noch irgendeinen Wert

hatte und man war daran gebunden, hat jetzt in den letzten Stunden vor der Reise seinen Wert verloren und nahezu keine Rolle mehr gespielt.

Als hätte man das Vorgefühl, dass angesichts der Zukunft nichts mehr nötig und alles unnütz ist.

Du siehst, mein Freund, zwei Juden gehen, einer hat ein Licht in der Hand, um die Dunkelheit zu erleuchten, und der andere trägt ein offenes Säckchen. Das sind die Vorsteher der abreisenden Schtetl. Sie gehen jetzt herum wegen der letzten Anordnung der Macht, dass bei den Abreisenden die letzten Wertgegenstände weggenommen werden sollen, mit Androhung des Todes für denjenigen, der danach noch mit etwas erwischt wird.

Frauen legen ihren liebsten Schmuck ab, der mit ihrem ersten Leben verbunden ist. Mit Tränen in den Augen und Wehmut im Herzen trennen sie sich von den wertvollen Dingen, die als Geschenk von den Eltern gekommen sind, von Generation zu Generation auf sie übergegangen und als Heiligtum gehütet und so einen Faden durch die Geschichte gewebt haben. Und jetzt reissen sie es sich herunter. Werfen es mit einem Stöhnen in den Sack aus Samt. Manche wollen darin auch einen Trost sehen: Die Macht wolle die Mittel bekommen, um ihnen in der Zukunft das Leben zu erleichtern. Als die Sammlung zum Ende gekommen ist, tragen es die Männer zufrieden als Lösegeld davon, dorthin, ausserhalb des Zauns, wo das Gebäude steht, in dem der grosse blonde Räuber kampiert, der unser Schutz genannt wird. Ja, er hat verstanden, was zu tun ist, er wollte sich den Raub teilen: Euch, verehrte Herren in der Ferne, schicke ich Leib und Seele und für mich bleibt das Hab und Gut.

Komm, mein Freund, in eine zweite Baracke herein. Du hörst wieder Weinen von Frauen und Kindern. Da wimmern kleine Kinder, für die seit Stunden Schlafenszeit wäre, sie reiben sich die glänzenden Äugelchen und wollen schlafen. Und man lässt sie nicht. Man stopft sie in warme Sachen,

die sie jetzt schwer ertragen können. Sie weinen, betteln: lasst uns in Ruh; sie verstehen nicht, was man jetzt von ihnen will, so spät in der Nacht. Sie weinen mit den Müttern zusammen, über ihr bitteres Schicksal, über ihr bitteres Los, warum sie so unglücklich auf die Welt gekommen sind. Freunde und Bekannte kommen sich jetzt verabschieden, man fällt sich weinend um den Hals. Man küsst sich so herzlich, so entmutigend ist jeder Kuss. Er ist so vielsagend. Es scheint, dass die Menschen, die so herzlich die Lippen pressen, etwas von dem wissen, was uns bevorsteht. Ihre Herzlichkeit ist Ausdruck tiefen Mitgefühls. Ihre Tränen Ausdruck grossen Mitleids. Du siehst da einige Familien stehen, ganz gebrochen, hilflos, und wissen nicht, was sie tun sollen. Das sind Familien, die Kranke im Spital haben und sich jetzt von ihnen trennen müssen.

Sie bitten, ihnen vor der Abfahrt noch etwas sagen zu dürfen, sie nur zu stützen, beflügelt mit Mut: Die Kranken würden auch weiterfahren. Die Macht sei human geworden und werde die Familien nicht trennen. Es ist ein Gemisch von Gedanken. Die einen sind zufrieden und die anderen sind beherrscht von Angst. Die, die ihre Kranken bekommen haben, freuen sich über das Glück des Augenblicks und können nicht weiterdenken. Aber die anderen sehen darin ein schlechtes Zeichen, weil Kranke doch sicher nicht zu einer Arbeit gefahren werden. Nur: was immer jetzt ist, wie traurig sich die Zukunft jetzt auch darstellt, es wird sich keiner von seiner Familie trennen, denn wer kann das über sich bringen, diese chirurgische Operation, sich das eigene Herz herauszuschneiden. Wer kann so ein gemeiner Egoist sein, dass er eine Frau, ein Kind, Eltern, eine Schwester und einen Bruder verlässt und schon für sich eine Rettung sucht. Selbst wenn du wüsstest, dass du dein Leben sichern kannst. Wer kann von seiner teuren Familie lassen, mit der er durch die schwersten Stunden gegangen ist, und sie jetzt allein lassen auf einem so unsicheren, unbekannten, ängstigenden Weg. Nein, es muss alles zusammen gehen.

Komm, mein Freund, die Stunde unseres Abmarsches hat geschlagen. Sieh, 2500 Menschen, eine riesige Masse, sind aus ihren finsteren Erdgrüften heraus und haben sich in geraden Reihen aufgestellt.[16] Jede Familie zusammen, Hand an Hand, Schulter an Schulter, eine geordnete, geschlossene Masse von Hunderten, Hunderten Familien, die zusammengeflossen sind, sich verschmolzen haben zu einem grossen unteilbaren Organismus und herausgekommen sind auf den Weg in jene von der Macht bezeichnete Richtung, wohin sie zur Arbeit geschickt werden.

Eine frostige, kalte Nacht, stürmisch dazu. Stehen jetzt Tausende, Tausende Menschen und stampfen mit den Füssen, um die schon von der Kälte erfrorenen Zehen zu erwärmen. Die Frauen drücken die Kinderchen an sich und nehmen die erfrorenen Händchen in den Mund, um sie zu wärmen. Jeder rückt seinen Packen zurecht, damit ihm das Gehen leichter wird. Schwache Eltern, die von ihren leichten Packen auch noch befreit worden sind, damit sie wenigstens ihren Körper bis zum Bahnhof schleppen können, bedauern mit tiefem Seufzen ihre Kinder, die gleich beim Herauskommen ihre Last fühlen und tragen müssen. Alles steht zum Abmarsch bereit.

An den benachbarten Baracken stehen Männer und Frauen, schauen mit besorgten Augen zu uns hin und senden uns mit Blicken ihren letzten Gruss, ihren Wunsch für unsere Reise. Wir tauschen Blicke aus, die unseren Wunsch ausdrücken, dass wir uns in der Zukunft als Befreite wiederbegegnen.

Die Tore öffnen sich und wir verlassen das umdrahtete Lager. Ein schwarzer Gedanke blitzt mir durchs Gehirn. Zum zweiten Mal öffnen sich für uns die Tore zur freien Welt, und wie schrecklich hat die Freiheit uns beim

16 Bei den Transporten aus Grodno und Bialystok (Kidbasin eingeschlossen) im Jahre 1942 geht die Forschung von jeweils 1000 Menschen aus, nur in zwei Fällen im November von 1500 und 2000 Deportierten. Verlässliche Zahlenangaben fehlen, zumal nicht alle Transporte dokumentiert wurden.

ersten Mal getrogen: Wir haben die Drahtzäune des Ghettos verlassen und sind durch die freie Welt in finstere Grüfte geführt worden. Und wer weiss, wohin uns die zweiten geöffneten Tore leiten. Wer weiss, wohin, in welche Richtung die geöffneten Augen des Lagers schauen.

Das erste Mal war unser Rastplatz nah an zu Hause. Wir atmeten die Luft unserer Gegend und das gab uns ein bisschen Sicherheit. Aber jetzt, wer weiss, wohin der Weg uns führen wird. Wir müssen doch dorthin gehen, näher, tiefer in das Land, wo unser gefährlichster Feind sich befindet.[17] Wer weiss, ob die Arme, die er uns entgegenstreckt, sich nicht in Teufelshände verwandeln, die uns umklammern, um uns zu ersticken. Wer weiss?

Wir kamen heraus auf eine grosse, freie Welt, die blendete mit ihrer Weisse und beängstigte mit ihrer wunderbaren Grösse. Und erzittern liess uns der Kontrast, die Schwärze des grossen, grenzenlosen Himmels. Und wie symbolisch sieht alles aus! Eine weisse Erde und ein schwarzes Zudeck für die sich über die Weisse bewegende Masse. Zu hören ist aussergewöhnliche Stille auf der Welt. Es scheint, dass ausser uns schwarzen Schatten jetzt niemand existiert. Und uns hat man jetzt auf die Welt herausgebracht, um irgendeine nächtliche Arbeit an uns zu tun, die der Tag nicht sehen darf.

Wir sehen uns mit forschenden Blicken in der Gegend um. Wir möchten ein Zeichen von Leben und Existenz sehen. Aber unser Suchen ist umsonst. Eine tote, erstarrte Welt.

17 Die aus dem Lager Kieibasin deportierten Juden wussten, dass sie Richtung Westen, d.h. ins Generalgouvernement Polen oder ins Reich, geschickt wurden. Das Lager Auschwitz-Birkenau, etwa 65 Kilometer westlich von Krakau, befand sich im polnischen Ostoberschlesien, das im September 1939 nach der Niederlage Polens an das Deutsche Reich angeschlossen worden war.

Zu hören sind die Echos von Tausenden, Tausenden. Da hat die Welt in der Moderne wieder einmal den Vertreibungsmarsch des alten, geplagten und verfolgten Volkes gehört. Aber wie viel schrecklicher, wie viel schauerlicher stellt sich die jetzige Vertreibung dar! Damals im alten Spanien haben wir aus nationalem Stolz und religiösem Bewusstsein ein Land verlassen.[18]

Wir haben mit grossem Mut denen ins Gesicht gespien, die uns mit offenen Armen aufnehmen und sogar in die Tempel der Regierenden hereinholen wollten, wenn wir nur, um bleiben zu können, unsere kulturelle Eigenart und nationale Selbständigkeit verleugneten. Mit Spott und Verachtung antworteten wir auf ihre bittenden Blicke und sahen mit Ekel auf die, die uns alle bürgerlichen Freiheiten geben wollten, wenn wir sie nur religiös anerkennten. Da gingen wir als unbeugsames, stolzes Volk weg und von Weitem funkelten uns die offenen Tore der Welt, die uns mit offenen Armen empfingen. Aber heute – wir verlassen das Land nicht, sondern man jagt uns hinaus. Nicht als Volk, sondern als ekelhafte Geschöpfe. Wir werden getrieben, nicht wegen unseres nationalen Stolzes, sondern wegen eines gemeinen, sadistischen, teuflischen Gesetzes. Wir werden nicht an die Grenzen eines anderen Landes getrieben, sondern im Gegenteil – man führt uns näher zu sich hin, tiefer ins Herz des Landes, das sich von uns befreien will. Wir gehen und der Weg scheint kein Ende zu nehmen. Oh, werden wir in Ewigkeit so gehen?

Instinktives Zittern hat uns jetzt alle erfasst. Wir sehen von Weitem auf der weissen Erde grosse, hohe Schatten, zwischen denen kleine, kaum bemerkbare Feuerchen leuchten. Alle Herzen fangen vor Furcht hastig zu schlagen an. Jeden durchfährt ein finsterer Gedanke: Wer weiss, vielleicht bringt man uns jetzt mitten unter jene Schatten, in die Feuer. Das sind Zeichen der Nachtteufel, die schon auf unser Kommen warten und schon die letzten Vorbereitungen für unsere Aufnahme treffen.

18 Anspielung auf die Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahr 1492.

Wer weiss, vielleicht erwartet uns dasselbe Schicksal wie die Hunderttausende Juden vor uns, die in solchen dunklen Nächten an ebensolche Schattenplätze geführt wurden und dort einen grausamen Tod fanden.[19] Wer weiss? Aber, G-tt sei Dank, wir sind an dem Wald vorbei, heil durchgekommen, wir atmen freier.

Wir gehen weiter. Der Schritt wird schwerer. Wir gehen durch Hügelgelände. Und seltsam! Schien dies schon vielen ein gut bekannter Platz zu sein, ist es jetzt doch allen fremd. Es schien, dass unten vielleicht schon vorbereitete Mäuler der Erde offen stünden, um uns lebendig zu verschlingen, wie es schon mit Zehntausenden vor uns passiert war. Wer weiss? Wir halten uns fest an den Händen, bis wir mit Herzklopfen und äusserster Spannung herauf auf die Spitze des Berges kommen. Freude erfasst uns plötzlich alle. Von weitem sehen wir die funkelnden Feuerchen elektrischer Lampen, Zeichen der nahen Bahnstation. Bei allen verstärken sich Kraft und Glauben. Wir sind an der Bahn angekommen. Es warten schon zwanzig kleine Waggons auf uns, für 125 Personen pro Wagen berechnet.[20] So wird es noch einen Stehplatz für jeden geben. Das ist für uns ein grosser Trost. Jede Familie sieht zu, soweit möglich zusammen zu sein auf dem spannungsgeladenen, beängstigenden Weg. Ein Teil der Familien von Kranken steht angstvoll und hält aus den Zugfenstern Ausschau nach

19 Die meisten Juden, die in den seit 1941 besetzten Gebieten überlebten, so auch Gradowski, hatten bereits Informationen über die Vernichtung; sie wussten von den Massenerschiessungen durch die Einsatzgruppen und von den Deportationen in Konzentrations- und Vernichtungslager (nach Chełmno und in die Lager der Aktion Reinhardt, vor allem Treblinka). Die in Grodno lebenden Juden hatten mit Sicherheit auch Informationen aus Litauen erhalten, wo seit Sommer 1941 die Vernichtung durch Massenerschiessungen u.a. in Ponary bei Vilnius im Gange war.

20 Gradowski berechnet die Wagenbesatzung offenbar auf der Grundlage von 2 500 Deportierten (statt 1000, siehe Fn. 16). Zeitzeugenberichten zufolge wurden für diesen Transport zum Teil Personenwaggons 3. Klasse eingesetzt, deren kurze Wagen 40-66, die langen 74-86 Sitzplätze hatten.

der Ankunft der Schwester, des Bruders oder Kindes, der Eltern. Aber von denen zeigt sich keine Spur. Wie wir später erfahren haben, sind sie auf der Stelle erschossen *[vier Wörter nicht lesbar]* von den Waggons verschlungen worden. Sind verschlossen und vernagelt worden. Die letzten Überlebenden liessen *[vier Wörter nicht lesbar]* geflohen. Wer also fliehen werde, werde erschossen. Mit einem zynischen Gelächter im Gesicht und einem Ausdruck von Stolz und innerer Freude steht jetzt die blonde Bestie. Zu unserem Schutz nageln sie die gesicherten Waggons zu. Ja, er hat eine grosse Mission für sein Volk erfüllt. Er hat Zweitausendfünfhundert gebracht, die die Deutschen im Kampf und Sieg stören, und verrät sie und befördert sie zu den hohen Kulturträgern, die ihr Urteil über sie vollstrecken sollen.

Ein dumpfer Pfiff durchreisst die Luft; der ist die Ansage angefangenen Sieges. Wie ein Tier, das mit seiner Beute flieht, so reisst sich der Zug von seinem Ort los und machte sich ans Verschwinden. Aus allen Herzen dringt ein Stöhnen voller Weh, da fühlten jetzt alle ganz den schauerlichen Schmerz, wirklich aus ihrer Heimat herausgerissen zu werden.

Die Menge schwankte so, dass sie fast umgefallen wäre. Gleich am Anfang wurden die Schwierigkeiten der gegebenen Umstände fühlbar. Alle versuchen, es sich so bequem wie möglich zu machen. Damit man den Weg wenigstens aushalten kann. Die Kinder werden auf den Schoss genommen und es wird gleich abgemacht: Jetzt sitzest du und später trittst du deinen Platz einem anderen ab. Man schafft eine Atmosphäre von Frieden und Einigkeit in dem Netz, das sie in die Hände des jetzt noch nicht bekannten Teufels bringt. Religiöse Juden sagen das Reisegebet. Und man wünscht sich: Als Gefangene führt man uns weg, mögen wir als Befreite zurückkommen!

Komm, mein Freund, lass uns einen Gang durch die fahrenden Käfige tun. Siehst Du, da sitzt und steht eine traurige, verzweifelte Menge, die in tiefe Alptraumgedanken versunken ist. Zu hören ist das monotone Rattern der

Räder, die sich mit ihrem schwermütigen BClang wie eine schwere Masse auf alles legen und die Harmonie zu der schwermütigen, traurigen Stimmung bilden. Es scheint, dass das Fahren schon eine Ewigkeit dauert. Da sind wir in den ewigen jüdischen Wanderzug eingestiegen, über den die Völker disponieren, und wir müssen in ihn einsteigen oder ihn verlassen nach ihrem Willen und Gutdünken.

Du siehst, mein Freund, wie um jedes Wagenfenster herum Menschen wie angeschmiedet stehen und zu der freien Welt hinausschauen, jeder will seinen Blick sättigen, lässt ihn in verschiedene Richtungen wandern, als fühlte er schon voraus, dass er das alles zum letzten Mal sieht. Es wirkt, als sässen sie in einer Festung, die sich bewegt und vor der die Welt abläuft wie ein Film und sich in ihrer Buntheit zeigt und nun die im Zuggefängnis sitzenden Menschen verabschiedet. *Es macht den Eindruck, als ob man die Menge später auf die Welt hinausführen wolle, um* [Wörter nicht lesbar] *anzuschauen.* [Wörter nicht lesbar] *ihre Augen* [Wörter nicht lesbar] *sein.*[21]

Es wirkt, als sage die Welt zu ihnen: Schau mich an, sättige[22] deinen Blick, solange du mich noch siehst, denn ich werde mich dir nun zum letzten Mal zeigen.

Bemerkst Du's, mein Freund, dort stehen sehr junge Menschen, ein Mann und eine Frau. Ihre Blicke gehen jetzt wie angeschmiedet in eine Richtung. Sie schweigen, aber ihre Gedanken treffen zusammen. Und leise Seufzer dringen ihnen aus dem Herzen, der Blitz einer Erinnerung hat sie jetzt so verzaubert und aus der Wirklichkeit herausgerissen. Sie erinnern sich an früher; es ist noch nicht lange her. Hier an dieser Stelle, gerade hier am Bahnhof Lososny[23], haben sie sich doch so oft getroffen, haben

21 Der kursive Satz von Gradowski gestrichen.

22 Gradowski benutzt zuerst eine rein jiddische Verbform von «sättigen» («(zikh) onzapen»), die er dann durchstreicht und durch eine Form ersetzt, die näher am Deutschen ist («(zikh) onzetikn»).

23 Der Bahnhof «Losos'na» (auch «Grodno Süd» genannt) lag auf der Bahnstrecke

im Urlaub Zeit miteinander verbracht und aus ihrer Bekanntschaft ist heisse Liebe geworden, *[zwei Zeilen mit etwa zehn Wörtern pro Zeile nicht lesbar]* so glücklich geflossen. Jeder Tag hat ihnen beiden viel Glück und Vergnügen verschafft. Das Leben war damals doch so farbig, so verzaubert in seiner Buntheit. Alles winkte dir mit einem Lächeln zu, aus allem sprach der Geschmack des Lebens. Ein finsterer Gedanke fliegt ihnen jetzt durchs Gehirn. Wer weiss? Wer weiss? Werden sie sich noch einmal an diesem Ort diesen Erinnerungen voller Zauber überlassen können? Sie sehen hin zu dem Platz, der ihnen jetzt entschwindet. Sie schauen in die Richtung, aus der sie grausam weggerissen worden sind. Ein Stück Leben ist in der Ewigkeit verschwunden.

Komm weiter, Du siehst, da stehen weiter, wie erstarrt, zwei junge Menschen und schauen hinaus zur Welt. Du hörst die paar Worte, die die Frau jetzt zu dem jungen Mann gesagt hat. Weisst du noch, mein Lieber, erinnerst du dich an die empfindsame Reise, an jenem trüben, winterlichen Tag, da wir uns als Wildfremde in dem Abteil da trafen und Bekanntschaft schlossen – die uns dann auf ewig vereinigt hat? Und jene Reise, jener Weg führte uns zu einem glücklichen Leben. Jener Weg hat uns einen Blumenweg in die Welt eröffnet. Es scheint, dass wir denselben Weg in dieselbe Richtung fuhren. Damals sind wir in den Lebenszug eingestiegen. Wer weiss, wohin der heutige Weg uns führen wird? Wer weiss, auf welchem Gleis unser Zug jetzt steht?

Komm weiter, Du siehst, da steht eine Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm, neben ihr steht ihr Mann. Sie schauen hinaus zur Welt, die an ihnen vorbeischwebt, und instinktiv immer wieder auf ihr Kind, das Kleinerle, das Schönerle. Sie werden jetzt von tiefen Sorgen beherrscht. Sie sind noch jung, voller Leben. Und es lockt so sehr die Welt, die sich vor

Warschau-Wilna am südwestlichen Stadtrand von Grodno in der gleichnamigen Siedlung, 2 km vom Lager Kielbasin entfernt.

ihnen durchs Fenster zeigt, alles ruft sie zum Leben und zur Existenz. Sie haben jetzt jemanden, für den sie leben, für den sie da sein, für den sie arbeiten, für den sie leisten könnten. Sie haben vor Kurzem ihr erstes Kind zur Welt gebracht und mit ihm sich in die Ewigkeit eingewebt, sind Partner geworden bei der Entwicklung und dem Blühen der Welt. Aber man hat sie gleich bei den ersten Schritten, die sie in der Welt taten, aufgehalten und Weggehen heissen, abtreten von ihrem Platz, wo sie angefangen hatten, ihr Nest zu bauen.

An sich denken sie jetzt nicht. Nur ein Gedanke beschäftigt sie: Was wird aus ihrem Kleinerle, Lieberie, ihrem keinen Nutzen bringenden Kind?

Für sie ist das Kind das grösste Glück, der grösste Trost, ihr gemeinsames Lebensideal – aber für jene grausamen Banditen ein unnützes Spielzeug, das keinen Wert hat und kein Recht auf Existenz.

Sieh, wie sie jetzt auf ihr Schönerle schauen, ihr Mädchen mit seinen Schwarzkirschenaugen, und lies in ihren sorgenvollen Gesichtern, was sie denken: Du kostbares Kind, du bist doch Inhalt und Sinn unseres Lebens. Wie viel Freude und Wonne hast du uns verschafft, als du das erste Wort in die Welt fallen liessest – Mama!

Ach, wie hat der Vater damals seine Frau beneidet. Und wie glücklich war der Vater, als das Kind ihn als Vater erkannte und zum ersten Mal sagte – Papa.

Ach, du kostbares Kind, wer weiss, ob der Ewigkeitsfaden, den du zu spinnen angefangen hast, jetzt nicht brutal abgerissen wird.

Ach, du kostbares Kind, wer weiss, ob du weiter unser sein wirst und wir dein. Die Mutter drückt das Kind ans Herz, Tränen fallen auf sein Köpfchen. Und der Vater drückt ihm einen heissen, herzhaften Kuss auf.

Komm, lass uns ein bisschen weiter gehen. Du siehst, da sitzt eine Mutter mit zwei erwachsenen Töchtern zur Seite. Und was für schmerzliche Gedanken beherrschen jetzt die Mutter und die Kinder!

Die Mutter denkt: Ein ganzes Leben habe ich für euch, meine Lieben, geopfert, ein ganzes Leben habe ich mich euch gewidmet, alles für euch hingegeben, um jenen ersehnten Augenblick zu erleben, das mütterliche Glück und die Wonne zu geniessen. Und das alles ist zum leeren Traum geworden. Euer treuer, hingebungsvoller Vater ist irgendwohin von den Banditen verschleppt; wer weiss, ob er noch unter den Lebenden ist. Wer weiss, ob er euch nicht schon zu Waisen gemacht hat? Eure lieben Brüder sind mir weggeraubt worden; wer weiss, wo sie sich jetzt befinden? Ich bin elend und gebrochen übriggeblieben. Der einzige Trost für mich wart ihr, liebe Kinder. Und jetzt, wer weiss, was euch erwartet.

Wer weiss, ob ihr, meine Lieben, euch an die neuen schweren Lebensbedingungen werdet anpassen können, die sie euch hinstellen werden. Und wer weiss, ob ihr fähig seid, die doppelte Last zu tragen, meine und eure, wer weiss? An sich denkt sie jetzt gar nicht. An ihr eigenes Leben wendet die Mutter keinen Gedanken, denn wie kann eine Mutter an sich denken, wenn sie des Lebens und der Existenz ihrer Kinder noch nicht sicher ist? Die Töchter sehen mit einem Stöhnen auf ihre Mutter. Eine dunkle Trauer zieht über ihr Gesicht: Wer weiss, ob die liebe Mutter, die von Sorgen grau und alt geworden ist und von schlaflosen, schmerzerfüllten Nächten erschöpft und schwach, mit ihrem schmerzlichen Aussehen nicht viel älter wirken wird, als sie angegeben hat, so dass sie zu den Nutzlosen, Überflüssigen gerechnet wird, die keine Existenzberechtigung haben. Liebe Mame, wer weiss, ob wir das Glück haben werden, dir helfen zu können? Wer weiss, ob du uns nicht aus den Armen gerissen wirst, und wir bleiben elend, gebrochen, ohne Mame, ohne Brüder, einsam und allein in der grossen Wüstenwelt, die uns mit ihrer Grausamkeit so ängstet – wer weiss?

So wirst Du jetzt in jedem Abteil, in jedem Wagen erstarrte Menschen stehen oder sitzen sehen – mit tief gebeugten Köpfen, mit schweren, schmerzhaften Leiden beladen.

Der Zug fährt weiter seinen langen, monotonen Weg. Wir nähern uns der Stadt Bialystok. Jeder wird für einen Augenblick aus seinen Gedanken gerissen und drängt zum Fenster, um den Bahnhof zu sehen, wenn er kommt. Was werden die Menschen da denn sehen, was wird sie dort jetzt erwarten? Aber instinktiv will jeder die Stadt anschauen, mit der jeder von den Fahrenden so eng verbunden ist. Jeder hat da Familie, Freunde und Bekannte. So möchte man wenigstens von Weitem die Stadt sehen, in der noch ein Freund, ein Kind, ein Verwandter wohnt. Möchte ihnen durch die Fensterchen einen Gruss schicken, den letzten Abschiedsblick zukommen lassen. Und vielleicht wird man einen Juden aus Bialystok sehen, wo es noch ruhig ist. Vielleicht können sie uns durch einen Blick über den Zweck unserer Reise aufklären.

Wir sind auf der Station angekommen. Auf einem seitlichen toten Gleis angehalten. Schon unterwegs vom Leben abgeschnitten worden. Ach, wie schrecklich sieht der Bahnhof jetzt aus! Dieser lebendige Ort, der immer voller Lärm und Gedränge war, steht jetzt in Nebel eingehüllt. Keine Spur von Leben. Das Einzige, was an das neu geschaffene Leben erinnert, sind herumspazierende Gendarmen mit Bajonetten und Helmen. Ein Signal von einem Fabrikschornstein ist zu hören. Ein Zeichen von Leben, ein Gruss von den Schwestern und Brüdern (die dort ihre Mühe und Arbeit einsetzen), die sich nun in den Armen der grossen Fabrikgebäude befinden und dort ihre Energie, ihren Fleiss und ihre Kraft den Banditen abgeben, die uns jetzt transportieren. Sie arbeiten – mit der Hoffnung als Lohn, dass das eine Schutzwand für sie sein werde. Ein Pfiff hat die Luft durchdrungen. Der Zug hat sich weiterbewegt. Lebt wohl, ihr Bialystoker Juden. Mögen euch die Fabrikmauern als sichere Schutzwand dienen, mögen sie euch verteidigen, dass die lauernden Feinde euch nicht erreichen können.

Sitzt weiterhin ruhig und sicher, mögen wir in der Zukunft als Befreite zu euch zurückkommen können. Der Zug hat Fahrt aufgenommen. Alle sind jetzt wieder in tiefe Niedergeschlagenheit versunken. Mit jedem Kilometer wächst die Traurigkeit. Mit jedem Kilometer wächst der Trüb-

sinn. Was ist los? Wir nähern uns jetzt der unter Juden gut bekannten Station Treblinka, die nach den verschiedenen Nachrichten, die uns erreicht haben, den grössten Teil des polnischen und ausländischen Judentums verschlungen und umgebracht hat. Jeder schaut aus dem Fenster und forscht schweigend mit seinem Blick. Vielleicht können sie etwas sehen? Vielleicht stossen sie auf eine Andeutung, die ihnen die Wahrheit erzählt? Vielleicht wird jemand von draussen etwas zu ihnen heraufschreien und ihnen sagen, wohin man sie fährt und was sie erwartet. Und wie schrecklich, gerade stehen da zwei junge Christen, schauen zu den Zugfenstern hinauf und fahren sich mit der Hand über den Hals. Ein Zittern befällt die, die das Bild gesehen, das Zeichen bemerkt haben. Sie rücken weg, schweigsam wie ein Gespenst. Sie sind stumm. Sie erzählen niemandem das Gesehene. Sie wollen die Trauer nicht vergrössern, die ohnehin schon von Minute zu Minute wächst. Es scheint, dass bald, bald ... Wer weiss, was die kommenden Minuten bringen können. Wer weiss, ob sie nicht auf jenes Seitengleis gefahren werden, das zu jenem Ort führt, der zu einem grossen jüdischen Friedhof geworden ist. Alle drängen sich an die Fenster. Jeder will als Erster sehen, wohin die Räder tragen. Tausend Herzen klopfen im Takt. Tausende Seelen zittern. Ein Gedanke nagt und lässt nicht ruhen. Wer weiss, ob nicht die letzten Minuten des Lebens nahe kommen. Ob sie nicht schon an die Grenze der Ewigkeit gekommen sind. Jeder macht seine Seelenbilanz. Religiöse Juden sagen Gebete, sprechen das Sterbebekenntnis. Jede Familie drängt sich enger zusammen. Sie wollen jetzt zu einem grossen, unteilbaren Organismus verschmelzen. Sie wollen darin Schutz finden und Trost suchen.

Die Mütter drücken ihre Kinderchen ans Herz *[zwei Wörter nicht lesbar]* und liebkosen ihnen ihre Köpfchen. Auch erwachsene Kinder schmiegen sich jetzt an ihre Eltern, als wollten sie in den letzten Lebensminuten noch den süssen Geschmack mütterlicher und väterlicher Zärtlichkeit spüren. Es kommt ihnen vor, als könnten Vater und Mutter sie jetzt, so wie immer,

unter ihre Flügel nehmen und beschützen, dass ihnen nichts Böses geschehen kann. Die Spannung steigt und folgt dem Lauf der Räder. Die scheinen ihr Jagen zu verringern. Ein Zeichen, dass sie schon halb ans Ziel gekommen sind und den Kulminationspunkt erreicht haben. Die Spannung hat ihren höchsten Punkt erreicht. Der Zug hat angehalten. Zweitausendfünfhundert Menschen haben für einen Augenblick zu atmen aufgehört. Vor Angst haben Zähne geklappert und Herzen hastig geklopft. Die grosse Masse wartet in Todesängsten auf die nächsten Minuten. Jede Sekunde eine Ewigkeit. Jede Sekunde ein Schritt näher zum Tod. Alles ist erstarrt und wartet auf die ausgestreckten Arme des Satans, der sie bald in seine Krallen hineinziehen und in seinen Abgrund schleudern wird.

Ein Pfiff hat aus der Erstarrung geweckt. Der Zug hat sich aus dem Tod herausgerissen und ist seinen Weg weitergefahren. Es küssen sich Mütter und Kinder, Frauen und ihre Männer. Es fliessen Freudentränen[24]. Alles ist zu neuem Leben aufgelebt und atmet freier. Es *[ein Wort nicht lesbar]* weben sich neue[25], hoffnungsvolle Gedanken. G-tt sei Dank, der Schreck ist vorbei, die Angst verschwunden. Eine neue Welle tröstlicher Gedanken hat alle ergriffen. Der Glaube ist stärker geworden, dass alle die Versionen falsch seien. All die schrecklichen Voraussagen sind grundlos. Sind zu ihnen gekommen aufgrund einer vereinzelten Tat, aber haben nicht Massencharakter. Und deshalb bemerkst Du jetzt, wie alle mit Mut beflügelt sind – von der Gewissheit beherrscht, dass man sie zum Leben fahre, einem schweren zwar, aber doch – Leben.

Zu hören sind berührende, weiche Töne von einer herrlichen, bezaubernden Frauenstimme, die jetzt in eine mystische Melodie hineinschwingt und einen immer grösseren Kreis in ihren Bann zieht. In einer solchen Me-

24 Jidd. «trenen fun freyd». Gradowski hatte ursprünglich «Todestränen» geschrieben, hat aber das Wort «Tod» durchgestrichen.

25 Hier hat Gradowski das Wort «Leben» durchgestrichen.

lodie sprechen Juden ihr tiefstes Flehen aus. Sie drückt das schwere Leiden aus, in dem sich die mit Ketten Gebundenen befinden, die jetzt zu einem fremden, unbekannten Leben gefahren werden – das sie so sehr ängstet und ihnen die Ruhe raubt. Die Melodie wendet sich an den Schöpfer: Befreie uns aus dem tiefen Abgrund und führe uns hinaus in ein herrliches aufscheinendes Morgen! Die Melodie bittet: Führe uns weiter auf dem Weg des Lebens wie bisher! Möge es auch am Ziel mit dem Schrecken sein Bewenden haben.

Wir nähern uns Warschau. Jetzt gäbe jeder ein Stück seines Lebens dafür, wenigstens einen Warschauer Juden zu sehen.

Wie glücklich wären wir jetzt, wenn wir einen von denen träfen, mit deren Brüdern und Schwestern so Schauerliches passiert sein soll. Und vielleicht könnte einer von ihnen uns die Wahrheit erzählen, den Zweck unserer weiten Reise.

Aber leider siehst du jetzt keine Spur von einem Juden auf dem einst so von Juden beherrschten Warschauer Bahnhof. Du siehst Menschen mit ernsten, bösen Blicken herumstehen, die auf einen demnächst in ihre Richtung abgehenden Zug warten. Aber sie alle sind uns fremd, und indem sie sich vor uns zeigen, wecken sie schrecklichen Hass und Neid. Warum sind sie frei und bewegen sich nach ihrem Willen? Warum haben sie die Möglichkeit, eine Fahrkarte zu kaufen für einen Zug, der sie zu einem warmen, sicheren Zuhause fährt? Warum haben sie die Möglichkeit, zu jenem Punkt, in jene Richtung zu fahren, wo sie eine Frau, ein Kind erwartet, die schon ihre Arme ausstrecken, ihn warm zu empfangen?

Und wir werden gegen unseren Willen gefahren, nicht zu einem Heim, sondern zu einer Wüste.[26]

26 Es folgen vier durchgestrichene Wörter: «Es erwarten uns keine warmen». Auf der leeren rechten Seite sind die Wörter «Und zu Pessim[ismus]... bereit» zu erkennen.

Es wird uns dort nicht das Lächeln deiner Frau erwarten, nicht die offenen Arme deiner Mutter, nicht das sorglose Gelächter deines Kindes, sondern böse, schreckliche Blicke von unseren grausamen, bitteren Feinden, die in den ausgestreckten Armen – wie wir schon lange wissen – eine Peitsche halten, ein kaltes oder vielleicht auch ein heisses Gewehr, wenn ihnen das gerade nützlich ist. In solche Alptraumgedanken sind jetzt die fahrenden Massen geraten.

Die Stille wird unterbrochen – von einem, der aus einem anderen Abteil hereinkommt und freudig sagt: «Leute, ich habe einen Gruss von früheren Transporten aus unserem Lager!» Er habe in seinem Abteil auf der Wand einen geschriebenen Gruss gefunden und den ganzen Reiseplan vom Anfang an, von der Abfahrt, bis sie ins Jeckeland[27] gekommen seien.

Alle freuen sich, dass sie wenigstens so etwas wie einen entfernten Gruss von denen sehen, die wie im Abgrund verschwunden waren. Man liest die Wörter und es kommt dir vor, als redetest du mit ihnen. Es scheint, als erzählten sie dir jetzt von allem. Da sind sie vor dir, lebendige, zappelnde Juden, die vor Wochen weg sind und keine Spur von sich hinterliessen, was alle so beunruhigt hat. Da, Juden – da könnt ihr wissen – da könnt ihr einen lebendigen Gruss kriegen von denen, über deren Schicksal ihr euch so schreckliche Vorstellungen gemacht habt! Ach wie klug waren sie, die damals hierhergefahren sind – haben gewusst, dass wir wegen ihrer Existenz Angst haben würden – was uns die Ruhe rauben würde. Haben sie uns ein lebendiges Zeichen von sich dagelassen, das uns Beruhigung bringen und Sicherheit geben sollte.

Und wir wollen jetzt auch nach ihrem Beispiel tun und einen Gruss von uns schreiben für die, die in den nächsten Tagen in denselben Zug einstei-

27 «Jecke»: umgangssprachlich für die deutschen oder die deutschsprachigen Juden, insbesondere für die Einwanderer in Palästina in den 1930er Jahren. Pejorativ auch für die Deutschen.

gen müssen. Sollen die Kommenden auch uns dankbar sein – dass wir an sie denken und für sie sorgen.

Aber mit einem Mal ist die Freude verschwunden. Sie wird zu Trübsinn, die Sorge hat uns wieder in ihrem Netz gefangen. Ein Satz hüllt uns wie mit einer Peitsche in Trauer ein.

«Wir kommen an im Jeckeland!» Und damit endete der Gruss. Da riss der Faden ab. Bis dahin waren wir zusammen gewesen und jetzt waren sie uns entschwunden. Sie hatten ihre Lebensgeschichte geschrieben – bis, bis sie ins Jeckeland gekommen, bis sie ins Herz des Feindesterritoriums gefallen waren. Sie liessen etwas von ihrem Leben fühlen – bis sie von den Armen der grausamen Barbaren umklammert wurden.

Eine stille, finstere Nacht bemächtigt sich der Welt. Der Zug ist stehen geblieben; gefährlich, mit gemeinen Verbrechern zu fahren, wenn kein Licht da ist. Mitten auf einem verlassenen Bahnhof steht ein Zug von 20 Waggons, die 2500 Kinder des geplagten, gehetzten Volkes in ihren Armen halten. Die Waggons – finster, deprimierend. Aus den Fenstern sehen verängstigte, gepeinigte, erschöpfte Kinder des zum Tod verurteilten Volkes heraus. Sie suchen in der Nachtfinsternis nach einem Strahl des Lichts, der das Dunkel erleuchten und ein wenig Leben in ihr Totsein hereinbringen soll. Aber ihr Suchen ist umsonst. Die Nacht ist schauerlich, spricht nur durch Dunkelheit. Die schwarzen, traurigen Wagen werden allerdings von Zeit zu Zeit beleuchtet, aber mit einem fremden, kalten, toten Licht. Da strahlen unsere Begleiter die Gefängniswagen an, um zu sehen, ob nicht vielleicht einer von der gefährlichen Bande in der Schwärze der undurchdringlichen Nacht eine Rettung sucht. Es fängt die erste schauerliche, alptraumerfüllte Reisenacht an. Zwei schreckliche Elemente haben sich der grossen erstarrten Menge bemächtigt: Hunger und Durst. Sieh, mein Freund, wie jetzt alle jedes menschliche Gefühl verloren haben. Jeder denkt nur an eines: Wo kriegt man ein Stückchen Brot her, um den

Hunger zu stillen? Wo kriegt man ein bisschen Wasser her, um den Durst zu stillen. Sieh, wie die Glücklichen, die an einem Fenster stehen, die Zunge ausstrecken und die mit Tau beschlagenen Scheiben ablecken. Sie wollen durch das blosse Berühren von etwas Feuchtem ihre erschlafften, geschwächten Herzen erfrischen. Man hört das Weinen von Kindern und ihr Schreien: Mame, gib ein bissle Wasser, wenigstens ein Tröpfele! Du hörst, Mame, gib mir bloss einen Krümel Brot, mir wird schlecht, ich kann nicht mehr! Die Mütter trösten die Kinder: Bald, mein Kind, bald verschaffe ich's dir. Manchmal sind auch noch Glückliche da, die noch etwas in ihrem Vorrat haben. Dann geben die ganz wenig ab an die, die schon vor Hunger sterben. Aber die grosse Mehrheit ist völlig erschöpft vom Hunger und die Kinder sind ungeduldig, wollen nicht lang warten und fordern immer weiter das versprochene Brot und Wasser. Die Mütter werden ganz niedergeschlagen, wie sie die Not der Kinder sehen und nichts anderes machen können als sie anschreien.

Vor Schreck bleiben die Kinder still und schmiegen sich mit weinenden Äugelchen an das schmerzerfüllte Mutterherz.[28]

Erwachsene, die nicht weniger leiden als die Kinder, trösten sich mit dem Gedanken, dass die Macht uns sicher an der nächsten Station mit Essen und Wasser versorgen werde. Die würden doch nicht ein Volk herausholen, damit es eine Arbeitsmasse bilden soll, und es dann auf dem Transport an Hunger und Durst umkommen lassen.

Hier in einem vierten Abteil ist krampfartiges Schreien erwachsener Kinder zu hören, die ihre ohnmächtige Mutter in Armen haben, die es nicht mehr hat aushalten können. Man versucht mit allerlei Tricks, sie wieder zu Bewusstsein zu bringen. Gott sei Dank, sie hat die Augen geöffnet, und in all der Trauer ist ihnen eine Freude gekommen. Ihre schwache Mutter

28 Folgt ein durchgestrichener Satz: «In einem dritten Abteil hörst du».

ist wieder aufgelebt. Sie hatten sich erschro-cken, die Kinder: wenn sie jetzt schon ihre Mutter verlieren und ohne sie auf der Strecke bleiben...

Es finden sich dreiste Menschen mit starken Nerven, die bei einzelnen Wächtern an die kleinen Fenster klopfen und sie bitten, wenigstens zu erlauben, etwas von dem seitlich liegenden Schnee hereinzuholen. Darauf ist zynisches Gelächter der grausamen Bestien zu hören, und als Antwort zeigen sie ihre geladenen Gewehre – für den, der versuchen sollte, das Fenster zu öffnen. Ach, wie schrecklich! Du schaust aus dem Fenster, da liegt auf der Erde eine weisse nasse Masse, ein Schnee, der jetzt die schwachen Herzen erquicken, die der Ohnmacht nahen Körper erfrischen könnte! Der jetzt ein Stück Leben zurückbringen könnte. Es funkelt uns zu seine Weisse,
die so viel Leben, so viel Trost, so viel Glück in sich birgt. Diese weisse Masse könnte jetzt eine neue Welle von Leben in die toten Waggons bringen. Diese weisse Masse könnte jetzt 2500 Menschen aus den Klauen eines schrecklichen Dursttodes befreien.

Die weisse Masse könnte jetzt eine Welle von Hoffnung und Mut in die verzweifelten Herzen bringen. Und wie nah sie uns ist, grad dort, dir gegenüber! Sie funkelt so mit ihrer Weisse und lockt mit ihrem Zauber. Ach, wie schrecklich, nur das Fenster öffnen – und mit der Hand hinfassen können. Es scheint, als sei die weisse Masse jetzt lebendig geworden. Sie hebt sich auf von ihrem Lager, will sich zu uns hinaufheben, sich uns nähern. Sie sieht, wie wir sie mit unseren Blicken durchdringen.

Sie fühlt, wie wir lechzen und uns sehnen nach ihr, und will uns einen Trost bringen. Sie will uns mit Leben behauchen. Aber da steht der kalte, böse Räuber mit dem starren Bajonett auf der Schulter und antwortet mit dem jetzt so schrecklichen Wort «Nein». Er könne das nicht erlauben. Nichts rührt ihn, die Bitten der Frauen nicht und das Weinen der Kinder nicht. Er ist taub und starr. Alle rücken von den Fenstern weg, enttäuscht und resigniert, wollen ihre Blicke von der lockenden Weisse abwenden und sinken weiter in tiefe, sorgenvolle Gedanken, die als herzzerreissendes Stöhnen die tote Stille unterbrechen. *[etwa 15 Wörter, fast zwei Zeilen,*

nicht lesbar] Unsere Bahn fährt auf ein Seitengleis, um nicht zu stören. Die Bahn ist schwarz wie die Nacht. Die aber, die in ihr schlafen – deren Unglück ist noch grösser und finsterer als die Nacht.

Von Zeit zu Zeit wird man durch den Pfiff eines Zuges geweckt, der schnell durchfährt. Jeder drängt sich an die Fenster, um zu sehen, wer die sind, die in der Nacht ihren Weg machen können. Du siehst hell erleuchtete Waggons, die sich in stürmischer Freude bewegen, als jagten sie zu irgendeinem glücklichen Ziel. Man sieht Menschen der freien zivilen Welt. Tiefe Wehmut erfasst alle, die hinausschauen: anscheinend ebensolche Menschen wie wir, unschuldig, haben kein Verbrechen begangen. Sie fahren und wir fahren. Aber wie verschieden sind unsere Wege! Sie werden auf dem Lebensgleis geführt und wir – wer weiss!

Dort leuchtet das Leben heraus. Und von uns – schaut grausame, schreckliche Finsternis heraus.

Dort sitzt jetzt eine ruhige, sichere Masse, die ein Ziel vor sich hat, zu dem sie aus eigenem Willen fährt.

Aber die hier werden gefahren ohne einen Willen, sondern gezwungen. Und wer weiss, zu was?

Aber wir hier werden zu einem für uns bestimmten Ziel gefahren, dem wir nicht selbst seine Bestimmung geben können. Man hat Zeit. Wir können stehen. Das zugesagte Ziel wird ihnen nicht entgehen.[29]

Man rückt wieder von den Fenstern weg. Noch ein Tropfen Verzweiflung hat Platz in ihren Herzen gefunden. Jeder hat ein wenig weitere Schwermut und weiteren Schmerz eingesaugt und sich resigniert einen Winkel gesucht, wo er sich mit tief gesenktem Kopf anlehnen kann.

Als die Nacht langsam weicht, setzt sich unser Zug in Bewegung. Er schleppt sich monoton, weicht ständig aus für die höhere, bessere Rasse,

29 Die kursiven Sätze stehen auf der freien rechten Seite gegenüber, ungefähr auf der Höhe der vorangehenden Zeilen. Offenbar hat sie Gradowski nachträglich zur Erklärung eingefügt.

die nicht zulässt, dass er ihr lange im Weg ist. Wir nähern uns einer Stadt. Dort unten ist alles zum Leben erwacht. Du siehst Frauen, die ihre Haushaltsbesorgungen machen. Und jetzt sehen wir von Weitem sich in unsere Richtung bewegen eine grosse Gruppe Menschen, in Reihen irgendwohin getrieben. Sie gehen sicher zur Arbeit. Jeder ist neugierig, möchte sehen, wer die sind, die dort jetzt auf uns zu marschieren. Gibt es auch hier, hier in der Gegend, in die man uns fährt, auch hier einzelne nützliche Juden? Von weitem ist ihre Nationalität nicht festzustellen, aber als sie näherkommen, kommt Freude über uns alle. Gott sei Dank, wir haben die grossen gelben Flicken[30] erkannt.

Ein Zeichen, dass da jüdische Massen noch leben und arbeiten. Trost und Hoffnung haben sich aller bemächtigt. Nur etwas ist merkwürdig: Bei jeder Haltestation bemerkst du Menschen, die da stehen und den Fahrenden zuwinken, mit den Händen bestimmte, irgendetwas bedeutende Zeichen machen. Sie fahren mit der Hand über den Hals oder zeigen mit dem Finger auf den Boden. Es scheint sie irgendein Fatum auf dem Weg zu begleiten, und bei jedem Halt wachsen sie wie aus der Erde heraus und zeigen ihre teuflischen Zeichen. Was meinen sie damit? Warum beunruhigen sie die ohnehin schon zu Tode Verängstigten? Jeder sucht die argen Gedanken zu vertreiben, die nach solchen Zeichen wachsen. Und man will sich selbst das Gehirn zerstreuen, die Aufmerksamkeit abwenden von dem, was ständig vor Augen steht – dem Bild jener Frau mit der Hand am Hals.

Der Zug rührt sich von der Stelle, man fährt weiter den monotonen,

30 Jidd. «di gele late»: «der gelbe Flicken». Das Zwangskennzeichen, das die Juden in den vom Deutschen Reich besetzten Gebieten tragen mussten. Es handelte sich nicht immer um einen Stern: von September 1939 bis Sommer 1941 waren die Anweisungen je nach Gebiet unterschiedlich: Es konnte sich um eine weisse Armbinde mit blauem Davidstern, ein gelbes Abzeichen mit der Aufschrift «Jude» oder einen gelben Stoffkreis handeln. Der bereits im Dezember 1939 in Teilen des besetzten Polens verordnete gelbe Davidstern war spätestens im August 1941 in allen besetzten und annektierten östlichen Gebieten eingeführt worden, ab September 1941 auch im gesamten Deutschen Reich.

ewigen Weg. Man nähert sich einer anderen Station. Neugierige stehen da und blicken zu unserem Zug herüber. Ein Bild hat uns in tiefe Schwermut gebracht. Wir sehen, zwischen zwei Bäumen stehen zwei Frauen, schauen zu uns herüber und wischen sich mit einem Tuch die reichlich fliessenden Tränen aus den Augen. Ausser ihnen sehen wir niemanden dabei. Und du kannst nicht verstehen, warum sie weinen. Warum hat unser Kommen so schrecklich auf sie gewirkt, sie jetzt so bis zu Tränen gebracht? Warum weinen sie jetzt, diese traurigen Frauen? Sind das Tränen aus einem persönlichen Kummer oder aus Mitleid mit denen, die da jetzt zu ihnen herauskommen? Was stellen wir dar, dass wir bei jedem Tränen provozieren? Von neuem wachsen die zwei peinigenden Menschenfeinde, die nicht ruhen lassen und ihr Recht einfordern. Hunger und Durst haben sich wieder der gebrochenen, erschöpften Menge bemächtigt. Wieder sucht man nach Mitteln, wie sich unsere grausamen Begleiter zur Erlaubnis bewegen lassen, dass wir wenigstens ein bisschen Wasser bekommen. Gerade dort uns gegenüber stehen zwei Frauen, dem Aussehen nach vielleicht jüdisch, und wollen uns welches zukommen lassen, uns aus Schnee gemachte Knödel zuwerfen. Ach, wie glücklich wären wir jetzt, wenn man wenigstens für eine Minute die Fenster öffnen und jene weisse, nasse Masse hereinbekommen könnte. Ängstliche, aber dreiste Hände strecken sich uns entgegen. Sicher jüdisch, sie haben Unannehmlichkeiten zu erwarten. Aber die so bittenden Blicke haben so sehr auf sie gewirkt, dass sie die Realität vergessen und sich vor unsere Fenster gestellt haben, gerade so weit entfernt, dass sie mit Werfen bis zu uns hinkommen könnten. Sie halten in den Händen die nassen grossen Schneeknödel bereit und wollen sie uns zuwerfen – nur eine Sache hindert sie, ihre moralisch grosse Tat auszuführen, die uns mit frischem Leben behauchen und unseren schlaff gewordenen Händen einen starken Zufluss von Kraft geben könnte: diese verschlossenen Waggonfenster, die sich nach einer strengen, teuflischen Anordnung nicht bewegen dürfen.

Ein bisschen guter Wille, ein «Ja» bedeutender Wink würde alles lösen, könnte uns aus schrecklichen, peinigenden Qualen herausholen. Aber unbeugsam, hart wie Stein ist ihr Herz, ohne Gefühl, ohne Willen, ohne Verständnis. Die Anspannung steigt von Minute zu Minute. Menschen werden wild. Da ist ein kleines Mädchen vor Schwäche ohnmächtig geworden und die verzweifelte Mutter hat alle Berechnung vergessen, sich von der Wirklichkeit losgerissen, schlägt und reisst an den Türen. Hämmert so wild an die Fenster, dass gleich mehrere Wächter zusammen aus dem Boden gewachsen sind. Sie haben Angst bekommen, ob vielleicht etwas geschehen sei, das auch ihnen Unannehmlichkeiten bringen könnte. Sie fragen unverschämt, was die heulende, schreiende Frau da wolle. Diejenigen, die die Sprache noch nicht verloren haben, erzählen ihnen, dass das Kind der weinenden Frau ohnmächtig geworden ist vor Durst. Und so weint die Mutter und schreit nach einem bisschen Wasser. Die lachen zufrieden – mehr als das ist nicht passiert – und wollen schon abtreten und ihren Weg weitergehen. Die Mutter hämmert hastiger. Die Fenster sind fast zerbrochen. Menschen wollen sie wegziehen, beruhigen, damit sie nicht Unglück über alle bringt. Aber sie will von nichts hören. Sie verliert die einzige Tochter, so ist ihr Leben für sie sowieso gar nichts wert. Sie bettelt: Lasst mich laufen, lasst mich raus, einen Trunk Wasser für meine Tochter bringen! Es finden sich Wagemutige, die sich schützend zu ihr stellen und sie wieder ans Fenster lassen. Sie stürmt und schreit. Wieder kommen die Banditen – und als sie sehen, dass die rücksichtslose Handlung der Frau möglicherweise Kühnheit bei der verzweifelten Masse auslösen könne und die Folgen auch für sie selbst fatal sein könnten, nicken sie kurz, eine diplomatische Geste, und erlauben so, das Fenster zu öffnen.

[31] Fröhlichkeit kommt über alle. Ein Strom frischer Luft drängt sich mit dreister Freude in den Waggon und vertreibt die eingebürgerte erstickende

31 Auf der leeren Seite gegenüber: *[neun Wörter nicht lesbar]* Frauen, die [sich] beugen *[ein Wort]* glückliche *[ein Wort]* Pein und wollen alles *[vier Wörter]*

Luft. Menschen erstehen gleichsam zu neuem Leben. Alle werden nervös und die Anspannung erreicht ihren Höhepunkt. Gleich, gleich, nach einer Minute, einer Sekunde wird ein weisses Stückchen Schnee zu einem hereinfallen und er[32] wird es in seinen Händen halten und gleich in den Mund nehmen und sein durstiges erschlafftes Herz damit tränken.

Ein Teil kam an sein Ziel und ein Teil fiel auf den Boden, der es nicht braucht und nicht haben muss. Die Glücklichen, die den weissen Schatz in die Hand bekommen haben, werfen sich darauf wie Wahnsinnige. Man teilt es gleich unter die nahen Familienmitglieder auf. Jeder schlingt, obwohl die Masse kalt und gefroren ist. Man drängt sich, kämpft um ein Bröckchen. Man hebt Stückchen vom Boden auf, die aus Versehen herabgefallen sind.[33] Aber zu klein ist die Zahl derer, die das Glück haben, ihren Durst zu löschen, und die übrige grosse Masse sitzt weiter verzweifelt in Qualen von Hunger und Durst.

Die Bahn hat sich von der Stelle gerührt. Alle grüssen die paar kühnen Frauen und wünschen ihnen grösstes Glück für die grosse, erhabene Geste, die sie uns auf dem Weg erwiesen haben.

Die Fahrt ist schneller geworden, wir fahren an allerhand Dörfern und Plätzen vorbei, grossenteils unbekannt.

sie [er?]weckt. Und *[fünf Wörter]* sie sind *[ein Wort]* in der Richtung steht *[zwei Wörter]* von Pein *[zwei Wörter]* keine einzige Schwester *[ein Wort]* von *[zwei Wörter]* es *[ein Wort]* sich in Pein der Schuft *[neun Wörter]* Frauen, die beugen.

32 An einigen Stellen lässt sich der grammatische Bezug nicht eindeutig nachvollziehen. Ein Grund: Gradowski hat seinen Text vermutlich in einem Zug geschrieben und konnte ihn nicht mehr korrigieren. Ein zweiter: In Wendungen wie dieser kommt der Wechsel zwischen allgemeiner und individualisierter Perspektive zum Ausdruck, eine unvermittelte Fokussierung auf das Individuum inmitten der anonymen Menschenmasse.

33 Es folgt eine durchgestrichene Zeile: «Man beruhigte sich ein bisschen und einem kleinen».

[unter zehn fast nicht lesbaren Zeilen, die etwa 80 bis 90 Wörtern entsprechen, ist folgendes Fragment zu entziffern:]

er wird geführt *[ein Wort nicht lesbar]* der Zug bleibt stehen *[vier Wörter nicht lesbar]* halten neben uns *[mehrere Wörter nicht lesbar] neben dem Bahnhof [mehrere Wörter nicht lesbar]* an die Front zu fahren, um gegen ihren zweiten Feind zu kämpfen *[ca. zwei Wörter nicht lesbar]* – das grosse Ost-Volk *[mehrere Wörter nicht lesbar]*. Schauen mit Geringschätzung und Verbissenheit auf ihre Feinde, die schon bei ihnen im Netz sind.[34] Sie würden sich jetzt, die Tiere, sehr gern voller Eifer auf uns werfen, auf uns, die schuld sind. Nach unserem Willen haben sie jetzt ihre Heime verlassen müssen, sich von ihren Eltern, Schwestern und kleinen Brüdern verabschieden. Sie haben verlassen müssen: eine Frau, die krampfartig geweint hat, und ein Kind, das sich von ihrem Hals nicht wegreissen lassen wollte und gebettelt hat: – Papa, geh nicht weg! Sie sehen in uns – diesen Schwachen, Schutzlosen, Gebrochenen – diejenigen, die das grosse Unglück über sie gebracht haben, wir seien es, die die Völker auf die Kriegsarena geführt haben. Und wenn man sie jetzt auf uns losliesse, wie würden sie uns mit sadistischer Grausamkeit in Stücke reissen und unsere Knochen zerknacken! Warum schickt man sie hin zu jenem wüsten Feind, wenn sie doch ihren Feind hier vor sich, hier vor ihrer Nase haben, grösser und gefährlicher als der, zu dem sie jetzt gefahren werden. Soll man ihnen hier ihren Kampfplatz «machen», dann werden sie ihre arische Kraft zeigen. Soll man sie hier auf das grausame Weltgespenst loslassen – dann werden sie zeigen, wozu sie fähig sind.

Aber nein, ihr gemeinen, leichtgläubigen, dummen Piraten – fahrt hin, dort zum Feind Nummer zwei, zum Feind – mit Stärke und Kraft[35]. Zeigt euren Heldenmut dort, zeigt dort eure Fähigkeiten.

34 Hier ist vermutlich von deutschen Soldaten die Rede, die den Transport von jüdischen Opfern in Gegenrichtung an ihrem Zug vorbeifahren sehen.

35 Gemeint ist die Ostfront, wo «Feind Nummer zwei», d.h. die Rote Armee, die deutschen Soldaten erwartet. «Feind Nummer eins» sind die Juden.

Geht da hin, wo euch die riesigen stählernen Vögel und die massiven beweglichen Festungen empfangen werden, die von grossen Patrioten gelenkt werden, von den grossen, mutigen Helden, die für die Freiheit und das Glück aller Menschen kämpfen. Geht, ihr gemeinen, finsteren Gestalten, geht, ihr grössten Verbrecher, dorthin aufs Schlachtfeld, wo Licht gegen Finsternis, Freiheit gegen Versklavung kämpft. Dort werdet ihr eure Barbarei verlieren, eure Kraft wird verschwinden, eure Existenz wird ausgelöscht werden. Eure Leben werden im grossen Abgrund versinken. Die Züge rühren sich von der Stelle. Wir fahren nach Westen, sie nach Osten. Uns beide erwartet dasselbe. Uns für gar nichts. Sie für die eigene Schuld.

Wir nähern uns einer Stadt. Von weitem sind riesige Fabrikschornsteine zu sehen. Du fängst an, die Existenz verzweigter menschlicher Arbeit zu merken. Als wir näher[36] kommen, erkennen wir eine der oberschlesischen Städte vor uns.[37] Hier sind über ein riesiges Gelände grosse und kleine Gebäude verstreut. Überall ragen grosse Schornsteine zum Himmel, Zeugen mühevoller Arbeit. Hier ist das Zentrum der früheren polnischen Schwerindustrie. Jeden durchfährt der Gedanke: Gewiss bringt man sie da hin, in diese grossen Fabrikgebäude, die menschliche Hände nötig haben. Und sie werden dort aufgesogen werden wie ihre Vorgänger, die sicherlich dort ihren Platz gefunden haben.

Die monotone Fahrt geht weiter, tiefer in schlesisches Gebiet hinein. Ein Nebel hüllt die Gegend ein. Er ist so grau und so ängstigend wie das Leben. Du siehst auf den Gleisen riesige lange Züge mit Kohlen. Man spürt, dass hier das Herz der polnischen goldenen, schwarzen Erde ist. Jeder ist von dem Gedanken bedrückt, ob man ihn wohl in die tiefen unterirdischen Kohlengruben hineinschicken werde. Und wer weiss, ob seine physische

36 Hier «dicht neben der Stadt» durchgestrichen.

37 Hier «[sie] näherten sich» durchgestrichen.

Kraft das wird aushalten können,ob er sich an die Bedingungen wird anpassen können, die seine wohlbekannten Chefs ihm bereiten werden.

Wird er nach den erschöpfenden Wochen des Hungers und der Not mit seinen schwachen Muskeln der Verantwortung gerecht werden können, die er jetzt für Frau und Kind, für die Eltern trägt? Wer weiss? Die Fahrt dauert so lange, bis die Nacht die Herrschaft antritt.
Und dann bleiben wir wieder stehen. Der Zug bewegt sich von Zeit zu Zeit, fährt ein paar Kilometer und bleibt wieder stehen. Eine schwere Nacht voller Alpträume hat uns in ihre Arme geschlossen.
Die grossen sorgenvollen, schmerzzerrissenen jüdischen Massen, sie wissen, dass sie schon bald an ihrem Ziel sein werden. Nach dem Reiseplan haben sie schon bald den Kulminationspunkt erreicht. Und wer weiss, was sein wird, was sie erwarten wird, wenn sie dort an jenem Punkt ankommen, wo ihre Vorgänger aufgehört haben, ihre Geschichte zu schreiben: Was wird sein, wenn sie das Jeckeland erreichen. Wird nicht ihr Geschichtsfaden auf ewig abgerissen werden?
Werden sie einen Lebensgruss an die schicken können, die in naher Zukunft denselben Weg werden machen müssen? Wer weiss? Dieser Zweifel bedrückte alle. Aber der Unglaube an das, was ja unglaublich war, hatte etwas von Hoffnung, diese Unterschätzung des Feindes: Sie wirkte auf alle berauschend wie Opium und gab Mut und goss einen Tropfen Trost in die Herzen. Die Menge schläft erschöpft, in Todesangst vor dem kommenden Morgen. Eine lange Nacht voller Trübsal ist durchlebt.

Auf graut ein Morgen, ein grauer,[38] drängt sich zur Welt heraus durch dichten schwarzen Nebel, der von der Welt nicht abtreten und mit seiner Herrschaft nicht verschwinden will.

Er hat die Welt in Trauer eingehüllt und die Sonne nicht aufleuchten lassen. Er hat die Welt in dunkles Grau gehüllt und nicht gewollt, dass die Sonne sich den Reisenden zeigte. Alles atmet Schwermut und Trauer. Die Welt ist in Trauerkleidung. Der heutige Morgen ist ein verfluchter. Der

38 Durchgestrichene Wörter: «begleitet von einem dichten Nebel».

heutige Tag ist ein unglücklicher: An ihm sind zweitausendfünfhundert unschuldige Kinder Israel auf ihren bestialischen Tod gestossen. Der Bahnhof Kattowitz ist erreicht. Du siehst vor dir keine Stadt. Nur Konturen von Gebäuden zeigen sich vor dir. Sehr gedrückte Stimmung herrscht. Man sieht, dass das Endziel fast erreicht ist. Noch eine Stunde, und man wird fast schon aus der Bahn aussteigen müssen. Und wer weiss, was uns erwartet? Manche haben Angst vor der Endstation und sind schon so mit dem monotonen Reiseleben verwachsen.[39] Trotz der unerträglichen Bedingungen würden sie jetzt in Ewigkeit fahren wollen. Irgendwo in eine Wüste verbracht werden, unter wilde Menschen und Tiere, nur nicht hier aussteigen! Es ängsten sie die bösartigen Räubergesichter derer, die sie erwarten werden. Es ängstet sie die Grösse, zu der man sie gefahren hat. Es ängstet sie das Feindesland. Es ängstet sie die Fremdheit des Ortes, denn wenn man dort, nah bei ihrer Heimat, schon so brutal und mörderisch mit ihnen umgegangen ist – was erwartet sie dann hier? Andere, die physisch oder moralisch schon ganz erschöpft sind, haben sich in Resignation den Händen des Schicksals übergeben. Soll schon sein, was will, wenn sie nur schneller die enge geschlossene Festung verlassen können, die ihnen schon fast das Leben geraubt hat. Und vielleicht wird es dort im Freien besser und sicherer sein. Es klopft noch ein Strahl von Hoffnung. Man nähert sich schon der letzten Station, *[vier Wörter nicht lesbar]* wollten sich vorbereiten, das Gepäck und sich selbst in Ordnung zu bringen. Alle werden von sehr schrecklichen Gedanken beherrscht. Jeder ist nervös und angespannt. Aus der Tiefe schwimmen jene nagenden Gedanken herauf, jene quälenden Fragen: Wo sind die, die vor uns hier ausgestiegen sind? Warum sind ihre Spuren von Leben – verloren? Warum sind sie wie in der Ewigkeit verschwunden und haben keine Zeichen ihrer Existenz für uns hinterlassen? Warum? Nun sind wir schon fast zum letzten Punkt gekom-

39 Auf der leeren Seite gegenüber hat Gradowski ein Raster gezeichnet, um eine Transportliste anzulegen.

men. Wir müssen schon fast die letzten Worte schreiben. Wir sind ins Jeckeland gekommen, und was weiter? Alles abgebrochen? Alles verschwunden? Warum?
Vielleicht stimmen ja tatsächlich die grausamen Nachrichten von den Warschauer Juden, die in Treblinka den Tod gefunden haben.
Und die gemeinen Banditen haben einen zweiten, bei ihnen jetzt noch beliebteren geschlossenen Platz und fahren sie jetzt tatsächlich da hin, wer weiss?

[40] Wer weiss, ob sie noch einmal in den Lebenszug werden einsteigen können.

Wer weiss, ob heute nicht schon ihr letzter Morgen ist.

Wer weiss, ob sie noch einmal eine Sonne werden aufgehen sehen können.

Wer weiss, ob ihre Augen noch einmal die Welt werden sehen können.

Wer weiss, ob sie sich noch einmal des Lebens werden freuen können.

Wer weiss, ob sie noch ihre Kinder werden erziehen können.

Wer weiss, ob ihre Kinder eine Mutter haben werden und die Mutter ein Kind.

Wer weiss, ob du für mich meine Frau wirst sein können und ich dein Mann.

Wer weiss, ob wir noch einmal den zauberhaften Klang des Lebens werden hören können?

Wer weiss, ob wir uns in die Ewigkeit werden einweben können – wer weiss.

Der Zug hat die Fahrt vermindert, das Gleis gewechselt. Ein Zeichen, dass wir ans Endziel gekommen sind. Der Zug hat gehalten.
Die Menge hat geschwankt,[41] das Leben hat gezittert, noch im Waggon drängt sich alles und schubst sich zum Ausgang, man will ein wenig fri-

40 Gradowski hat die Zeile darüber gestrichen: «Wer weiss, ob sie schon zum letzten Mal das Rattern der Räder hören?»

41 Durchgestrichenes Wort: «ein Trost».

sche Luft ergattern, einsaugen, und auch ein bisschen Freiheit ...

Wir sind heraus aus der Bahn. Und sieh, mein Freund, was hier geschieht. Sieh, wer zu unserm Empfang gekommen ist. Militärs mit Helmen auf den Köpfen, mit grossen Peitschen in den Händen. Und auch in Begleitung grosser, bösartiger Hunde. Das sind die offenen Arme, die uns zu empfangen gekommen sind. Keiner versteht, wozu solche Bewachung. Wozu so einen abschreckenden Empfang. Wozu? Wer sind wir, dass man für uns die Kraft von Waffen und die Wildheit von Hunden braucht? Wir sind doch zur Arbeit gekommen! Als friedliche, ruhige Menschen. Wozu also solche Vorsichtsmassnahmen? Aber warte, wirst verstehen. Gleich beim Aussteigen werden uns gewaltsam die Rucksäcke heruntergerissen – diese kleinen, minimalen Säckchen – und werden auf einen grossen Haufen gelegt. Keiner darf sich irgendetwas nehmen. Irgendetwas haben. Die Anordnung lässt alle in Pessimismus versinken, denn wenn man dich die nötigsten, nützlichsten, elementarsten Dinge abgeben heisst, dann ist das doch ein Zeichen, dass das Nötigste unnötig, das Nützlichste unnütz ist. Hier auf diesem Platz ist dir nichts mehr zu menschlichem Gebrauch nötig. Aber lange an die Sachen denken kannst du nicht, denn gleich durchschneidet das Echo einer neuen Anordnung die Luft: «Männer gesondert und Frauen gesondert!»[42] Diese brutale, grausame Anordnung trifft alle wie ein Donnerschlag.

Jetzt, wo man schon am Endziel steht, wo man schon an die Grenze gekommen ist, befiehlt man ihnen, sich zu trennen, das Unzerschneidbare auseinanderzuschneiden, man befiehlt, das Unzerreissbare zu zerreissen, das so eng zusammengebunden ist, zusammengeflossen zu einem grossen unteilbaren Organismus. Niemand rührt sich von der Stelle, weil man nicht glauben kann, dass das Unglaubliche, das Irreale Wirklichkeit sei, Faktum werde. Aber ein Hagel von Schlägen, den die Vorderen gleich zu

42 Wenn nicht anders vermerkt, wurden die Befehle der SS, die Wörter aus dem Lagerjargon sowie militärische Rangbezeichnungen von Gradowski ins Jiddische übersetzt.

spüren bekamen, bewirkte, dass man auch in den Reihen weiter hinten anfing sich aufcuteilen.

Niemand hat sich beim Auseinandergehen auch nur verabschiedet, weil man nicht glaubte und begriff, dass dies der Moment der Trennung war. Man dachte, dass dies alles nur eine formale Prozedur sei, um so die Zahl der Ankömmlinge jedes Geschlechts gesondert festzustellen. Man hat es als Wohltat empfunden, dass man in diesen ernsten Minuten doch nah beieinanderstehen und einander Mut und Trost geben konnte. Man fühlte noch die Stärke der unzerreissbaren familiären Bande. Hier stehen sie noch beide, auf der einen Seite der Mann, auf der anderen Frau und Kind. Hier stehen einige Männer, ein alter Vater und gegenüber die schwache Mutter. Da stehen Brüder[43] und schauen von der Seite zu ihren Schwestern hinüber.
Keiner weiss, was hier bald geschehen wird. Aber man spürt, dass man irgendwie verteilt werden wird.

Hat sich ein grosser, fester älterer Mann genähert und einige jüngere mit Hunden und Stöcken. Man macht sich daran, die Herde durchzusehen. Angeblich fragt man nach Alter und Beruf. Die einen werden hierhin gestellt, die anderen dorthin. Nur ist eines nicht klar, die Fragenden achten nicht sehr auf Alter und Beruf – nach dem, wie ihnen ein Gesicht zufällig gefällt – der eine hierhin, der andere dorthin!
Und in drei Gruppen wird die Masse geteilt: Frauen mit Kindern, junge und alte Männer, und ein kleiner Teil, gegen zehn Prozent des Transports[44], wird in eine dritte Reihe gestellt. Niemand weiss, wo es besser ist, wo es sicherer sein wird. Jeder denkt, dass man hier für verschiedene Ar-

43 Es folgen durchgestrichene Wörter: «gegenüber von ihnen».

44 Gradowskis Schätzung geht auf die von ihm angenommene Anzahl von 2‘500 Deportierten zurück (siehe Fn. 20); entsprechend seine Angabe der Selektierten S. 122 («etwas über zweihundert Mann»). Laut «Kalendarium von Auschwitz» (Czech 1989, S. 354) wurden von schätzungsweise 1000 Deportierten dieses Transports 231 Männer ins Lager eingewiesen und mit den Häftlingsnummern 80764 - 80994 registriert.

beiten aussucht. Frauen und Kinder für ganz leichte und die jungen Männer wie auch die älteren zu einer leichten, erträglichen Arbeit. Und die kleine Gruppe, die sozusagen die fähigste ist, sei für ganz schwere Arbeit ausgewählt worden.

Deshalb *[drei Wörter nicht lesbar]* laufen Menschen von der dritten, stärksten Gruppe zu denen von der schwächeren Gruppe hinüber. Der Mensch sucht einen Ort, wo er besser das Leben wählen kann. Das Herz blutet einem, wenn man von der Seite auf die erschöpften, von der Reise erledigten Frauen blickt, die noch Kinder auf den Armen halten müssen, und man möchte ihnen wenigstens mit irgendetwas helfen, es ein klein wenig erleichtern. Aber du bekommst gleich mit einem stumpfen harten Gegenstand so einen Schlag auf den Kopf, dass du sofort vergisst, warum du eigentlich auf die andere Seite gehen wolltest. Die Frauen, die sehen, was ihre Männer erwartet, wenn die ihnen helfen wollen, winken jetzt zu ihnen hinüber, dass sie ruhig stehen sollen – sich nicht von der Stelle rühren. Hat keinen Zweck, sie werden jetzt in den schweren Minuten die Last alleine tragen, nur dass ihren Männern nichts Schlimmes passiert. Sie trösten sich, dass sie sicher bald wieder zusammen sein und ihren Weg gemeinsam weitergehen werden. Verschiedene Gedanken schwirren durchs Gehirn und du stehst hilflos, schutzlos. Das einzige Gefühl, das der Mensch jetzt hat, ist der Schmerz der unmittelbaren Zertrennung, denn falls man die Frauen und Kinder zu einer besonderen Arbeit schickt und sie, die Männer, nicht mit ihnen zusammen sein und ihnen Hilfe bringen können, ist die ganze Idylle, mit der sie bis zur Ankunft hier gelebt haben, ein Bluff geworden. Das ganze Familien-Opium mit einem Mal verflüchtigt. Und man ist stehen geblieben mit dem grossen brennenden Schmerz von der grossen chirurgischen Operation, die gleich an der Bahn durchgeführt wurde.

Es kommen Fahrzeuge und nehmen die Frauen und Kinder auf, die in das in der Ferne sichtbare Lager gefahren werden sollen. Jeder denkt, ach, wann wird er sich mit Frau und Kind sehen, wann wird er seine Eltern

treffen können? Wann wird er mit seiner lieben Schwester reden können? Die Männer stehen seitlich und sehen zu, wie die auf die Wagen hinaufgeladen werden und abfahren. Eines jeden Blick ist angeschmiedet an die Stelle, den Punkt, wo sich seine liebe Frau bewegt mit dem kleinen Kind auf dem Arm. Da wird eine Mutter von zwei Töchtern geführt und sie werden von den Blicken der Brüder und des Vaters begleitet. Ach, was für ein schreckliches, schauerliches Bild hat sich jetzt vor dir gezeigt! Einer von den Militärs, der ein grosses Gewese macht mit dem Beladen der Wagen[45], ist jetzt auf einen von ihnen hinauf und hat mit seiner ganzen Kraft die Frauen und Kinder zusammengedrückt, als wären sie totes Inventar. Jeden befällt ein Zittern – ist jetzt etwa seine Frau, sein Kind durch jene brutale Hand angegriffen worden?

Ach, wie gern wären sie jetzt, in diesen Augenblicken voller Grausamkeit, zusammen und könnten sie beschützen, sie unter ihre Flügel nehmen, sich mit dem Rücken vor sie stellen, vor Frau und Kind, Mutter und Schwester. Ach, wie glücklich wäre er, könnte er jetzt eine Schutzwand für sie sein, dass kein Schlimmes sie träfe. Jeder schickt ihnen seine begleitenden Wünsche – dass sie sich in den nächsten Stunden gesund und munter wiedertreffen mögen.[46] Die Frauen schauen zu den Reihen der Männer hinunter. Sie können ihren Blick nicht von ihrem Mann lösen, oder ihrem Vater und ihrem Bruder. Wie glücklich wären sie, könnten sie in den erschreckenden Momenten zusammen sein. Sie wären dann sicherer und würden weniger verzagt den kommenden Minuten[47] entgegensehen. Jetzt stehen sie einsam und hilflos, verängstigt. Dort unten stehen ihre treuen, ergebenen Männer und Brüder. Dort unten stehen die, die ihre Ar-

45 In diesem Absatz verwendet Gradowski das polnische Wort «samochod», das im Jiddischen nicht gebräuchlich ist. Gemeint sind Lastwagen.

46 Gradowski benutzte hier ursprünglich die jiddische Wortstellung, in der der Infinitiv dem Modalverb folgt. Er änderte die Wortstellung, um sie der deutschen anzunähern, indem er die entsprechenden Wörter nummerierte.

47 Ursprünglich «dem Kommenden»; durchgestrichen und durch «den kommenden Minuten» ersetzt.

me nach ihnen ausstrecken und ihnen Hilfe bringen und einen Trost geben möchten. Aber sie werden nicht zu ihnen hin gelassen. Ach, ihr Sadisten, brutalen Mörder: warum?! Warum erlaubt ihr den Menschen, die bereit sind, ihr Leben für uns hinzugeben, jetzt nicht, mit uns zusammen zu sein? Sie könnten uns in den schmerzhaften Momenten eine Erleichterung, eine Linderung geben. Warum?

[48]Aber jede tröstet sich, dass das nicht lange dauern werde. Gleich wenn die Ankunftsprozedur überstanden ist, wird sie sich hier mit ihrem Mann treffen und unter seinem Schutz sein können. Sie wird Hilfe von ihren Brüdern geniessen können. Alles wird sich wieder vereinigen, verschmelzen wie früher und[49] gemeinsam den Lebensfaden weiterspinnen. Wie bitter die Zukunft auch sein mag, sie wird durch[50] Versprechen, Vorstellungen, Argumente versüsst.

Der Platz wird immer leerer. Lastwagen kommen leer an und fahren voll mit jungen, zappelnden Menschen wieder ab. Alles geht und läuft in dieselbe Richtung. Unsere Augen begleiten sie, bis sie für uns verschwinden – und da kommen schon frische und nehmen weiter neue Lebende auf und fahren sie dort mit unbekanntem Ziel weg.

Die kleine Gruppe von Stärkeren, die offenbar als beste Arbeitshände ausgewählt worden sind, möchte einen Trost darin finden, dass das Fahren von Frauen und Kindern, Schwachen und Älteren Ausdruck eines humanitären Gefühls sei – vielleicht wolle die Macht sie nach einer so erschöpfenden Reise nicht mit einem Gang zu Fuss belasten.

Wir werden in Fünferreihen aufgestellt und man befiehlt uns, in die Richtung zu marschieren, die zum Lager führt.

Sieh, mein Freund, da geht eine kleine Gruppe von etwas über zweihundert Mann, nur ein kleiner Teil von jener grösseren Menge, die gekommen ist. Sie gehen mit tief gesenkten Köpfen, von schweren Sorgen belastet, mit schlaffen Armen, resigniert, von Verzweiflung beherrscht.

48 Durchgestrichen: «es fallen ab *[ein unleserliches Wort]*».

49 Durchgestrichen: «weiter zu bauen».

50 Durchgestrichen: «wiederholte».

Sie sind zu Tausenden gekommen und jetzt in so kleiner Zahl übriggeblieben. Sie sind mit Frauen und Kindern, Eltern, Schwestern und Brüdern gekommen und jetzt so verlassen, so einsam übriggeblieben. Ohne eine Frau, ohne ein Kind. Ohne Eltern, Schwestern und Brüder. Überall zusammen gewesen, vereint aus dem Ghetto heraus, aus dem Lager zusammen gegangen. Geschlossen im Zug gefahren. Und jetzt am Endziel, wo man den Kulminationspunkt erreicht hat, der obendrein so erschreckend, so furchterregend ist, hat man sie getrennt. Hat man sie auseinandergeteilt, voneinandergerissen.

Jeder denkt, wer weiss, wie es jetzt seiner vom Weg erschöpften Frau geht, die noch mit ein paar Kindern zu tun hat. Wer weiss, wie sie in solchen Momenten ohne seine Hilfe zurechtkommt. Wird sie nicht einmal wegen ihrer Unbeholfenheit einen Schlag von den bösartigen, strengen Banditen bekommen? Der fragt sich, was seine alten Eltern jetzt allein tun können. Werden sie nicht von den neuen Gastgebern mit Spott und Verachtung und Prügeln als Zugabe aufgenommen? Wer weiss, wie es seinen Schwestern und Brüdern geht. Wer weiss, ob sie wenigstens zusammen sind. Ob man sie dort an dem Platz, zu dem man sie gefahren hat, wieder vereinigt hat, so dass sie sich gegenseitig helfen und einen Trost bringen können, *[drei Wörter nicht lesbar]* treffen können, zusammen sein können, so wollen sie noch tiefer in jene Richtung gehen und sie wollen sich nur mit ihren Familien treffen können. Von solchen Alptraumgedanken sind die paar marschierenden Menschen jetzt beherrscht.

Alle sind wie aus dem Schlaf erwacht. Man hat eine Gruppe Menschen in gestreifter Kleidung marschieren sehen; die sehen gut aus und[51] machen den Eindruck mutiger, sorgloser Menschen. Als wir uns ihnen nähern, sehen wir, dass das Juden sind. Freude kommt über uns alle. Wir haben die ersten Menschen aus dem Lager gesehen. Zeugen von Leben. Zeugen einer guten Beziehung und menschlicher Behandlung. Bei allen wird der

51 Durchgestrichenes Wort: «marschieren».

Glaube stärker, dass auch sie nichts Schlimmeres erwarte und dass sie jetzt nur noch die einzige Sorge haben, ihre Teuersten auch sicher zu treffen.

Wir marschieren weiter, bis wir an ein kleines hölzernes Gebäude kommen. Ein Kommando ist zu hören: «Ausrichten zum Abzählen!» Wir gehen vorbei. Da stehen einige Militärs und spotten über unser Gehen. Die Reihen ausgezählt, wir rein und frisch eingezäunt. Alle lassen die Blicke in verschiedene Richtungen schweifen. Man hofft, zwischen den Drähten die zu finden, die uns vor Minuten entrissen worden sind. Die Stimmen von Frauen sind zu hören, von erwachsenen und älteren offenbar. Wir sehen zwischen den Drähten Frauen in ziviler und auch in Lager-Kleidung herumlaufen.

Dort ist so ein Wirrwarr und Lärm. Da sind bestimmt unsere Frauen und Kinder hingeraten. Da sind sicher meine Mutter und meine Schwestern hingekommen und jetzt werden dort alle hygienischen Massnahmen durchgeführt, damit sie in die Lagerfamilie eingegliedert werden können. Aber eines ist uns schon klar geworden: dass da eine eiserne Wand geschaffen worden ist, die uns von der Familie abgetrennt hat; dafür ist das umdrahtete, gut eingezäunte Frauenlager Zeuge. Den ersten Zorn gefühlt, das erste Weh gespürt. Wir sind noch nicht fähig, ihn zu begreifen, aber ein tiefer Abgrund hat für uns zu wachsen begonnen. Ein Stückchen Trost war es für uns, dass man uns nicht weit weg brachte. Wir wollen in der Nähe sein, wollen durch die Drähte unsere Blicke vereinigen können. Und vielleicht auch manchmal in Kontakt kommen können. Wir gehen durch ein zweites Tor und sind im gut umzäunten Männerlager. Wir treten auf lehmigen Boden drauf. Einige barfuss auf den Schmutz, an den man bisher nicht gewöhnt ist. An zwei gemauerten Gebäuden stehen Menschen und mustern uns von oben bis unten. Wir können nicht erkennen, ob sie Juden oder Gojim sind. Wir verstehen nicht, warum sie uns so eingehend beschauen, aber das geschieht sicher aus Neugier, um die neu Angekommenen kennenzulernen. Wir stossen auf Menschen, die uns mit ihrem Aussehen erschrecken. Sie gehen im lehmigen Boden und ziehen Karren mit Lehm oder sie tragen Tragen. Einer trägt Ziegel, ein anderer Lehm. Ein

Zittern befällt uns, als wir sie sehen, die einmal Menschen waren und jetzt Schatten sind.
Sollte das die Arbeit sein, sollte dies das Konzentrationslager sein, das den Millionen konzentrierter Juden Beschäftigung geben soll? Genau das ist die wichtige staatliche Arbeit, für die man alles geopfert hat. Und alle nötigsten Posten, die nützlichsten Arbeiten eingetauscht gegen gar nichts. Keiner kann das begreifen. Aber wer hat jetzt noch Platz im Gehirn, sich mit dem zu beschäftigen, was du siehst, denn du bist zu sehr besorgt über das Schicksal deiner Liebsten und Teuersten. Sie werden in ein hölzernes Gebäude geführt. Sie haben gehofft, dort ihre Väter und Brüder zu treffen, die hierhergefahren worden wären. Aber da ist keine Spur von irgendwem. Wer weiss, vielleicht haben sie schon alle Prozeduren durchlaufen und sind schon an ihren Platz gekommen. Es kommen ein paar jüdische Strolche[52] in Begleitung einiger Militärs[53] herein und geben eine Anordnung: Alles, was einer hat, muss abgegeben werden. Keiner versteht, was von ihm verlangt wird. Er hat doch schon alles abgegeben! Warum verlangt man von ihnen das Kleinste, das Minimalste, das sich in den Taschen verstecken kann, warum?

Wild fallen Stockschläge, fallen auf die Köpfe der Neuankömmlinge. Wenn du nur etwas fragst, bekommst du von den paar jüdischen Hilfskräften einen übergezogen. Man befiehlt sogar, das Dokument abzugeben, das das normalste und wichtigste ist, besonders in Kriegszeiten. Du brauchst hier nichts zu haben. Selbst die Kennzeichnung, wer du bist und woher du kommst, ist hier nicht nötig. Man versteht nicht, warum. Man gibt alles ab, und als schon alles weggenommen ist, werden sie ins Bad geführt. Die jüdischen Begleiter verhöhnen uns. Niemand versteht ihre geheimnisvollen Fragen: Wer hat euch hierherkommen heissen? Hättet ihr euch nicht einen besseren Platz aussuchen können? Niemand antwortet ihnen, weil

52 Jidd. «banditlekh»: kleine Banditen. Es handelt sich um Lagerinsassen, die in der Häftlingsaufnahme beschäftigt sind, möglicherweise Funktionshäftlinge.

53 Gemeint ist die SS.

keiner ihre Frage versteht. Man führt uns in das sogenannte Desinfektionsbad, aber man wäscht sich da nicht. Vielmehr werden uns da nur die Haare abgeschoren. Und man gibt uns ein Scheibchen Weissbrot mit etwas Feuchtem drauf. Wir werden hinaus und in einen anderen Raum geführt und bekommen neue Sachen. Reingegangen als Menschen dem Aussehen nach, in normaler ziviler Kleidung. Und herauskommen wir wie gefährliche Verbrecher dem Aussehen nach, wie die grössten Verrückten in ihrer Kleidung. Alle ohne Kopfbedeckung, einer in Schuhen, einer in Stiefeln, die nicht zusammengehören und zu gross sind. Die Sachen – beim einen zu klein, beim andern zu gross. Heraus kommen frische Gefangene, deren Eingliederung in die alte Lagerfamilie schon angefangen hat. Man führt sie hinauf zu den neuen Lager-Geleisen, auf denen sie ihren neuen Lebensweg werden gehen müssen.

Ein Gedanke beschäftigt jetzt alle, eine Frage lässt keinen ruhen. Wie lässt sich erfahren, wo die Familie hingekommen ist? Wie bekommt man wenigstens einen Gruss von ihnen? Wie kommt man auf ihre Spuren?

Es hat sich ein Gerücht verbreitet, dass man sich jeden Sonntag mit der Familie werde treffen können. Woher die Nachricht stammt, prüft keiner nach. Man freut sich, dass man einen Trost bekommen hat. Man kommt wieder in dieselbe Baracke. Alle werden in einer Reihe aufgestellt. Unsere Personalien müssen aufgenommen werden. Jeder möchte ein Gespräch mit den Alteingesessenen anknüpfen und bei ihnen etwas herausfinden. Aber wie gemein, wie verbrecherisch sind auch die, mit denen wir reden. Und wie können Menschen solche Sadisten sein, dass sie ihren Spott treiben mit elenden, gebrochenen Menschen. Wie können sie uns auf die Frage, wo sich jetzt unsere Familien befinden, so leichthin und ohne das Gesicht zu verziehen die Antwort geben: «Die sind schon im Himmel»? Hat das Lager so auf sie gewirkt, dass sie alle menschlichen Gefühle verloren haben und keinen besseren Zeitvertreib finden, als Vergnügen aus dem Schmerz und den Leiden anderer zu schöpfen? Es macht den Ein-

druck, als hätten sie persönlichen Spass daran, das grausame, unfassbare Wort zu sagen: «Eure Familien sind schon im Feuer weg.» Alle befällt Schrecken, das Herz erzittert, als man nur den Klang dieses Wortes hört. Deine Familie lebt nicht mehr! Nein, es ist unmöglich, denn wie könnte es[54] sein, dass die Menschen, die da mit uns reden, so wie wir mit ihren Familien[55] gekommen und allein geblieben wären, weil jene, die, die auf den Autos gefahren sind, gleich weg in die Gasfabrik[56] kamen – die Lebende, Zappelnde einschlingt und Erstarrte, Tote auswirft.

Nein, es ist nicht möglich. Sie würden nicht so leichthin darüber reden. Ihr Mund könnte sich dafür nicht öffnen. Sie hätten dafür keine Worte, sie wären selber nicht mehr auf dieser Welt. Das war ein bösartiges Spiel, wie es halt Gefangene in das schauerliche Lagerleben begleitet. Aber trotzdem – ihre Worte hinterlassen tiefe Spuren, die sich tief in Herz und Verstand eingraben, und es weben und weben sich böse, schwarze Gedanken. Unser Geistesfeind ist zum Leben erwacht – der Hunger hat angefangen zu peinigen. Und der Mensch wird schwach vor diesem seinem grössten inneren Feind. Der lässt dich nicht ruhen. Er lässt dich nicht denken, bis du ihm gibst, was du ihm schuldig bist. An die hungrigen Menschen wird Essen ausgegeben – für einen Moment[57] ein Trost. Sie haben wenigstens ihren Körper teilweise befriedigt. Das Tätowieren fängt an. Jeder bekommt seine Nummer. Von dem Augenblick an hast du dein «Ich» verloren. Dein Mensch ist in eine Nummer verwandelt worden. Du bist nicht mehr der, der einmal war. Du bist ab heute eine gar nichts sagende, gar nichts werte bewegliche Nummer.

54 Durchgestrichen: «ein(e/r) wirklich(e)».

55 Durchgestrichen: «hierher».

56 Poln. «gazownia» (Gaswerk, Gasfabrik): gemeint ist hier unmissverständlich die Gaskammer.

57 Durchgestrichen: «alles vergessen».

Man teilt die etlichen hundert Nummern in zwei Gruppen – und sie werden in ihr neues Zuhause geführt. Auf der Strasse ist es schon finster. Der Weg ist kaum zu sehen – hier und da leuchten elektrische Lämpchen, die wenig Licht abgeben. Das einzige grosse Licht ist ein grosser Scheinwerfer, der über dem von Weitem sichtbaren Tor hängt. Man versackt in dem lehmigen Boden, so sehr, dass man fällt. In Angst und Qual kommt man zu den neuen Grüften hin. Kaum haben wir das neue Heim bemerkt, kaum seine Luft einatmen können, haben schon einige mit Stöcken einen über den Kopf bekommen. Schon fliesst Blut von einem gespaltenen Kopf oder einem verwundeten Gesicht. Das ist der erste Empfang für die Neuankömmlinge. Man wird betäubt und benommen, schaut sich um, wohin man da geraten sei.

Wie denn sind wir in die schauerliche Hölle gekommen? Jeder verdrückt sich auf eine Seite, um den Blicken [des Schlägers; A.S.] zu entgehen. Jeder überlegt, wie er seinen gebrochenen Körper schützen könne, damit er keine Schläge bekommt. Wir bekommen gleich eine kurze Erklärung, dass Folgendes die Regelchen fürs Lagerleben seien: «Hier herrscht eiserne Disziplin. Hier ist ein Krepier-Lager. Hier ist eine Toteninsel. Der Mensch kommt hier nicht her, um zu leben, sondern, um seinen Tod zu bekommen. Einer früher, einer später. Das Leben hat sich hier keinen Sitz gemacht. Hier ist die Residenz des Todes.» Unser Gehirn ist stumpf, unserVerstand erstarrt. Wir begreifen die neue Sprache nicht. Jeder fragt sich nur, wo seine Familie ist. Wo hat man sie eingeordnet und wie[58] werden sie sich an solche Bedingungen anpassen können.

So grübelt jeder, wer weiss, ob jetzt nicht seine Frau selbst verprügelt wird von solchen brutalen Verbrechern und Sadisten wie denen hier. Und wie wirkt das jetzt auf das zu Tode erschrockene Kind, wenn es sieht, wie seine Mutter geschlagen wird. Wer weiss, wie jetzt die gemeinen Banditen, welchen Geschlechts sie auch seien, mit seiner schwachen, kranken

58 Durchgestrichen: «können».

Mutter umgehen – und mit seiner lieben, teuren Schwester. Wer weiss, wo, in welcher Männergruft, sein Vater und sein Bruder ihre Ruhe gefunden haben. Und wie man mit ihnen umgeht. Alle stumm, hilflos, sorgenvoll, verzweifelt, einsam, elend verlassen, gebrochen. Boxen werden zugeteilt, das sind so Pritschen für jeweils fünf bis sechs Nummern zusammen.[59] Und man befiehlt uns, unsere Körper in ihnen zu verstecken. Nur der Kopf soll sichtbar sein. Verkriech dich, so tief du kannst, du verfluchter Mensch.

Man soll dich so wenig wie möglich sehen können. Zu den Boxen kommen die Alten, die lange vorher hierhergekommen sind, und fragen, wie viele wir im Ganzen gewesen und wie viele von uns hierher ins Lager gebracht worden seien. Die Fragen sind so unverständlich, wir können es nicht begreifen. Was macht das denn für einen Unterschied? Wo sind denn jene, die mit den Autos gefahren sind? Sie sehen uns mit zynischem Lächeln an. Und ein tiefes Stöhnen entringt sich ihnen. Ein Zeichen – menschlichen Mitleids. Unter den Alteingesessenen treffen wir einen aus unserem Lager, einen, der mit den früheren Transporten gekommen ist, von denen wir keinen Gruss hatten. Von denen wir keine Spur fanden. Und jetzt, Gott sei Dank, haben wir einen Gruss bekommen, sind auf ein Lebenszeichen gestossen. *Da werden wir auch den Gruss aus dem Jeckeland in Empfang nehmen können.*[60] Aber was redet er, der Mensch: Was sagt er zu uns? Es zittert das Herz. Die Haare stehen zu Berge. Hör, was er sagt: «Meine Lieben, wir sind genau wie ihr zu Tausenden gekommen und ein kleiner Prozentsatz von uns ist übriggeblieben. Die, die mit den

59 Als Gradowski Anfang Dezember 1942 in Birkenau ankommt, ist das Sonderkommando noch im alten Männerlager in Bau-Abschnitt I b untergebracht, in dem isolierten gemauerten Block 2 (siehe Lagerplan S. 64 f. und Einleitung S. 34). Als Schlafplätze dienten dreistöckige Holzpritschen, die durch Wände voneinander abgegrenzt waren; ausgelegt für vier Mann, mussten bis zu acht auf einer Etage schlafen.

60 Der Text auf dieser Seite ist zweizeilig geschrieben. Der kursive Satz steht in einer Leerzeile; Gradowski muss ihn später hinzugefügt haben.

Autos fuhren, sind gleich zum Tod gebracht worden. Und die, die zu Fuss hierhergekommen sind, die müssen den Weg zum Tod durch Qualen gehen, der eine einen kürzeren, der andere einen längeren.» Schreckliche Worte, unglaubliche, wie kann es möglich sein, dass Menschen über den Tod ihrer Frau, ihres Kindes, des Vaters, der Mutter, von Schwestern und Brüdern reden können und selbst noch da sein, selbst noch existieren können? Ein unbestimmter Gedanke schleicht sich ein – vielleicht verwildern diese Menschen durch die Lageratmosphäre so sehr, werden so grausam, dass sie ein besonderes Vergnügen daran haben, einen anderen in den schmerzhaftesten Qualen zu sehen – sie schöpfen daraus für sich einen Trost. Sie wollen die Anzahl der Leidenden vermehren, die Zahl der Gleiches Fühlenden: Aber eines ist nicht zu verstehen, dass nämlich alle, gleich welchen Alters und Charakters, dasselbe erzählen! Dass jeder, der nicht hierhergekommen ist, schon lang aus dem Leben verschwunden sei – und das wirkt so fatal auf jeden, dass er ganz zerbrochen wird und sich langsam Zweifel in sein Gehirn einschleichen. Vielleicht sagen die Menschen wirklich die Wahrheit! Komm, mein Freund, und sieh, wie da die drei bis sechs in einer Box liegen, wie zu einem Knäuel verkrümmt vor grossen Leiden und Qualen, und jeder weint und möchte sein Herz beim anderen ausschütten. Sie wollen sich das grosse Unglück nicht vorstellen, aber dennoch fliessen schon schmerzliche Tränen.

Hör zu, mein Freund, wie nun einer jetzt mit dem anderen redet: Lieber, könnte das wahr sein, haben wir schon alles verloren. Haben wir schon niemanden mehr, keine Frau, kein Kind. Keine Mutter mehr da, kein Vater. Meine Schwester, mein Bruder, die ganze Familie nicht mehr da. Ach wie schrecklich. Wie furchtbar. Kann das sein? Kann solche Brutalität im Leben stattfinden. Kann solcher Sadismus, Tausende,[61] Tausende schuldlose Menschen zu verschleppen und zu töten, einen Platz in der Welt finden.

61 Durchgestrichen: «Hunderte».

Und wie glücklich wären wir, wenn wir wenigstens zusammen sein könnten. Wie glücklich wären wir, hätte man uns nicht getrennt und wir könnten zusammen dem Schicksal entgegengehen, wie schrecklich und grausam es auch sei – warum, ihr gemeinen Banditen, habt ihr uns voneinander getrennt, voneinander geschieden, wozu habt ihr Herzen in zwei Stücke zerrissen. Eines zum Tod und die andere Hälfte noch übrig, noch am Leben gelassen. Wozu habt ihr eine Seele in zweie zerrissen und eine sehnt sich nach der anderen und möchte ihr Schicksal teilen. Ist es wahr? Warum habt ihr mir diese letzte Freude nicht gegönnt, uns wiederzufinden in den Armen des Todes.

Alle weinen, wissen nicht, wohin mit ihrem Leid. Dort oben sitzt jetzt der Arzt des Schtetl *[fehlt ein Wort)*[62] und er, der Nüchterne, der etwas Schreckliches vorausgeahnt hat, grämt sich jetzt, warum er seine Todestabletten bis zum letzten Augenblick aufgehoben hat, und jetzt weiss er nicht, wo er sie verloren hat. Ach, wie gut wäre es, wie glücklich würden wir alle uns fühlen, wenn wir solche guten, lieben Todespillen hätten. Wir würden sie jetzt voller Lust nehmen. Und wie glücklich wären wir, könnten wir in süssem, ewigem Schlaf die letzte Ruhe finden. Und auf den Wogen herrlicher Träume den Ort der Familie erreichen und uns auf ewig mit ihr vereinigen.

Ein Schlag – mit einem Stock auf einen der zu weit aus der Box herausgestreckten Köpfe unterbricht das Denken, unterbricht das kummervolle Gespräch.

Der Schmerz meines neuen Bruders tat insoweit Wirkung, als man anfing, ein wenig auch über sich selbst nachzudenken. Das eigene Ich zu sichern, das, was noch übrig war, zu sichern gegen unnötigen weiteren Kummer und Schmerz. Zu unseren Boxen kommt – der neue Lagervater – ein grosser, blonder, dicker Mensch, und mit einem sehr sympathischen

62 Nicht mehr lesbarer Ortsname.

Lächeln wendet er sich an uns, die neu gekommenen Kinder: Ihr müsst wissen, dass ich, der hier, den ihr vor euch seht, euer Blockältester[63] bin, ich bin der Vertreter eures Vaters. Der Block, das ist euer Zuhause. Die Stubendienste sind die Vertreter eurer Mütter, Frauen und Schwestern. Ihr alle müsst jetzt wie Brüder sein, denn ihr habt alles verloren. Ihr müsst euch um euch selbst kümmern und sorgen, nur das ist euch geblieben. Denkt daran, gute Kinder zu sein, dann könnt ihr euren Körper noch am Leben halten. Wenn nicht, wird sich euer Körper in ein paar Tagen in Schmerzen wälzen und unter schrecklichen Qualen draufgehen. Denkt daran, der Ort, an dem ihr euch hier befindet, ist ein Krepier-Lager. Hier leben Menschen nicht lange. Die Bedingungen sind sehr schwer, die Disziplin ist eisern. Vergesst alles, denkt nur an euch – dann könnt ihr euch noch halten. Vor allem andern müsst ihr euch um eure Schuhe und Stiefel kümmern. Das ist das erste Gebot im Lagerleben – wenn du barfuss bist, wirst du schnell liquidiert. Haltet euch sauber, obwohl, wer weiss, ob ihr nach einem schweren Arbeitstag noch die Kraft haben werdet, euch rein zu halten. Aber den Willen dazu solltet ihr wenigstens haben. Der speech[64] ist zu Ende. Gute Nacht, liebe Männer. Die Rede hat uns alle nicht sonderlich beeindruckt – was schreckt uns der Tod? Er ist für uns kein Unglück. Nur eine Sache hat doch ein paar[65] Wurzeln geschlagen. Das war die Anweisung, wie wir uns vor unnötigen Schmerzen und Qualen schützen sollten.

Das hat alle erschreckt. Den physischen Schmerz wollten alle vermeiden. Martern vor dem Tod wollten sich alle ersparen.

Die Rede tröstete und erschreckte. Tröstete – durch ihren Ton. Und erschreckte durch ihren Inhalt. Wer weiss, wie die Arbeitsstrasse aussieht, die wir geführt werden sollen. Wer weiss, wie viel Schmerz und Qualen

63 Jidd. «blok-eltster». Blockälteste waren Funktionshäftlinge, die für die Organisation des Lebens in den Baracken zuständig waren.

64 Jidd. «spitsh»: Gradowski verwendet das moderne englische Wort.

65 Durchgestrichen: «Spuren hinterlassen».

wir durchmachen müssen, bis wir zur letzten Erlösung gekommen sind! Wer weiss?

Mit einem Mal wurden wir alle erschüttert. Derselbe grosse, sympathische Blockälteste fällt über seinen zu Tode erschrockenen Nachbarn her und schlägt ihn hitzig mit den Händen und auch mit einem Stock. Ach, so eine Enttäuschung. Wir haben den tröstlichen Vater in der Minute verloren. Die Wirklichkeit ist das ganze Gegenteil von dem, was wir gehört haben. Alle versinken wieder in trübsinnigen Gedanken und vergessen alles, was sie gehört und gesehen haben, dringen ein in ihre eigene Welt und vertiefen sich in das abgründig grosse Leid, das sie wieder verschlungen hat. Es ist eine singende männliche Stimme zu hören. Wir werden wie wahnsinnig. Was geschieht da – hier auf dem Friedhof Gesang – von Leben?! Hier auf der Toteninsel – eine Stimme des Lebens hören. Hier im Krepier-Lager sollten Menschen noch selbst singen können – und auch interessierte Zuhörer haben – wie ist das möglich? Da sind wir irgendwie auf eine andere Welt gekommen – alles wird gerade andersherum getan und gemacht, als menschlicher Verstand es erwartet.

[66] Im Block ist Tumult. Alles läuft durcheinander, um schneller in die Pritschen hineinzukriechen. Was ist passiert? Da gehen die wohlgenährten Stubendienste, die Vertreter unserer Mütter, Frauen und Schwestern, mit grossen geraden Stöcken auf die erschrockenen, von der Tagesarbeit erschöpften menschlichen Schatten los. Was wollen sie von ihnen? Warum werden die so gepeinigt? Warum prügeln sie so ohne jeden Grund nach rechts und links? Hier einen Kopf gespalten, dort einen zum Krüppel gemacht. Und du wagst kein Wort zu sagen – wenn du etwas dagegen sagst – wirst du auf den Boden geworfen und wie eine ekelhafte Kreatur mit Füssen getreten. So also seht ihr aus, meine teuren Schwestern, weh den

66 Der vorangehende Absatz (zwei Zeilen) wurde gestrichen: «Ein Klingeln ertönte. Das war ein Zeichen dafür, dass Ruhe im Lager einzutreten hatte.»

Brüdern, die bei euch Trost finden müssen. Weh den Kindern, die bei euch die Zärtlichkeit einer Mutter suchen müssen. Und weh dem Leben, wenn ihr seine Versorger seid.

Sie kommen zu unseren Boxen und ergänzen die Predigt des Blockältesten – sie erzählen uns und geben Anweisung, wie wir uns ihnen gegenüber und bei der Arbeit zu verhalten haben. Denkt daran, ihr müsst Automaten werden und euch nach unserem Willen bewegen. Macht keinen Schritt anders als von uns diktiert – das könnt ihr vergessen. Wenn nicht, kriegt ihr mit unserer dritten Hand zu tun. Mit dem festen, starken Stock, der euch so biegsam, so niedrig machen wird, dass euch das blosse Aufstehen schon zu schwer sein wird.

Wie bitter das Gift auch ist, es hat nicht die Kraft, jetzt auf uns zu wirken. Es schreckt uns nicht, es schadet uns auch nicht. Wir sind zu allem bereit und gehen dem furchtbaren Morgen unerschrocken entgegen. Einen üblen, bedrückenden Eindruck macht es uns allen, dass wir alle physiologischen Bedürfnisse im Block erledigen müssen. Hier genau deiner Pritsche gegenüber. Und gleich müssen es Menschen hinaustragen. Ach, wie furchtbar – wie schrecklich[67] – die Moral! Und die Ethik hat hier auch ihren Tod gefunden.

Im Block ist es still geworden. Alles liegt in den Boxen und ist versunken im Schlaf.

Nur in den frisch besetzten Boxen können die neuen Brüder, die auf den Gräbern ihrer Familien gewachsen sind, keinen Schlaf finden – der Schlaf kann sie noch nicht gefangen nehmen.

Aber nach einem schweren physischen Kampf hat sie der Schlaf besiegt und sie in seinen Armen eingewiegt. Sieh, mein Freund, wie sie nun daliegen, zerfressen von Pein und Qual. Jedes Gesicht schmerzverzogen. Der schreit, jener weint aus dem Schlaf heraus, andere seufzen. Da durchfühlen sie jetzt aufs Neue das grosse Leid des vergangenen Tages; im Schlaf, wenn man mit sich allein ist, kann man das grosse, das grenzenlose

67 Durchgestrichen: «alles».

Unglück besser begreifen. Bei anderen wirst Du auf dem Gesicht ein sorgloses Lächeln sehen. Da hat einer im Traum seine abgetrennte Familie getroffen. Alles schläft. Die erste Nacht ist vorüber.

Ein Klingeln hat alle aufgeweckt. Und wir, die neu Angekommenen, werden gleich – nachdem wir die[68] Rationen bekommen haben – nach draussen gebracht. Man muss mit uns für den gleich bevorstehenden Appell üben.[69] Draussen ist es noch dunkel genug. Es fällt ein nasser Schnee. Du hörst Unruhe im Lager. Da bewegen sich jetzt die aus den Baracken zum Appell herausgetriebenen Nummern. Die Kälte umhüllt alle. Man spürt sofort die Lagerkleidung und auch die nackten Füsse machen sich bemerkbar. Geschrei ist zu hören. Aufschliessen. Die Reihen ausrichten. Da laufen Vorbereitungen für den Appell. Unser Blockältester gibt uns die letzten Anweisungen, wie wir uns bei jedem Befehl[70] verhalten müssen. Wir begreifen alle die Kommandos ganz schnell, *[zwei Zeilen, d.h. etwa 20 Wörter, nicht lesbar]* und obendrein müsst ihr im Gleichtakt funktionieren, wenn nicht, werdet ihr wegen Sabotage bestraft – eine hinreichende Warnung. Wir haben ja gestern gesehen, wie der Stil hier ist. Der Blockälteste redet weiter: Wenn man euch zu einem Arbeitskommando einteilt, schön und gut. Dafür müsst ihr dankbar sein, falls ihr gehorsame, gute Arbeiter sein werdet. Falls nicht, ist alles verloren. Dann kommt ihr in ein paar Tagen zu Tode, unter schrecklichen, grausamen Qualen. Gleich übernimmt euch ein Mensch, der eine gelbe Binde am Arm hat.[71] Das ist ein Kapo. Der Anführer des Kommandos. Das ist der Mensch, der bei der Arbeit mit euch machen kann, was er will. Er disponiert mit eurer Kraft, eurer Person, und sieht zu, dass ihr bei der Arbeit als gute Elemente dienen

68 Durchgestrichen: «entsprechenden».

69 Durchgestrichen: «Man sagt *[im Sinne von ‚befehlen'; A. S.]* uns zu tun».

70 Durchgestrichen: «Mütze».

71 Funktionshäftlinge, die für die Beaufsichtigung und das Antreiben eines Arbeitskommandos von meist 50 bis 100 Häftlingen verantwortlich waren, trugen eine gelbe Armbinde mit schwarzer Aufschrift «Kapo». Siehe Einleitung S. 31, Fn. 42.

könnt. Nur an eine Sache müsst ihr denken: wenn er euch eure Stiefel abnehmen will – das sollt ihr ihm nicht geben. Und wenn ihr zum Reagieren zu schwach seid – schreibt wenigstens seine Nummer auf. Alles kann er mit dir machen. Dein Leben darf er nehmen. Aber deine Stiefel nicht. Denn die sind die Quelle deines Lebens. Die sind der Schutz deiner Existenz.

Der Tag begann zu grauen. Vor jeder Baracke wachsen grosse Massen von in Reihen fixierten Menschen. Tumult kommt auf. Der Blockälteste geht weg. Die letzten Anordnungen werden getroffen.

Stillgestanden. Mützen ab. In majestätischer Grösse ist ein Militär niedrigsten Ranges hergekommen. Das ist der Blockführer, der den Appell abnimmt. Er zählt die aufgestellten Reihen ab und unterschreibt das Papier. Die Anzahl der Nummern stimmt! Mützen auf! Rührt euch! Der Appell ist zu Ende. Er geht seinen Weg weiter zur nächsten erstarrten Masse, kontrolliert, ob dort alles in Ordnung ist. Unsere Blicke begleiten ihn zu den arroganten Militärs, die zu jedem Block gehen. Und was sehen wir? Nahezu neben jedem Block, neben jeder stehenden Masse liegen ein oder auch einmal drei bis vier tote Menschen. Das sind Opfer von der Nacht her, die den Morgen nicht mehr erleben konnten. Gestern beim Appell waren sie noch stehende Nummern. Und heute liegen sie schon als unbewegliche Leiber. Der Appell stimmt. Das Leben von Menschen ist nicht wichtig. Die Zahl ist in Ordnung. *[*neun *unlesebare Zeilen, etwa 90 Wörter]* man bringt *[zwei Wörter nicht lesbar]* Menschen. Wie schrecklich sehen sie aus! Als kämen sie von einer nächtlichen Schlacht. Das sind noch Spuren des gestrigen Arbeitstages. Wir werden zu einer Gruppe eingeteilt. Wir heissen K. S.-Gruppe[72]. Ein Kapo mit lächelndem Gesicht

72 Unter den polnischsprachigen Häftlingen wurde die Gruppe des Sonderkommandos auch «Komando Sonder» genannt, was die Abkürzung «K. S.» erklären könnte. Wie Gradowski wenige Seiten später notiert, wurde seine Gruppe aber erst am Abend des 9. Dezember 1942 neu zusammengestellt. Zudem handelt es sich bei der Abstellung zur ersten Zwangsarbeit in Birkenau nicht um das Sonderkommando, sondern um ein Arbeitskommando, das in der Kiesgrube eingesetzt wurde. Der im sel-

übernimmt uns – sein Aussehen ist ein Trost. Die, die neben uns stehen, gucken uns an. Sie sehen auf unsere Nummern. Sie wundern sich über unser Aussehen, das offenbar zu gut fürs Lager ist. Aber als sie die Nummern genauer sehen, wird ihnen alles klar. Gestern erst gekommen. Das Lagerleben noch nicht versucht, die Arbeit nicht geschmeckt. Noch nicht die Lageratmosphäre geatmet.

Musik ist zu hören. Was ist da geschehen? Dass in dem Toten-Lager Musik, auf der Toten-Insel der Klang des Lebens zu hören ist. Dass auf dem Arbeits-Schlachtfeld noch die Gemüter mit den zauberhaften Tönen des früheren Lebens gereizt werden! Sollte man dich hier in dem grossen Friedhof, wo alles Tod und Vernichtung atmet, noch an dein früheres Leben erinnern, dich mit ihm reizen? Aber hier ist alles[73] möglich.

Das ist die Harmonie der Barbarei.

Das ist die Logik des Sadismus.

Wir marschieren zur Arbeit hinaus. Wir gehen durch die Tore und werfen sehnsüchtige Blicke auf das Frauenlager gegenüber. Wir sehen junge Mädchen, ältere Frauen, *[eine Zeile, etwa zehn Wörter, nicht lesbar]* nur ein böser, schlechter Traum, *[ein Wort nicht lesbar]* Wir stellen uns vor und weben so neuen Trost für unsere Seelen, dass wir die gestern weggerissenen Familien noch wieder treffen werden. Wir gehen an dem eisernen Gebäude vorbei[74], wo Elitesoldaten mit abgerichteten, bissigen Hunden stehen. Man sieht ein Kommando passieren und sieht *[fünf Wörter nicht*

ben Arbeitskommando und später zeitgleich ins Sonderkommando eingewiesene Elieser Eisenschmidt beschreibt, wie er nach seiner Ankunft in Birkenau in der Kiesgrube arbeiten musste (Greif 2011, S. 241). Die «K. S.-Gruppe» beruht vermutlich auf einem fehlerhaften Verständnis Gradowskis. Schon Ber Mark hatte «KS» als «Kiesgraben» übersetzt (vgl. Mark 1985, S. 264, Fn. 35).

73 Durchgestrichen: «harmonisch».

74 Offenbar die sogenannte Hauptwache, bereits im April 1942 erbaut. Als Gradowski ankam, war es das grösste und höchste Steingebäude in Auschwitz-Birkenau. Es hatte zwei eiserne Tore.

lesbar] in verschiedene Richtungen. Wir kommen auf unserem Arbeitsplatz an. Wir steigen in vorher ausgehobene Gruben hinunter und graben dort weiter und werfen den Dreck nach oben, wo andere stehen, ihn in Empfang nehmen und weiterwerfen. Gestern haben auf diesem Platz andere gestanden, die vielleicht heute früh als tote Nummern beim Appell lagen. Und heute sind frische Nummern gekommen und haben die Leerstellen gefüllt. Eine Nummer weg, hat eine andere ihren Platz eingenommen. Und wie traurig symbolisch ist die Arbeit! Man nimmt uns gleich zum Grubengraben. Alle die neu Gekommenen halten die Köpfe tief gesenkt, stossen die Schaufel in die Erde, und unaufhörlich fliessen die Tränen. Man schaut auf die Erde und denkt, wer weiss, wer weiss, ob hier in der Tiefe nicht die Liebsten ihre ewige Ruhe gefunden haben. Aber nein, das ist unmöglich, tröstet der Mensch sich selbst. So eine Tragödie kann im Leben nicht geschehen. Keiner will sich einer solchen Katastrophe zurechnen.

Neben mir steht ein Mann aus unserer Gegend. Der ist 7000 Nummern vor mir. Er ist vor ein paar Wochen gekommen. Ein Gespräch knüpft sich an: Und Zittern beherrscht mich bei jedem Wort, als er sagt: Heb deine Augen auf und schau einmal dort in jene Richtung. Du siehst, dort kommt schwarzer Rauch heraus, der sich zum Himmel zieht. Das ist der Ort, wo deine Liebsten und Teuersten hin sind, *[drei unlesebare Zeilen, etwa 30 Wörter]* die reine Wahrheit nicht glauben. Man möchte sorgen, wo sind *[zwei Wörter nicht lesbar]* aber schliesslich zulassen, dass alles, was du hörst, wahr ist. Es vergehen lange Stunden von Schmerz und Qualen. Doch länger kannst du nicht. Hier kommt der Kapo. Und du bekommst plötzlich so einen Schlag auf den Kopf, dass du auf ewig vergessen wirst zu denken. Hier neben dir hat einer vergessen, wachsam zu sein, und schon liegt er da verkrümmt, und ein grosser Stock bewegt sich über seinen schwachen Körper. Nach jedem Schlag ein Schrei. Bis er ohnmächtig wird, und schon wird er mit Füssen getreten, dass er in Ohnmacht bleibt, keiner tritt an ihn heran, um ihm auch nur ein bisschen Wasser zu geben.

Es ist kein grosses Unglück, wenn er nicht selbst zurückgehen kann, wird man ihn wegtragen. Wird eine Nummer weniger sein. Das breite Band[75] hat kein Verbrechen begangen: im Gegenteil, man wird ihn noch für einen guten Arbeitsaufseher halten. Und wenn er mit einer toten Nummer wieder an dem hölzernen Häuschen vorbeikommt, wird man ihn mit einem Lächeln als Ausdruck der Anerkennung empfangen.

Du bist nachdenklich, trübsinnig, in schwerste Gedanken versunken.[76] Bewegst dich die ganze Zeit, damit du nicht zum Objekt für den Blutdurst des breiten gelben Bandes wirst. Der erste Arbeitstag ist vorbei.

Jetzt beherrscht der Hunger den geistig zerbrochenen und erschöpften Menschen. Der Hunger – Hetzer, engherziger Feind –, der kein Leid fühlt und ständig dem Menschen das Recht zu leben nimmt. Dieser verantwortungslose Magen will nichts wissen von Kummer und Weh.

[neun nicht lesbare Zeilen, etwa 90 Wörter] da wirst du zahlen *[ein Wort nicht lesbar]* deine Schuld bei dem, der dir die Kraft gibt, den Leib zu tragen, also: weiterzuleben, nicht wichtig-wozu? Zu geniessen – ohne Freude, sogar ohne Trauer ertragen. Dein Blut diesem Herrscher zur Steuer geben.

Willst du ständig nachdenken können? Gleichgültig, ob das Phantasien vom Leben sind, von Freude und Glück, oder solche grausamen Gedanken, die von Tod und Vernichtung handeln – du wirst ihm gehorsam sein und den Magen nicht zu sehr peinigen. Er kann wohl warten, aber nicht lange. Er kann die Bezahlung ein wenig stunden, aber denk daran: wenn du dein Wort nicht hältst, wenn du ihn leichtnimmst – er wird dich zerbrechen. Er wird dir schon seine Krallen zeigen und du wirst einen Weg suchen müssen entweder oder: mit ihm sein oder gegen ihn.

Du wirst sein Knecht werden. Dein Kopf wird aufhören, an etwas anderes zu denken – nur an ihn. Wie du ihn zufriedenstellen kannst.

75 Hier meint Gradowski den Kapo, der eine gelbe Armbinde trägt.

76 Durchgestrichen: «Und so vergeht der erste nagende Tag».

Du wirst deinen ganzen Denkapparat ihm zur Verfügung stellen. Ausser dem wird gar nichts für dich existieren.

Er wird der Herr deines Körpers werden, der Besitzer deiner Seele. Du wirst alles tun müssen, damit du einen Weg findest, mit ihm Frieden zu schliessen. Wenn nicht, musst du dich von der *[ein Wort nicht lesbar]* verabschieden. Mit allem brechen. Allem absagen. Und in die *[ein Wort nicht lesbar]* Ewigkeit verschwinden.

[viereinhalb Zeilen nicht lesbar, etwa 45 Wörter] es macht ihm keinen Eindruck *[zwei Wörter nicht lesbar]* wenn das so eine schauerliche Erscheinung ist. Es wäre unnormal, wenn alle Nummern zurückkämen, wie sie waren. Wir marschieren ins Lager zu den Klängen der Musik. Unsere Augen wandern sehnsüchtig zu den Drähten des leeren Frauenlagers. Jeder sucht, jeder forscht, vielleicht wird er jemanden von seinen Geliebten treffen. Es pocht noch eine Hoffnung – man will nicht glauben, dass sie schon auf ewig verschwunden sind. Wir kommen ins leere Lager. Wir kommen am Block an. Geschwind wird ein Essen verteilt, das schnell in der Kälte gegessen wird, und man macht sich bereit für den zweiten Appell. Alles ist *[zwei Wörter nicht lesbar]* aufgestellt worden eine grosse steife Masse von zerbrochenen Körpern, enttäuschten, schattenhaften Menschen – wieder sind Kommandos zu hören: Ausrichten, Stillgestanden, Mützen ab. Und der Appell ist zu Ende. Neben unserem Block liegt auch eine tote Nummer. Man geht hin, wirft einen Blick. Noch heute früh bei der Arbeit gewesen und jetzt liegt er schon unbeweglich. Keiner kümmert sich. Keiner tut auch nur einen Seufzer deshalb. Ach, Du Mensch. Früher, als du noch Kind bei deinen Eltern warst – jetzt würde alles um dich herum geschehen. Deine Mutter läge bei dir und würde jämmerlich weinen. Dein Vater wüsste nicht, wohin mit sich. Und würde gehen und weinen wie ein Kind. Deine Schwestern und Brüder würden um dich herum sitzen und bitterlich weinen und über dich klagen. Deine Freunde und Bekannten würden jetzt kommen und jeder würde ein Trostwort fallenlassen. Im Haus wäre Schwermut *[zwei Wörter nicht lesbar]* vom schrecklichen Unglück mitgerissen *[ein Wort nicht lesbar][zwei Wörter*

nicht lesbar] mitfühlen und den Vorfall ernst bedauern und man würde das Unglück des Todes beklagen. Heute sind keine Teuren und Geliebten da. Keiner hört *[die nächsten vier Zeilen, etwa 40 Wörter, nicht lesbar]* und haben sich schon beim Heruntersteigen aus dem Zug vom Leben verabschiedet. Der sich da jetzt bewegte, war nur noch einer, der auf die Welt gekommen war ohne Mutter, ohne Vater, ohne Schwestern, ohne Brüder. Wie ein Stein ins Lager gefallen. Und wenn ein Stein gefallen ist, ist das kein grosses Unglück. Die Trauer hat keinen Ort, auf den sie sich niederlassen könnte. Nach dem Appell lässt man uns nicht in den Block. Den Neugekommenen befiehlt man zurückzugehen.
Alle sind erschrocken. Wer weiss, wozu? Alles Neue bedeutet hier Schlimmes. Man führt uns zum Bad. Da steht derselbe hohe Militär mit noch einigen daneben. Jeder wird vorbeigeführt und nach Alter und Beruf gefragt. Der dorthin, der hierhin. Die, die Gefallen finden, werden ins Bad geschickt. Die, die keine Gnade geniessen, werden zurückgeschickt.

Das Gerücht verbreitet sich, dass da Arbeiter für eine Fabrik ausgesucht würden. Alle beneiden uns – dass wir die Möglichkeit haben werden, von hier wegzukommen und unter besseren Bedingungen zu arbeiten. Man zählt uns noch einmal, nimmt uns die Nummern ab und befiehlt, dass wir reisefertig sein sollen – wenn die Meldung kommen wird – man verteilt Mäntel mit Nummern an uns. Wir kommen in den Block zurück, die Alten beneiden uns, dass wir das Lager werden verlassen können. Man gibt uns auch Mützen – ein Zeichen, dass wir irgendwohin fahren müssen – es gehört sich nicht, ohne herumzulaufen.

Ich habe[77]
viele Verwandte in Amerika

77 Zwei oder drei Wörter durchgestrichen.

und Erez Israel.
Eine Adresse von meinem Onkel
gebe ich hier an:

A. Joffe.
27 East Bradway Newyork. N.Y. America

Ich habe es vor zehn Monaten geschrieben. Ich bin
gekommen aus Lunna, Kreis Grodno.
Aus dem Kielbasiner Lager
Ich hatte es begraben in einer Grube von
Asche. Ich hielt das
für den sichersten Ort, wo man
sicherlich auf dem Krematoriumsgelände
graben würde. Aber letztens ...

DIE ZWEITE HANDSCHRIFT

Vorwort

Lieber Leser! Du wirst in diesen Zeilen die Leiden und Nöte beschrieben finden, die wir, die unglücklichsten Kinder der ganzen Welt, durchgemacht haben in der Zeit unseres «Lebens» in der irdischen Hölle, die Birkenau-Auschwitz heisst. Ich glaube, dieser Name ist der Welt schon gut bekannt, aber sicherlich wird niemand glauben, was hier wirklich, wirklich geschieht. Wenn vielleicht irgendwo einmal im Radio über die Barbarei, die Grausamkeit, die Brutalität, mit der hier Menschen behandelt werden, berichtet wird, dann meinen und denken andere, das sei nur, nur «Gräuelpropaganda» – da will ich Dir jetzt zeigen, dass alles, was Du gehört hast, und auch noch das, was ich jetzt hier schreibe, nur ein winziger Teil ist von dem, was hier wirklich geschehen ist.

Dies ist der Ort, den die Banditenmacht hier zum Ausrottungswinkel speziell für unser Volk und teilweise auch für andere Völker gemacht hat. Birkenau-Auschwitz ist einer von den auf verschiedene Orte verteilten Totenwinkeln, in denen man unser Volk umgebracht hat mit mancherlei bestialischen Toden.

Ich schreibe, damit wenigstens ein ganz kleiner Teil der Wirklichkeit die Welt erreicht. Und dann sollst Du, Welt, Rache üben für das alles, Rache.

Das ist das einzige Ziel, das ist der einzige Zweck meines Lebens. Ich lebe hier mit dem Gedanken, mit der Hoffnung, dass vielleicht meine Schriften Dich erreichen und wenigstens teilweise im Leben realisiert wird, was ich und wir alle, die wir noch hier sind, erstreben und was der letzte Wille der ermordeten Schwestern und Brüder meines Volkes war.

An den Finder dieser Schriften!

Lieber Finder dieser Schriften, ich habe eine Bitte an Dich. Es ist der Wunsch eines Menschen, der weiss, der fühlt, dass der letzte, entscheidende Moment seines Lebens nahe ist. Ich weiss, dass ich und auch alle Juden hier schon lange zum Tod verurteilt sind; nur der Tag des Urteils ist noch nicht festgesetzt. Und deshalb sollst Du, mein Freund, meinen Wunsch erfüllen, den letzten Wunsch vor der endgültigen Exekution! Du sollst Dich, mein Freund, an meine Angehörigen an der angegebenen Adresse wenden. Von ihnen wirst Du erfahren, wer ich und meine Familie sind. Du sollst Dir von ihnen unser Familienbild geben lassen – und auch das von mir und meiner Frau – und diese Bilder sollst Du allen meinen gedruckten Schriften beigeben. Damit vielleicht, wer sie ansieht, eine Träne vergiesst, einen Seufzer tut. Das wird für mich der grösste Trost dafür sein, dass meine Mutter, mein Vater, meine Schwestern, meine Frau, meine Familie und vielleicht auch meine Brüder einfach so, ohne eine Träne von irgendwem, aus der Welt verschwunden sind. Möge ihr Name und Andenken nicht so schnell ausgelöscht werden!

Ach! Ich, ihr Kind, kann jetzt in meiner Hölle hier nicht einmal weinen; denn ich ertrinke jeden Tag in einem Meer, einem Meer von Blut. Eine Welle folgt der anderen. Es gibt keinen Augenblick, in dem du dich in deine eigene Ecke setzen und weinen könntest, weinen über die Katastrophe. Der ständige systematische Tod, der hier das einzige Leben im ganzen Leben ist, überschreit, verwirrt, betäubt dir die Gefühle. Du kannst dich auch zu den schlimmsten Leiden nicht mehr hinfühlen, hinspüren. Die individuelle Katastrophe ist verschlungen worden von der allgemeinen.

Manchmal schneidet es mir durchs Herz, zerreisst es mir die Seele – wieso sitze ich so «ruhig», klage nicht, weine nicht über meine Tragödie, sondern alle Gefühle sind mir erstarrt, abgestumpft, atrophiert? Zeitweise habe ich gehofft, habe mich manchmal damit getröstet, dass eine Zeit kommen werde, ein Tag, an dem ich das Privileg habe, weinen zu können – aber wer weiss ... der Boden schwankt, er bebt schon unter meinen Füssen.

So möchte ich jetzt – und das ist mein einziger Wunsch –, dass, wenn auch ich sie nicht beweinen kann, doch wenigstens das Auge eines Fremden eine Träne für meine Liebsten vergiessen soll.

Ich gebe Dir eine Adresse, an welche ich mich erinnere. Ich habe fünf Onkel in Amerika. Die Adresse von einem ist:

J. Joffe
27. East Broadway N.Y.
america

Meine Familie, die hier am 8/12 1942, Dienstagvormittag neun Uhr, verbrannt worden ist:

Meine Mutter Sore
meine Schwester Libe
meine Schwester Ester-Rokhl
meine Frau Sonye (Sore)
mein Schwiegervater Refoel
mein Schwager Volf

Von meinem Vater, der zufällig zwei Tage vor Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges in Wilna war und dort blieb, habe ich einen Gruss. Von einer Frau aus meiner Heimatstadt, die mit einem litauischen Transport ins Krematorium kam, habe ich erfahren, dass er in der Jom-Kippur-Nacht 1942[1] zusammen mit Zehntausendenjuden gefangen wurde. Was dann weiter mit ihm passiert ist, wollte sie mir nicht erzählen. Ich hatte auch eine Schwester, Feygele, und eine Schwägerin, Zisl in Otwock. Die sind mit Transporten aus Warschau nach Treblinka gekommen und wahrscheinlich vergast worden. Über meine zwei Brüder, Moyshl und Avrom-Eber, bekam ich durch dieselbe Frau Keschkowski aus Wilna die Nach-

1 «Tag der Sühne»: der wichtigste jüdische Feiertag. Er wird im September oder Oktober am 10. Tischri, im siebten Monat des traditionellen bzw. im ersten Monat des bürgerlichen jüdischen Kalenders als Ruhetag und Fasttag gefeiert. Es handelt sich hier um den 21. September 1942.

richt, dass sie schon lange in einem Lager gefangen waren. Was weiter mit ihnen passiert ist, weiss ich nicht. Wer weiss, ob sie nicht schon durch meine eigenen Hände gegangen sind als «Muselmänner», lebendig oder tot, wie sie von überall hierhergebracht werden.

Das ist alles von meiner Familie – von meiner früheren Welt – und ich muss hier noch leben – der am Rand des Grabes steht, bin ich.

Eine Mondnacht

Ich liebte sie, wartete oft zitternd auf ihre Ankunft. Als treuer Knecht konnte ich stundenlang stehen und ihre Pracht und ihren Zauber bewundern. Wie angeschmiedet und hypnotisiert sah ich in ihr Reich, den tiefen blauen nächtlichen Himmel, der sich mit brillanten funkelnden Sternen schmückte, und wartete in feierlicher Erregung auf den Augenblick ihres majestätischen Aufgangs. Und sie, die Königin, die in herrlicher Pracht erschien, trat mit ihrem Gefolge sorglos, ruhig, glücklich und zufrieden ihren geheimnisvollen Gang an, zu sehen, wie es gehe in ihrem Reich, der nächtlichen Welt. Und sie schenkte der Menschheit einen Strahl ihres Lichts.

Die Welt war voll Sehnsucht, sehnte sich nach ihrem geheimnisvollen Licht. Heiliges Beben ergriff den Menschen. Ein neuer Quell von Leben, von Glück und Liebe ergoss sich leise in die Welt und füllte Jungen und Alten die Herzen.

Verträumt, verzaubert, gefangen in ihrer Magie pflegten sie zu sitzen, die Menschen, in Feld und Wald, auf Bergen und in Tälern. Aus hohen Palästen und tiefen Kellern schauten Augen mit sehnsuchtsvollen Blicken zu ihr hinaus und sie, die Mondin, wob ihnen eine neue phantastische und romantische Welt und tränkte sie, die schmachtenden Herzen, mit Glück, grosser Freude und viel Liebe. Sie war die intimste Freundin des Menschen. Der vertraute ihr die Geheimnisse seines Lebens an und offenbarte ihr alles.[1]

Er fühlte sich ruhig und sicher unter ihrer Herrschaft. Und glücklich, zufrieden und mit Mut und Hoffnung beflügelt, spann der Mensch neue Fäden zum Gewebe einer idyllischen, glücklichen, phantastischen Welt.

Von der stillen, ruhigen, beglänzten Erde stiegen dann wohl aus den

1 Über die Entscheidung, in diesem Kapitel das im Jiddischen weibliche Wort «levone» («Mond») mit «Mondin» wiederzugeben, siehe unten S. 307 ff.

von Liebe übervollen Herzen weiche bewegende Töne zum hohen Himmel; da sang der Mensch Lieder, Lieder von Freude und Glück, er sang einen Lobgesang für die Majestät, die Königin der Nacht, und dankte ihr für die neu offenbarte Welt.

Das alles war früher, als ich sie noch am Himmel meiner Freiheit sah, als ich noch ein Mensch dem Menschen gleich war. Als ich ein Kind bei den Eltern war, unter Schwestern und Brüdern lebte, eine Frau hatte, die mich liebte, da war die Mondin eine Quelle von Leben und Glück für mich, da tränkte sie mich mit ihrer barmherzigen Hand und ich war verzaubert von ihrer Pracht und Magie.

Aber heute, heute, da ich ein Einsamer und Verlassener bin, als Einziger hier übriggeblieben, da mein Heim, meine Familie, meine Welt, mein Volk durch sie, die Piraten, grausam vernichtet worden ist, ohne jede Schuld, und ich jetzt, einer von Millionen, zum Tode verurteilt in Ketten geschmiedet in meinem Gefängnis sitze und schmachte in Qualen und Todesangst, heute, heute wenn ich die Mondin heute sehe, fliehe ich vor ihr wie vor einem Gespenst.

Wenn ich aus meiner Gruft[2] auf den verfluchten teuflischen Grund hinaustrete und sehe, dass die Mondin ein Stück von dem Dunkel meiner Welt frech vertrieben hat, in dem ich schon so tief versunken und eingewachsen bin, dann laufe ich zurück, zurück in meine dunkle Gruft. Ich kann das Licht der Mondin nicht mehr sehen. Mich reizt ihre Ruhe, ihre Sorglosigkeit, ihre Verträumtheit. Mit ihrem Leuchten reisst sie mir Stücke aus der Haut, die die Zeit um mein blutendes Herz hat wachsen lassen.

Sie weckt einen Sturm in meiner Seele, einen Strom von Erinnerungen, die mich nicht ruhen lassen und mir das Herz zerreissen. Der brausende Strom trägt mich weg, in ein Meer von Pein und Qual. Die Mondin erinnert mich an früher, an das verzauberte Gestern und zeigt mir das schreckliche, schauerliche Heute.

Ich will ihren Glanz nicht mehr sehen, weil er mir grössere Trauer bringt, mein Weh vertieft, meine Qualen verstärkt. Ich fühle mich besser

2 Siehe S. 76, Fn. 4.

in der Dunkelheit, unter der Herrschaft der traurigen toten Nacht. Sie, die Nacht, harmoniert mit den Gefühlen meines Herzens, den Leiden meiner Seele. Die finstere Nacht, sie ist meine Freundin, das Weinen und Schreien, das ist mir Gesang, das Feuer, das die Opfer verbrennt, das ist mein Licht, die Todesatmosphäre, sie ist mir Wohlgeruch, die Hölle, das ist mein Heim. Warum und wozu kommst du, fremde, grausame Mondin und störst die Menschen in ihrem bewusstlosen Unglück? Warum weckst du sie aus ihrem schauerlichen Schlaf und zeigst ihnen eine Welt, die ihnen schon fremd ist und die sie nie, niemals in ihrem Leben mehr erreichen können?

Warum zeigst du dich mit deiner Zauberpracht und erinnerst sie an das Frühere, das sie doch schon auf ewig, ewig vergessen wollen?

Warum kommst du zu ihnen mit deinem herrlichen Licht und erzählst ihnen vom Leben, einem Leben im Glück, das andere Menschen noch haben, anderswo, wo der Piratenfuss nicht hinkommen kann?

Warum schickst du deine Strahlen her, die zu Spiessen werden und schmerzhaft in blutende Herzen und verwundete Seelen dringen?

Warum scheinst du mit deinem Licht hier auf die verfluchte Höllenwelt, hier, wo die Nacht durch riesige Feuerflammen erhellt wird – Feuer von den verbrannten Opfern, die umkommen ohne Schuld?

Warum scheinst du auf das tragische Stück Land, wo jeder Tritt, jeder Strauch, jeder Grashalm getränkt ist mit dem Blut von Millionen, Millionen menschlichen Leben?

Warum zeigst du dich hier, wo die Luft erfüllt ist von Tod und Vernichtung, wo das herzzerreissende Weinen und Schreien zum Himmel steigt von Frauen und Kindern, Vätern und Müttern, Jungen und Alten, die ohne jede Schuld zu einem bestialischen Tod getrieben werden?

Hier brauchtest du nicht zu scheinen!!! Hier in dem schauerlichen Erdenwinkel, wo Menschen mit wilder Grausamkeit gefoltert werden, in ei-

nem Meer von Schmerz und Blut ertrinken und voller Angst warten auf den unvermeidlichen Tod hier, hier brauchtest du nicht zu scheinen!!

Warum zeigst du dich hier in deiner herrlichen Pracht, erwartest du denn, dass jemand sich nach dir sehnt? Schau dir die dürren, ausgebleichten Schatten an, die wie Wahnsinnige von einem Grab zum anderen schlurfen. Nicht auf dein Licht sehen sie, zitternd starren sie auf das Feuer, das aus den hohen Schornsteinen zum Himmel schlägt und ihr Herz mit Schrecken erfüllt. Wer weiss denn, ob er nicht morgen schon in den Flammen brennen wird wie heute sein Bruder, ob nicht sein Leib, der sich heute noch bewegt, noch über die Toteninsel irrt, morgen schon ganz in Rauch aufgehen wird? Und das der letzte Akt seines Lebens, seiner Welt sein wird?

Warum wanderst du heute noch so majestätisch wie einst, sorglos, glücklich und zufrieden, und fühlst nicht mit ihnen, den unglücklichen Opfern, die gerade noch irgendwo in Europa im warmen Heim sassen? Ganze Familien haben zusammengelebt. Sie haben in deinem Licht von besseren Zeiten geträumt, eine Welt von Glück und Freude erdacht und phantasiert. Und nun fahren Züge in wilder Grausamkeit und tragen die Opfer aus meinem Volk und bringen sie eilends her als Geschenk für den Gott, der hungrig ist nach ihrem Fleisch, durstig nach ihrem Blut. Weisst du denn, wie viel Leid, wie viel Schmerz und Pein sie ertragen, wenn sie durch Länder und Städte gleiten, wo andere noch ganz ruhig sitzen und die Welt geniessen, deinen Zauber, deine Pracht?

Warum fühlst du nicht mit den unglücklichen Opfern, die aus ihren Häusern in Wälder und Felder hinaus geflohen sind, sich in Ruinen und dunklen Kellern versteckt haben, damit kein Piratenauge sie findet, und du mit deinem Licht vermehrst ihr Unglück, vertiefst ihre Not, verdoppelst ihre Angst. Wegen deines (schönen) Lichtes fürchten sie sich davor, in der Welt aufzutauchen, um nur ein wenig frische Luft zu atmen, oder in Todesangst irgendwo ein Stückchen Brot für den Hunger zu beschaffen.

Warum scheinst du so herrlich auf den verfluchten Horizont und verspottest die Opfer, die in den hellen Nächten von den Banditen zu Tausen-

den aus ihren hölzernen Grüften herausgeholt, auf Autos gepackt und zum Tod in den Krematorien gefahren werden? Weisst du denn, wie sehr du sie leiden lässt, wenn sie durch dein Licht die schöne liebliche Welt noch einmal sehen, von der sie ohne Schuld so grausam weggerissen wurden? Würden sie sich nicht besser fühlen, wenn die Welt dunkel wäre und sie sie gar nicht mehr sähen in den letzten Minuten vor ihrem Tod?

Warum, Mondin, bist du so egoistisch und verspottest sie sadistisch, wenn sie schon am Rand des Grabes stehen? Warum trittst du nicht ab, wenn du siehst, wie sie schon den ersten Schritt in den tiefen Abgrund tun? Und dann schicken sie mit ausgestreckten Händen die letzten Grüsse zu dir, werfen dir einen letzten Blick zu. – Weisst du, mit welchem Leid sie ins Grab gehen, weil sie dein Licht wahrgenommen und sich der schönen Welt erinnert haben?

Warum hörst du nicht das letzte Lied, das dann aus verliebten Herzen zu dir dringt, wenn sie schon ins tiefe Grab gesunken sind und sich nicht von dir trennen können, denn sie lieben, lieben dich so sehr – und du, du bleibst ruhig stehen und gehst dann weiter deinen Gang, gehst weg?

Warum schenkst du ihnen nicht einen letzten Blick? Gib ihnen eine Träne aus deinem Mondesaug, dass der Tod ihnen leichter werde, weil selbst du, selbst du mit ihnen fühlst.

Warum wanderst du heute genauso verträumt, verliebt, verzaubert wie früher und spürst die grosse Katastrophe nicht, das grosse Unglück, das die Mörder und Piraten mit sich in die Welt gebracht haben?

Warum fühlst du das nicht? Fehlen dir denn nicht die Millionen zappelnde Leben, die in ganz Europa sicher, ruhig und sorglos ihr Leben lebten, bis der Sturm kam und die Welt in einem Meer von Blut ertränkte?

Warum schaust du nicht herunter, du herzliche Mondin, auf diese Welt voller Wüsten, nimmst die leer gewordenen Häuser, die verloschenen Lichter, die verschwundenen Leben gar nicht wahr und fragst dich nicht, wo sie hingekommen sind? Wo sind die Millionen sprudelnde Leben, zap-

pelnde Welten, sehnsüchtige Blicke, freudvolle Herzen, singende Seelen hingekommen?

Mondin, warum fühlst du die furchtbare Traurigkeit nicht, die die Welt verschleiert hat? Fehlen dir denn nicht in der Musik der Welt die herzhaften Töne der jungen, blutvollen Menschen, die dir früher so herrlich und freudevoll sangen?

Warum scheinst du heute immer noch mit so viel Pracht und Zauber? In Trauerwolken müsstest du dich verhüllen. Und dein Licht keinem auf der Welt mehr schenken. Trauern müsstest du zusammen mit den Opfern, von der Welt fliehen, in den hohen Himmel verschwinden müsstest du und dich der verfluchten Menschheit niemals mehr zeigen. Für immer müsste es dunkel werden. Ewige Trauer müsste die Welt umfangen, so wie mein Volk zu ewiger Trauer gebracht worden ist.

Nicht wert ist die Welt, nicht wert ist die Menschheit, dein Licht zu geniessen!

Du musst nicht mehr leuchten auf dieser Erde, auf der so viel Grausamkeit und Barbarei gegen Menschen getrieben wird, ohne Ursache und Schuld. Sie sollten dein Licht nicht mehr sehen, die Menschen, die zu Tieren und wilden Mördern geworden sind – für die, für die bräuchtest du nicht zu scheinen!

Und auch für jene, die jetzt noch ruhig dasitzen, weil der Piratenfuss noch nicht bis zu ihnen gekommen ist, und die noch immer im Schein deines Lichtes phantastische Träume spinnen, von Liebe träumen und trunken werden von Glück – auch für sie dürftest du nicht mehr scheinen!

Möge ihre Freude auf ewig zuschanden werden, denn sie wollten unser Jammern, unser Weinen nicht hören, als wir in Todesangst kämpften. Da sassen sie ruhig und sorglos und tranken aus deinen Quellen von Freude und Glück.

Mondin, sammle all dein Licht ein, komm her mit deiner Pracht und Magie. Und hier bleib auf ewig stehen mit deinem Zauber und Reiz. Und dann kleide dich schwarz für den Gang über den tragischen, unglücklichen Horizont und hülle auch Himmel und Sterne in Trauer und Trübsal, in

Traurigkeit soll dein Königreich schweben. Immer sollen schwarze Wolken am Himmel sein. Nur einen Strahl sollst du noch auf die Welt fallen lassen, einen Strahl für die Opfer, die Opfer aus meinem Volk. Denn sie haben dich bis zum letzten Atemzug geliebt. Noch am Grab haben sie sich nicht von dir trennen können und dir den letzten Gruss gesandt, als sie schon tief versunken waren im Untergang und Abgrund. Von dort noch haben sie das letzte Lied, den letzten Lebensklang zu dir geschickt.

Komm her, du Mondin, bleib hier stehen, ich werde dir das Grab zeigen, das Grab meines Volkes. Das sollst du bescheinen mit einem einzigen Strahl. Du siehst: ich schaue von meiner vergitterten Hölle hinaus zu dir. Ich bin im Herzen, im Herzen der Hölle, in der mein Volk umkommt.

Hör zu, du Mondin, ich werde dir etwas erzählen, ein Geheimnis verraten. Nicht von Liebe, nicht von Glück werde ich jetzt mit dir reden. Du siehst ja, ich sitze hier einsam und verlassen, unglücklich und zerbrochen übriggeblieben in der Welt. Du bist jetzt meine einzige Freundin, vor dir, vor dir werde ich jetzt mein Herz zeigen und dir alles, alles erzählen. Dann wirst du meine Schwermut und mein grenzenloses Unglück verstehen.

Hör zu, du Mondin: ein Volk von Kultur, ein Volk von Kraft und Macht hat sich dem Gott Satan verkauft und in seinem Namen und nach seinem Willen mein Volk ihm zum Opfer gebracht. Und sie, seine «kultivierten» Knechte, die wildgewordenen Piraten, haben von überall her, aus der ganzen Welt, meine Schwestern und Brüder hierhergeschleppt und hier auf seinem Altar zum Opfer gebracht. Du siehst das grosse Gebäude hier – mehr als einen solchen Tempel haben sie ihm gebaut und bringen die Opfer mit mörderischer Gewalt. Die Opfer für ihren Gott, um seinen Hunger und Durst zu stillen mit unserem Fleisch und Blut.

Sie haben ihm schon Millionen Leben dargebracht: Frauen, Kinder, Väter, Mütter, Schwestern, Brüder, Junge und Alte, Männer und Frauen, alle zusammen, alles schlingt er unaufhörlich in sich hinein. Sein Schlund ist ständig bereit für Opfer aus meinem Volk.

Von überall her werden sie ihm gebracht, zu Tausenden, zu Hunderten, zuweilen auch einzeln. Teuer ist ihm jüdisches Blut, von weit her wird manchmal ein Einziger gebracht, weil ihr Gott nicht will, dass auch nur ein Jude auf der Welt bleibt.

Mondin, lautere Mondin, schau mit deinen hellen Augen auf die verfluchte Erde herunter und sieh: Wild und wahnsinnig laufen sie herum, die Knechte des Satans, die Barbaren der Welt, und suchen schnüffelnd in Häusern und Strassen, ob es ihnen gelingt, noch ein Opfer zu fassen. Du siehst, wie sie durch Felder und Wälder rennen, Prämien zahlen an fremde Nationen, dass die ihnen helfen, Opfer für ihn zu finden. Denn deren Zahl ist schnell klein geworden – zu viele hat er schon verschlungen in den Jahren davor – und jetzt steht er hungrig, irre und wild und wartet zitternd auf weitere Opfer.

Du siehst, wie sie in Kabinette von Regierungen laufen und die Diplomaten fremder Nationen zu überreden suchen, dass die ihrem «kultivierten» Beispiel folgen und das schutzlose Volk zum Opfer bringen sollen – als Gabe für ihn, ihren mächtigen Gott, der dürstet nach jüdischem Blut.

Du siehst, wie Räder rollen und jagen, die Züge bringen reichlich Opfer aus allen europäischen Ländern her. Du siehst, wie sie von den Bahnen in die Autos gepackt und statt zu einer Arbeit in die Krematorien transportiert werden?

Siehst du, hörst du den Lärm, den grossen Stimmenwirrwarr? Da sind gerade Opfer angekommen, die keine Wahl mehr hatten und sich fangen liessen, obwohl sie wussten, dass es vielleicht kein Zurück mehr geben würde.

Du siehst die Mütter mit den kleinen Kindern, den Säuglingen, die sie an die Brust drücken. Ihre Blicke schweifen voll Angst über das Gebäude und ihre Augen werden wild und irre, wenn sie das Feuer sehen und der Geruch sie trifft. Sie fühlen, dass ihre letzte Minute gekommen ist, die letzten Lebensminuten sind da und sie sind verlassen und einsam hierhergekommen; der Mann wurde ja dort bei der Bahn von ihnen weggerissen.

Hast du, du Mondin, ihre erstarrten Tränen wahrgenommen, die dann

in deinem Licht zu sehen waren? Und den letzten Blick, den sie dir zugeworfen haben? Hast du den letzten Gruss gehört, den letzten Gesang, den sie dir gesungen haben?

Siehst du, du Mondin, es ist auf dem Platz ganz still geworden. Der Satan hat sie schon gepackt. Sie stehen schon alle nackt zusammen – so will es der Satan, so verlangt er seine Opfer – sie marschieren schon in geschlossenen Reihen, ganze Familien haben sich getroffen; in das grosse Grab gehen sie zusammen.

Mondin, hörst du das Jammern und Schreien, die schauerlichen Hilferufe? Da schreien die Opfer vor ihrem Tod.

Komm her, Mondin, schau einmal mit deinen strahlenden Augen auf die finstere, verfluchte Erde und sieh: Durch vier löchrige irdische Augen[3] in der Erde sehen die Tausende Opfer zum hohen Himmel, zu den funkelnden Sternen und der leuchtenden Welt und warten voll Angst auf die nächsten Minuten.

Siehst du, Mondin, da marschieren zwei von den Knechten des Satans und tragen den Tod für Millionen herbei? Sie nähern sich unschuldigen Schritts den offen zu dir gewandten Augen und schütten das Todesgas hinein. Das ist der letzte Gruss der Welt, das Geschenk des Satans für die Opfer. Still und starr bleiben sie liegen. Der Gott hat ihre Leben verschlungen und ist nun für eine Weile beruhigt.

Siehst du, Mondin, die Flammen, die aus den hohen Schornsteinen zum Himmel schlagen? Da brennen schon die Kinder meines Volkes, die vor ein paar Stunden noch gelebt haben, und nun wird in Minuten die Erinnerung an sie vernichtet.

Mondin, siehst du die Grube, die grosse hier? Das ist das Grab, das Grab meines Volkes. Mondin, siehst du die hölzernen Grüfte hier? Aus ihnen starren wilde, wild erschrockene Augen. Das sind Opfer, die bald an die Reihe kommen. Vielleicht ist heute die letzte Stunde ihres Lebens schon festgesetzt. Sie sehen auf dich und sie sehen auf das Feuer. Wer

3 Gradowski meint hier die jeweils vier Einfüllstutzen für das Blausäuregift Zyklon B auf dem Dach der Gaskammern der Krematorien II und III. Möglicherweise auch eine Anspielung auf Dante. Siehe unten S. 316.

weiss, ob sie nicht schon morgen, schon morgen lodernd brennen werden wie ihre Schwestern und Brüder, ihre Mütter und Väter, und ihre Welt und ihr Leben wird herumliegen in der Grube.

Komm her, du Mondin, bleib hier auf ewig. Setz dich auf ein Schiwe-Bänkchen[4] beim Grab meines Volkes und weine wenigstens du eine Träne um sie, weil sonst keiner übrig ist, der weinen und um sie trauern könnte.

Du allein bist die Zeugin ihres Unglücks, der Katastrophe meines Volkes und meiner Welt.

Möge dein einziger Strahl, dein trauerndes Licht ewig leuchten beim Grab meines Volkes. Das soll das Jahrzeit-Licht[5] sein, das nur du allein ihm aufstellen kannst!

4 Schiwe-Bänkchen oder Schiwa-Sitze sind niedrige Hocker, die man während der siebentägigen Trauerzeit («Schiwa») benutzt.

5 Das Jahrzeit-Licht (jidd. «yortsayt») wird am Todestag der Verstorbenen angezündet, um ihrer zu gedenken. Zur Feier der Jahrzeit gehört auch das Sprechen des Kaddisch in der Synagoge und der Besuch des Grabes.

Der tschechische Transport

B“h[1]

Vorwort

Lieber Leser!

Ich schreibe diese Worte in Augenblicken meiner grössten Verzweiflung, ich weiss nicht, ob ich die hier geschriebenen Zeilen nach dem «Sturm» selbst noch einmal werde lesen können; ich glaube es nicht. Wer weiss, ob ich das Glück haben werde, das tiefe Geheimnis, das ich im Herzen trage, einmal vor der Welt enthüllen zu können?

Wer weiss, ob ich noch einmal einen «freien» Menschen werde sehen und mit ihm reden können? Es kann sein, dass dies hier, die Zeilen, die ich hier schreibe, das einzige Zeugnis meines früheren Lebens sein wird. Aber glücklich werde ich sein, wenn meine Schriften zu Dir gelangen, Du freier Bürger der Welt. Vielleicht wird ein Funke meines inneren Feuers in Dir auflodern und Du wirst wenigstens einen Teil von dem erfüllen, was wir im Leben gewollt haben, und wirst Rache nehmen, Rache an den Mördern!

Lieber Finder der Schriften!

Ich habe eine Bitte an Dich. Das ist eigentlich das wesentliche Ziel meines Schreibens, damit mein zum Tod verurteiltes Leben doch wenigstens einen Inhalt bekommt. Damit meine höllischen Tage, mein aussichtsloses Morgen ein Ziel in der Zukunft bekommen.

Ich übermittle Dir nur einen Teil, ein Minimum dessen, was sich in der Hölle Birkenau-Auschwitz abgespielt hat.

1 In der oberen rechte Ecke steht die Abkürzung H»3 (b”h), für «Gelobt sei Gott» («baruch Hashem») oder «mit Gottes Hilfe» («b’ezrat Hashem»), die von religiösen Juden in die obere rechte Ecke von Briefen geschrieben wird.

Du wirst Dir vorstellen, wie die Wirklichkeit ausgesehen hat. Ich habe noch vieles ausser diesem hier geschrieben. Ich glaube, Ihr werdet das sicherlich aufspüren und Euch aus dem allen ein Bild machen, wie die Kinder unseres Volkes umgekommen sind.

Jetzt habe ich an Dich, Du lieber Finder und Drucker der Schriften, eine persönliche Bitte: dass Du an der angegebenen Adresse ermittelst, wer ich bin! Und dann sollst Du bei meinen Verwandten das Bild meiner Familie anfordern und das Bild von mir und meiner Frau. Und Du sollst unsere Bilder dem Buch beigeben, wie Du es für richtig hältst.

Ich will damit den lieben und teuren Namen derer verewigen, denen ich selbst jetzt nicht einmal eine Träne schenken kann. Denn ich lebe in der Todeshölle und kann meinen grossen Verlust nicht einmal wahrnehmen, wie es sich gehört. Und bin doch auch selbst ein zum Tod Verurteilter. Kann denn ein Toter Tote beweinen?! Aber Du, «freier» fremder Bürger der Welt, Dich bitte ich, dass Du eine Träne für sie weinst, wenn Du ihr Bild vor Augen siehst.

Ich widme ihnen allen meine Schriften – das ist meine Träne, mein Seufzer für meine Familie und mein Volk!

Ich will Dir hier die Namen meiner verbrannten Familie aufzählen:

Meine Mutter – Sore
Meine Schwester – Libe
Meine Schwester – Ester-Rokhl
Meine Frau – Sonye (Sore)
Mein Schwiegervater – Refoel
Mein Schwager – Volf

Sie sind umgekommen am 8. Dezember 1942, sind vergast und verbrannt worden.

Ich hatte auch einen Gruss von meinem Vater Schmuel, der an Jom Kippur 1942 von «ihnen» gefasst wurde, was weiter war, weiss ich nicht. Zwei Brüder, Eber und Moyshl, sind in Litauen gefasst worden. Meine Schwes-

ter Feygele wurde in Otwock gefasst. Das ist im Wesentlichen meine Familie.

Ich glaube nicht, dass einer von ihnen jetzt noch lebt. Ich bitte Dich, das ist mein letzter Wunsch, dass Du unter unserer Lebens-Photographie das Datum ihres Umkommens angibst.

Was mit mir sein und passieren wird, zeigt mir schon die Wirklichkeit um mich herum. Ich weiss, dass der Tag näherkommt, der Tag, vor dem mein Herz und meine Seele zittern. Nicht so sehr wegen meines Lebens – obwohl man leben möchte, denn das Leben lockt –, aber ein Moment ist im Leben noch geblieben, das mich nicht ruhen lässt: Leben, leben für die Rache! Und den Namen meiner Liebsten verewigen. Ich habe Freunde in Amerika und in Israel. Von den Adressen habe ich eine im Kopf, die gebe ich Dir an – und von ihm wirst Du erfahren, wer ich bin und wer meine Familie ist. Hier die Adresse von einem meiner fünf Onkel in Amerika:[2]

Das alles, was hier geschrieben ist, habe ich selbst, selbst erlebt in meinen sechzehn Monaten «Sonderarbeit» und ich habe meinen angesammelten Kummer, den alles durchdringenden Schmerz, meine furchtbaren Leiden aufgrund der «Bedingungen» nicht «anders» zum Ausdruck bringen können, sondern leider nur durch Schreiben.

(7X3 0) (40) (50) – (3) (200) (1) (4) (1) (6,6) (60) (100) (io)[3]

2 So endet der Satz in der Transkription. Chaim Wollnerman hat in seiner Edition die Adresse des Onkels von Gradowski ergänzt: «J. Joffe, 27. East Broadway, N.Y., Amerika».

3 Um die Identität des Verfassers für die SS unkenntlich zu machen, verschlüsselte Gradowski seinen Namen. Im Hebräischen sind Buchstaben zugleich Zahlen. Ordnet man die Zahlen den entsprechenden Buchstaben zu, so ergibt die erste Zahlenreihe den Vornamen, der Rest, ab 3, heisst Gradowski.

Die Nacht

Ein defer blauer Himmel, mit brillanten funkelnden Sternen geschmückt, umarmte die ganze Welt. Die Mondin[4] trat ihren majestätischen Gang an, wanderte ruhig, sorglos, zufrieden und sah nach, wie es gehe in ihrem Reich, der nächtlichen Welt. Und sie tat ihre Quellen auf und tränkte die Menschen mit Liebe, Glück und grosser Freude.

Ruhig sassen damals Menschen, Menschen frei von Gittern und Zäunen, Menschen, auf die der Piratenstiefel noch nicht getreten war und deren Auge die Fratze des Barbaren noch nicht gesehen hatte. Sie sassen ruhig in ihrem Heim, schauten aus traulich schattendem Zimmer in die Pracht und den Zauber, die Magie der Mondnacht, und ihre Phantasie webte Bilder von Zukunft und Glück. In den Strassen und Gärten wandern sie umher, sorglos und zufrieden, sehen mit verträumten Augen zum Himmel und zu seinem Reich und lächeln voll Liebe der Mondin zu, die ihnen Herz und Seele berauscht und verzaubert hat.

Da sitzen die jungen Menschen in tiefen Alleen, auf im Schatten verborgenen Bänken *[Wörter fehlen]* und vertrauen nun ihr, der Freundin, der Mondin, ihr Geheimnis an, verliebt haben sie sich.

Sie sehen in den Mondenschein und ihre Augen glänzen, eine Träne fällt aus dem Herzen der Geliebten auf des Geliebten Brust, seinen Hals, denn übervoll sind ihre Herzen von Liebe, eine Freudenträne hat sich da gezeigt.

Auf den Wassern schwimmen sie jetzt, verträumt und sehnsüchtig, und die leisen Fluten tragen sie zu erträumten neuen Welten, singen süsse Verse und spielen sehnend ein Lied.

In der Luft und bis zu den Himmeln breitet die Harmonie sich aus von

4 Wie in «Eine Mondnacht» wird das Wort «levone» («Mond»), im Jiddischen ein Femininum, auch hier überwiegend in der weiblichen Form wiedergegeben.

Gesang und von Freude. Da sendet die Menschheit einen Hymnus empor zu ihrer Majestät, der Königin der Nacht, einen Dank für die Liebe und das Glück, mit denen sie hat angehaucht die Welt.

So sah die Nacht aus, die schreckliche, brutale Nacht von Purim 1944[5]. In dieser Nacht brachten die Mörder der Welt, die das Massaker vorbereitet hatten für junge zappelnde Leben, für fünftausend Leben, ihrem Gott die tschechischen Juden als Opfer dar.

Sie hatten sich gut genug präpariert, schon vor Tagen alle Vorbereitungen getroffen für den tollen Spass.

Es schien, als machten der Mond und die Sterne und die Himmel gemeinsame Sache mit dem Teufel, als hätten sie sich geschmückt, damit der Festtag, der «ideal passende» Festtag, imposant und reich sei.

Aus unserem Purim machten die Mörder ein Tisch'a be Aw[6].

Es schien, als sei auf der Welt ein Himmel für die Völker und ein besonderer für uns; für sie der Himmel mit dem Sternengefunkei, voll Leben und Pracht, und für uns, für uns Juden, derselbe Himmel, tief, blau, mit Sternen geschmückt, aber die Sterne verlöschen und fallen tief in den Abgrund.

Und der Mond, da gibt es sicherlich zwei. Einen Mond für die Völker,

5 Jidd. «Purim»: Los, Schicksal. Das Purimfest erinnert an die im Buch Esther geschilderte Errettung des jüdischen Volkes in der persischen Diaspora (Mitte des 5. Jh. v. Chr.). Der höchste Regierungsbeamte des persischen Königs Xerxes I., Haman, hatte beschlossen, sämtliche Juden im Perserreich an einem einzigen Tag zu ermorden. Königin Esther überredete den König, den Juden zu erlauben, sich zu verteidigen. Haman und mehrere tausend Perser wurden getötet. Das Fest wird am 14. oder 15. Tag des Monats Adar gefeiert. Nach dem jüdischen Kalender handelt es sich also um den 9. März 1944. Die Vernichtung der Theresienstädter Juden des «Familienlagers» wurde tatsächlich während der Nacht vom 8. auf den 9. März 1944 durchgeführt. Siehe Einleitung S. 41 ff.

6 Es handelt sich um den 9. Tag des Monats Aw, der als Fast- und Trauertag an die beiden Zerstörungen des Tempels in Jerusalem erinnert. Darüber hinaus wird der Tag auch mit verschiedenen Epochen der jüdischen Geschichte, wie dem Exil, den Verbannungen und Verfolgungen in Verbindung gebracht.

einen liebevollen und milden, der der Welt zärtlich lächelt und den Gesang von Glück und Freude hört.

Und einen Mond für unser Volk, einen harten, brutalen. Ruhig und versteinert steht der da und hört sich das Jammern und Schreien der Herzen an, der Millionen, die ringen mit ihm, mit dem kommenden Tod.

Die Stimmung im Lager

Bei den Juden im Lager herrscht trüb traurige Stimmung. Alle gehen gedrückt und gebrochen herum. Alles lebt nun in gespannter Erwartung.

Schon vor Tagen ist «uns» angesagt worden, dass «sie» zu «uns» kommen, und die Öfen haben drei Tage nacheinander gebrannt, sich vorbereitet, ihre Gäste aufzunehmen. Und es ist von einem Tag auf den anderen verschoben worden. Das ist ein Zeichen, ein Beweis, dass sich dort bestimmt etwas machen lässt. Wer weiss, welche Konsequenzen das haben wird. Das werde der Auslöser sein, das Dynamit, der Funke im Pulverfass, das schon lange wartet, wartet auf seine Explosion. So glaubten, so dachten wir. Die kämen doch aus dem Lager, die tschechischen Juden, sie lebten doch schon fast sieben Monate hier im verfluchten unglücklichsten Winkel der Welt, sie wüssten alles und durchschauten alles. Sie sähen doch täglich den mächtigen schwarzfeurigen Rauch, der aus der tiefen Hölle zum hohen Himmel steigt, von vielen Opfern, jeden Tag.

Ihnen müsse man nichts mehr erzählen, sie wüssten, dass dieser Ort hier eigens gebaut worden ist, um unser Volk durch Vergasen, Erschiessen, Erstechen zugrunde zu richten, durch Leiden und Qualen. Dass ihnen hier das Mark und Blut ausgesaugt wird durch schwere von Schlägen begleitete Arbeit, bis sie ohnmächtig in den tiefen Lehm fallen und ihr ausgedörrter Leib erstarrt auf ewig liegen bleibt. Aber sie, die tschechischen Juden, glaubten und hofften, dass das Los unseres Volkes sie vielleicht nicht mehr treffen würde, weil ihre slowakische Regierung sich für sie einsetzte.

Und tatsächlich war das ja der erste Fall, dass ein Transport Juden nicht gleich ins Feuer kam, sondern ins Lager, und zwar in ganzen Familien. Das war für sie ein Trost; ein Zeichen, dass die «Macht» sie von dem allgemeinen «Judengesetz» ausgenommen habe und auf sie nicht dasselbe Ende warte wie auf die Juden der ganzen Welt, Opfer zu werden für den Gott. Und so haben sie, die unglücklichen Opfer, gar nichts gewusst, gar nichts durchschaut, sind in die bösen finsteren Gedanken dieser gemeinen Verbrecher und Sadisten nicht eingedrungen, verstanden nicht, dass die ihnen bis jetzt das Leben geschenkt hatten mit einem bestimmten Ziel, zu einem bestimmten teuflischen Zweck. Der barbarische Schwindel hatte vorerst verlangt, dass sie noch lebten. Und wenn der Zweck des Schwindels erreicht wäre, dann würde ihr Leben nicht mehr nötig sein und sie wären genau wie alle anderen Juden, deren Endziel der Tod war.

Unerwartet und unvermutet kam ihnen die Nachricht, dass sie aus dem Lager «verschickt» würden. Sie erschraken, hatten ein ungutes Vorgefühl, die Intuition sagte ihnen, dass sich etwas Schlimmes vorbereite, aber sie wollten es nicht glauben.

Erst am letzten Tag ihres Lebens erfuhren sie, dass man sie nicht zur Arbeit in ein anderes Lager brachte, sondern dass der Tod für sie bereitet war und man sie zum Tod schicken würde.

Das Lager ist jetzt gespannt, obwohl es ja nicht das erste Mal ist, dass Tausende auf einmal gebracht werden, und obwohl die Lagermenschen wissen, dass man sie direkt zum Tod bringen wird. Aber das heute ist ein Ausnahmefall, weil die heutigen Opfer doch als ganze Familien hier waren und geglaubt haben, hier leben zu können und befreit zu werden – schliesslich haben sie sieben Monate hier gelebt – und zurück zu ihren Brüdern zu kommen, die in der Slowakei noch leben. Alle haben jetzt Mitgefühl mit den Tausenden zappelnder Leben, die jetzt dort in kalte, finstere Baracken eingesperrt sitzen, deren Türen man mit Brettern vernagelt hat wie Käfige.

Die Familien sind schon zerteilt und zerpflückt hineingeführt worden, in einer Baracke sitzt eine einsame Frau und weint, der Mann versinkt in

einer anderen in Trauer und in einer dritten Gruft sitzen die schon erwachsenen Kinder und weinen voll Sehnsucht nach den Eltern.

Hier im Lager gehen alle schwermütig herum und sehen instinktiv in eine bestimmte Richtung, zu jenem Winkel dort hinter Drähten und Zäunen, den vollen Baracken, die jetzt tausend Welten umschliessen, deren letzte Nacht nun verzeichnet wird.

Sie sitzen da jetzt, die unglücklichen Opfer, versunken in Leiden und Pein, und erwarten voll Angst die nächsten Minuten. Sie wissen, sie fühlen, dass die letzten Stunden sich nähern, die letzten Stunden des Lebens.

Durch die Ritzen der Baracken scheint die Mondin herein auf die Opfer, die da warten auf den Tod.

Herzen und Seelen sind wund, zerrissen, zerpflückt. Sie wären so gern jetzt zusammen, die Frauen mit ihren Männern, die Eltern mit ihren Kindern, in den letzten Stunden wenigstens; sie möchten sich umarmen und küssen und das Herz ausschütten in gemeinsamem Weinen, in einem gemeinsamen Schrei.

Eltern wären überglücklich, könnten sie ihr Kind ans Herz drücken, abküssen, liebevoll streicheln und über ihr Unglück weinen, das junge Kind beweinen, das jetzt in seiner Blüte als Opfer aus der Welt gehen muss – ohne jeden Grund, ohne jede Schuld, nur weil es als Jude geboren ist.

Sie möchten jetzt über ihr Unglück weinen, die Opfer, weinen über ihr Schicksal, aber dazu fehlt ihnen der Einklang [mit den Geliebten; A.S.]. Sie möchten als Familie klagen und trauern können über ihre Katastrophe. Aber auch diese letzte Freude – den schauerlichen Weg zusammen zu gehen, bis zum letzten Schritt vereinigt zu sein, bis zum letzten Atemzug beieinander –, auch das haben die gemeinen Bestien ihnen nicht erlaubt.

Sie sitzen jetzt aufgeteilt, getrennt und auseinandergerissen. Jeder sitzt einzeln in tiefer Schwermut, ertrinkt in einem Meer von Leid und Pein und macht seine Rechnung mit der Welt, bringt sein Lebenskonto zum Abschluss. Sie weinen, stöhnen, winden sich in Krämpfen. Die Lebensre-

chenschaft, oh, diese Rechenschaft, durchzittert und durchstürmt ihr Wesen.

Die Welt ist so schön, so reizvoll und prächtig. Durch die Ritzen der Lebendigengruft schauen sie hinaus zur herrlichen bezaubernden Welt. Die Erinnerung kommt, wie schön und glücklich ihr Leben einst war. Vergangene Jahre laufen vor ihnen ab, die für immer entschwunden sind. Stattdessen die grausame Wirklichkeit jetzt, die vor ihren Augen steht. Erdrückt und zerbrochen werden sie von den furchtbaren Leiden, vom Warten auf den grausamen schrecklichen Tod, der jetzt kommt.

Jeden schwemmen die Wellen seines Lebens vom Anfang bis zum Ende.

Auch die ganz kleinen Kinder, die bei ihren Müttern sind, fühlen und spüren die nahe Katastrophe. Ihre kindliche Intuition lässt sie Schreckliches ahnen. Die allgemeine Traurigkeit und Schwermut ist tief in ihre Kinderherzen gedrungen. Auch das leidenschaftliche Küssen und Streicheln der Mütter hat sie verstört. Sie drängen sich, drücken sich ans angsterfüllte Herz der Mutter und weinen nur leise, um die Mutter in ihrer abgründigen Trauer jetzt nicht zu stören.

Dort sitzt ein junges Mädchen, keine sechzehn Jahre alt. Die guten, sorglosen Jahre ihrer Kindheit fluten durch sie hindurch.

Sie geht zur Schule, lernt, hat Erfolg. Kommt jeden Tag mit Freuden nach Hause und berichtet der Mutter, dass sie heute eine Auszeichnung mit heimbringt. Die Mutter gibt ihr einen heissen Kuss, weint ein wenig vor Freude. Eine Träne aus dem Auge der Mutter fällt ihr auf die rosigen Bäckchen. Der Vater kommt abends von seiner Arbeit im Geschäft. Sie läuft ihm mit der grossartigen Nachricht von ihrem Erfolg und Fleiss entgegen. Der Vater nimmt sie zärtlich auf den Schoss, drückt sie liebevoll an sich, küsst ihr väterlich das Gesichtchen und die Augen. Gibt ihr etwas Süsses und spielt mit ihr, als wären sie zwei Kander.

Die Wellen tragen sie jetzt weiter durch die Jugendjahre bis zum Ufer. Da ist ein glücklicher Abend voller Zauber. Sie hat die Schule mit Auszeichnung abgeschlossen und Kameraden, Freunde und Bekannte haben

ein grosses Fest für sie veranstaltet. Alle wünschen ihr und ihren lieben Eltern, dass sie ganz viel Erfolg im Leben und im Lernen haben soll. Alle küssen sich, freuen sich, singen und tanzen. Sie ist die Hauptperson, für die das Fest ausgerichtet worden ist. Sie ist glücklich und zufrieden und stolz auf ihren Erfolg.

Sie setzt sich an ihr Klavier und spielt für die Gäste ein Lied. Alles sitzt ruhig und gespannt, bezaubert sind sie von den Tönen und auch sie selbst schwebt im hohen Himmel. Jeder Ton wächst gleichsam ihrem Körper zu als neuer Flügel. Und als sie die höchste Höhe erreicht hat, da ist plötzlich und unerwartet das Unglück geschehen. Mitten in der Festfreude wurde frech die Tür aufgebrochen, die bekannten gemeinen Banditenvisagen tauchten auf und teilten ihnen mit, dass sie sich fertig machen müssten, bereit für den Weg, für den Transport, der morgen früh schon losgehen werde. Dann läuft ein furchtbarer Alptraum vor ihr ab: sie werden aus ihrem Haus gerissen und hierher ins Totenlager gebracht. Schon sieben Monate hat sie da verbracht und jetzt ist sie allein, einsam, der Vater ist nicht da, die Mutter ist nicht da. Einsam und verlassen wartet sie voll Panik und Furcht auf den schrecklichen Tod und weint bitter über ihr Los.

Wenn sie wenigstens Vater und Mutter hier hätte, sich mit ihnen abküssen könnte, mit ihnen zusammen sein, ach, wie glücklich wäre sie!

Ein goldener Faden war gesponnen und wurde in der Mitte abgerissen.

Es sitzt eine andere und trauert. Sie hat schon zwanzig Jahre gelebt. Jung ist sie, prachtvoll, schön. Viel Erfolg hat sie gehabt. Von vielen wurde sie geliebt; bewundert und vergöttert hat man sie. Einen Jungen lernte sie kennen, nahm sein Herz gefangen und verliebte sich auch ihrerseits in ihn. Sie waren beide überaus glücklich und zufrieden. Sie erinnert sich an jenen Abend, als wär's heute, verzaubert war der. Sie und er, sie gingen miteinander in schattenden Alleen, keiner sprach, obwohl sie sich so viel zu sagen hatten. Aber er war schüchtern und sie auch. Endlich blieben sie auf einer einsamen Bank. Mond und Sterne leuchteten voller Zauber in

den Winkel hinein, gerade den, in dem sie sassen. Tränen traten ihnen in die verliebten Augen und dann, dann geschah es, er umklammerte sie leidenschaftlich und verriet ihr leise das Geheimnis, dass er sie liebt. Ein langer süsser Kuss vereinte dann die flammenden Lippen auf ewig. Die liebenden Herzen schlugen im gleichen Takt und es wurde wirklich, wovon sie so lange schon geträumt.

Und mit einem Mal fielen sie unversehens vom höchsten Himmel in den tiefsten Abgrund. Sie standen schon an der Schwelle des höchsten Glücks, alle Vorbereitungen für die Hochzeit waren getroffen, da kam plötzlich das grosse Unglück.

Aus ihrem idealen Heim wurde sie gerissen, verschwand mit dem Transport, er blieb allein zurück. Sie bekam Grüsse von ihm, auch Pakete, die er ihr schickte.[7] Sie hatten weiter Kontakt, spannen beide weiter am Faden und hofften und glaubten, dass das erträumte Glück dann in naher Zukunft wirklich werden könnte.

Und nun ist alles verloren, alle Träume, alle Phantasien sind auf ewig zerronnen, da ist keine Hoffnung mehr, da ist keine Chance mehr.

Sie fühlt, sie spürt, dass der Faden abreisst, sie sieht schon den schrecklichen Abgrund vor sich, in dem sie bald verschwinden wird. Sie möchte leben, weil das Leben lockt, es reizt die Welt, sie ist doch jung, gesund und schön.

So prachtvoll und sorglos war ihr Leben. Sie spürt und atmet noch jetzt den berauschenden nächtlichen Duft. Und jetzt?! Ach wie schrecklich, so

7 Im Rahmen der Gefangenenpost waren seit Ende Oktober 1942 auch Paketsendungen in die Konzentrationslager erlaubt, allerdings grundsätzlich nicht für jüdische Häftlinge und sowjetische Kriegsgefangene. Eine Ausnahme bildeten die aus Theresienstadt deportierten Juden, die bereits vor der Eröffnung des Familienlagers in Auschwitz-Birkenau Pakete von der tschechoslowakischen Exilregierung erhalten hatten. Die Lager-Gestapo forderte alle Neuzugänge des Familienlagers auf, Korrespondenzkarten zu verschicken, deren Absender schliesslich auch Pakete erhielten, und verfolgte damit das Ziel, nahestehende Menschen über die Mordpläne zu täuschen.

schauderhaft! Hier sitzt sie jetzt einsam, gefangen in einer toten Welt und wartet mit den anderen unglücklichen Opfern auf den grausamen Tod.

Und wo ist er, der Geliebte, jetzt?

Wenn er wenigstens jetzt in den Minuten ihrer Qual an ihrer Seite sein könnte! Sie wäre doch glücklich, könnte sie ihm ihr beklommenes Herz zeigen. Seine Arme – würden sie umklammern und fest ans Herz drücken. Und beide würden sie weinen über ihr Unglück und ihren Untergang. Und zusammen würden sie ins tiefe Grab gehen – beide.

Wo ist er und wo ist sie?

Der Gedanke lässt sie nicht ruhen. Brausender, stürmischer werden ihre Gefühle von Minute zu Minute. Sie geht jetzt einsam und verlassen in den Tod und er, ihr Geliebter, ihr Glück und ihre Freude, bleibt allein auf der Welt zurück. Für wen? Wo sie doch weggeht von der Welt. Sie wird wild und wahnsinnig bei diesem Gedanken, bricht geistig zusammen. Dieser wirre Alptraum! Und mit einem Mal, plötzlich, fängt sie wild an zu schreien: Nein! Ich gehe nicht. Ohne dich will ich nicht gehen! Komm mit mir mit, mein Geliebter. Und gleich danach wildes, krampfhaftes Gelächter. Sie hebt die Arme ihm entgegen, zieht sie zurück und schlägt sie sich um die Schultern, redet in wilder Freude mit sich selbst: Ach, du bist zu mir zurückgekommen!

Einen goldenen Faden haben zwei Herzen gesponnen, da kam der Pirat und hat ihn mittendrin grausam zerrissen.

Dort sitzt eine junge Frau, tieftraurig und verzweifelt, mit einem Kind an der Brust. Sie ist noch jung, dies ist ihr erstes Kind, niedlich und voller Leben. Auch sie zieht Bilanz, macht ihre Rechnung mit der Welt und mit sich selbst. Die guten vergangenen Jahre fluten durch sie hindurch. Wie lang ist das her? Sie erinnert sich, das Bild steht ihr vor Augen, als ob es heute wäre. Um dieses Bild herum ist alles konzentriert, ihr ganzes Leben. Sie kann sich nicht davon trennen. Das war der grosse Tag ihrer Hochzeit. Sie war damals doch der glücklichste Mensch der Welt. Da waren alle

Träume und Phantasien ihres Lebens Wirklichkeit geworden. Auf ewig hatte sie sich mit ihrem Geliebten verbunden. Was war sie damals glücklich und zufrieden! Idyllisch ziehen diese zauberhaften Jahre durch ihr Gedächtnis. Damals tat sie die ersten Schritte in ihr neues Leben.

An ihrem Weg blühten Blumen, vielfarbige Rosen. Trunken war sie davon und sorglos, schwamm glücklich und freudig auf den neuen Wellen.

Sie erinnert sich des Tages, an dem sie gewahr wurde, dass unter ihrem Herzen, das so viel Liebe erfahren hatte, neue Zukunft sich wob. An dem Tag erst spürte sie die Frucht ihrer Liebe. Sie kann den Augenblick nicht vergessen, möchte die Spannung jener Minuten in sich festhalten. Sie erinnert sich, wie sie damals mit verschämt gesenktem Blick vor ihm, ihrem Mann, stand und ihm leise das Geheimnis erzählte, dass sie Mutter sein würde. Sie fühlt noch jetzt die Hand auf sich, mit der er sie an sich drückte, die heissen Küsse, die Tränen, die er ihr da schenkte.

Und als dann der lang erwartete Tag anbrach und das Kind auf der Welt erschien, das unglückliche Kind, das sie jetzt ans Herz drückt, und es zappelnd den ersten Schrei hören liess, wie viel Glück, wie viel Freude brachte es mit! Eine neue Quelle von Leben zeigte sich ihnen da. Einen neuen Gesang hörten sie. Der füllte ihr Haus und machte es zum Idyll. Eltern, Freunde, Bekannte, alle kamen zu dem Fest, freuten sich, vergnügten sich, hatten gute Wünsche. Sie beide waren stolz, er war nun Vater, sie Mutter. Sie hatten einen neuen Lebensinhalt, ein neues Ziel bekommen. Und wie glücklich war sie, wenn sie ihr Kind ans Herz nahm und der zärtliche Mann dann sie beide küsste.

Doch mit einem Mal fuhr der Sturm durch alles hindurch, holte sie aus ihrem Haus und vertrieb sie hierher.

Nun sitzt sie verlassen und einsam, der Mann ist ihr gestern erst entrissen worden und sie ist verzweifelt und gebrochen mit ihrem Kind hierhergekommen, unter Menschen, die bald tot sein werden. Sie fürchtet sich, hat Angst vor dem Alleinsein. Sie fühlt, sie spürt, dass sie ertrinkt, zusam-

men mit den anderen Opfern versinkt im Todesmeer. Und wo ist er, ihr lieber Mann? Vielleicht würde er ihr jetzt noch eine rettende Hand hinstrecken?

Ihr Leben ist auf ewig zerstört, das wird sie gewahr. Leidenschaftlich küsst sie ihr Kind, heisse Tränen fliessen. Sie weiss, ahnt, dass sie und ihr unglückliches Kind bald in den Tod gehen müssen. Sie kann nicht ruhig sitzen, weint verzweifelt, reisst sich Stücke aus dem Fleisch. Ach, wie schrecklich ihr ist, wie schauerlich! Wenn doch wenigstens ihr lieber Mann jetzt bei ihr wäre, dann wären die Leiden viel leichter. Sie würden das schreckliche Los teilen. Sie würden zu dritt mit dem Kind zusammen in der Reihe gehen. Aber nun ist sie allein geblieben. Sie ist zu schwach, sie kann so viel Leid nicht allein verkraften. Sie kann nicht ihr einziges Kind, ihr Glück und Leben, als Opfer dorthin tragen.

Sie klagt und weint über ihr Unglück. Und das Kind schmiegt sich ans Herz der Mutter und aus seinem kleinen Herzen löst sich ein tiefer Seufzer. Seine kleinen Augen glänzen von Tränen. Mutter und Kind fühlen bereits den Anfang ihres Endes.

Sie hatte den ersten Schritt in der glücklichen Welt getan, die jüdische Mutter aus Tschechien.[8] Da waren die Banditen gekommen und hatten sie vom Weg dort weggefangen.

Sitzt da jetzt dort eine alte Mutter, alt nicht an Jahren, aber an Nöten. Sie ist noch keine fünfzig. Bitter weint sie über ihr Schicksal. Dabei denkt sie nicht an ihr eigenes Leben, das schon im Grab ist. Sie ist jetzt in Gedanken bei ihren Kindern, die man gestern auseinandergerissen hat: den Sohn von seiner Frau und dem Kind weggenommen. Auch die Tochter ist ohne ihren Mann geblieben. Die sitzen dort in einem ebensolchen verbretterten Gefängnis wie hier sie selbst und warten, warten auf den Tod.

Ach, wenn sie – die Banditen – jetzt sie als Opfer nähmen und ihren Kindern, diesen jungen Blumen mitten in der Blüte, das Leben schenkten,

8 Siehe S. 70, Fn. 5.

wie wäre sie glücklich. Voll Freude würde sie zum Tod laufen, wenn sie wüsste, dass sie mit ihrem Leben ein Kind, ein Kind gerettet hätte.

Aber wer hört ihr Weinen, wer hört ihr Schreien, wer hat ein Herz für ihr Leiden? Das geht unter in dem Meer von Schmerz und Not, wo Tausende Mütter über das gleiche Unglück klagen. Und sie weiss noch nicht ganz, die Mutter, dass der Satan auch sie, auch sie mit ihrem Kind, zum Opfer haben will.

Aus den Brettergrüften, in denen die Frauen liegen, kommt tiefer Jammer, da weint die Masse der Opfer, die sich gerade noch am Rand des Lebens halten ... und sich von ihm nicht trennen können, denn sie sind alle noch jung, werden in ihrer Blüte abgerissen. Leben wollen sie, denn dazu sind sie geboren, und sie wissen nicht, für wessen Schuld sie nun alle verurteilt worden sind. Und warum? Warum haben die tiefen Abgründe die Mäuler aufgerissen wie Wölfe, um sie zu verschlingen?

Da stehen die grün uniformierten Banditen, reissen sie mit Gewalt vom Rand des Lebens weg und werfen sie, schleudern sie ins tiefe Grab.

Und warum verspottet der Mond die Opfer, die in der finsteren Gruft sitzen? Seine Strahlen tanzen jetzt über sie hin wie Teufel, wollen sie wohl ärgern und scheinen heute mit besonderer Zauberpracht.

Da zeigt sich das herrliche, schöne Leben, doch für sie schwebt im Mondschein das Schwert, scharf in der Hand des grossen Henkers, der schon lange mit Ungeduld auf sie wartet.

Hinter den verbretterten Grüften für die Frauen reihen sich neue Gefängnisgebäude an. Dort sitzen jetzt Massen von Männern eingesperrt und warten. Wie die Frauen – sind sie heute zum Opfer bestimmt worden.

Die Männer sitzen jetzt da in tiefer Trauer und ein Alptraum von wirren Gedanken läuft ihnen durchs Gehirn. Auch sie machen ihre letzte Rechnung mit der Welt und mit sich selbst. Und obwohl sie wissen und im Tiefsten fühlen, dass das Ende nahe rückt – glauben lässt sich das noch nicht, weil sie fast alle noch jung, gesund und stark sind, arbeiten können und viel leisten.

Und schliesslich haben jene, die Mörder und Verbrecher, ihnen klar «versichert», dass sie zur Arbeit geschickt würden. Sie möchten die Illusion festhalten, dass man sie zum Leben aufgespart habe und nicht dorthin schicken werde, zu den grossen Gebäuden, die täglich den Rauch von Tausenden Opfern ausspeien. Nein, sie sind da nicht gemeint.

Bei einigen realistisch Denkenden, die sich auf den Teufelsschwindel verstehen und an ihr «Wort» nicht glauben, entsteht jetzt ein neuer Gedanke, sie wollten ihr Leben nicht so leicht hergeben. *[Wörter fehlen]* Opfer würden auch die Teufel bringen müssen. Aber sie können darüber mit niemandem reden, weil die grosse Masse in ganz anderen Gedanken befangen ist.

Sitzen da junge, kräftige Männer und denken jetzt an Vater und Mutter, die ihnen entrissen sind. Und ihr Herz sagt ihnen, dass auf die Eltern ganz Schlimmes wartet, und die Söhne mit ihrer Energie und Kraft wären jetzt gern bei ihnen, um ihnen in ihrer Pein zu helfen. Ihr Herz, ihre Seele und ihr Verstand sind dort bei Vater und Mutter. Jetzt ist der einzige Wunsch, ihnen beizustehen, etwas über sie zu erfahren.

Sitzt da jetzt ein junger Mann mit tief gesenktem Kopf und sehnt sich und trauert um das Mädchen, das ihm bestimmt ist, mit dem er noch gestern zusammen war. In seinen Ohren klingen ihre letzten Worte noch nach. Und plötzlich hat man sie auseinandergerissen. Er konnte ihr nichts mehr sagen, sich nicht einmal verabschieden. Er ist voller Angst über ihr Schicksal und ihre Zukunft. Wer weiss? Wer weiss, ob er sie noch einmal sehen wird?

Ach, wenn er sie jetzt nur noch einmal dort sehen und in ihre Traurigkeit hinein ein tröstendes Wort sagen könnte – was wäre er dann glücklich. Ach könnte er dort bei ihr sein und den Weg mit ihr gehen. Er spürt es, fühlt es, sieht es vor Augen, wie sie dort leidet und sehnsüchtig auf ihn wartet.

Sitzt da in Schwermut eingehüllt ein junger Vater. In Grüften verenden wohl in grossen Qualen seine Frau und sein Kind, vor ihm.

Und er, er fühlt mit ihr, seiner lieben Frau, mit der er doch so glücklich

war. Ein Leib, ein Herz und eine Seele sind sie beide geworden. So weiss und fühlt er, wie ihr ist, sein Blick dringt durch Dutzende von Gefängnismauern. Er sieht seine Frau, unbeholfen in ihrer Verzweiflung und Trauer, wie sie das Kind hält, sein Kind fest ans Herz drückt und laut über ihm weint. Aus ihrem Weinen, ihrem Schreien hört er jetzt den Ruf, der ihm gilt: Komm her, lieber Mann, komm mit mir mit! Ich halte das hier allein nicht mehr aus. Ich bin voller Schreck, ich habe Angst, allein mit dem Tode zu sein. Sieh! Hier im Arm habe ich das Kind, unser Kind, unser Glück. Ich kann allein diesen Weg nicht gehen. Ich habe keine Kraft mehr dazu. Komm her zu mir. Sollen wir beide mit unserem Bund, wir alle zusammen ins Grab fallen.

Er sieht, er fühlt, wie sie unter der schweren Leidenslast zusammenbricht, und er wird wild und irre davon, kann keine Ruhe und keinen Platz mehr finden. Seine Arme werden zu ihr hingezogen. Er möchte laufen, sich zu ihnen durchdrängen. Auch wenn er sie nicht retten könnte, wie glücklich wäre er jetzt dennoch, wenn er seine hilflose Frau in seine stählernen Arme schliessen, sie ans Herz pressen, ihr alle Glieder abküssen könnte. Und sein Kind, den einzigen Trost, würde er in die zitternden Arme nehmen, die Äuglein, die weichen Bäckchen küssen, das Köpfchen mit den goldenen Locken – so herzlich, so liebevoll streicheln.

Ach! Wie glücklich wäre er, wenn er sie in sich absorbieren könnte, seine Frau und sein Kind, sie von allen ihren Lasten befreien. Er würde sie beide auf seine starken Arme nehmen und irgendwohin mit ihnen laufen, das täte er!

Sitzt da eine Mutter mit ihrem Kind. Gebrochen, in einem Meer von Trauer versinkend. Und dort, in einem anderen Gefängnis, sitzt ein Vater mit einem heissen Herzen und will Hilfe bringen, aber kann es nicht.

Die gemeinen Bestien und Teufel haben sich das Spiel gut ausgedacht. Sie haben die Familien zielsicher zerrissen und so die Opfer vor dem Tod mit einer neuen Sorge belastet und betäubt. Aus all den Kerkergrüften

dringt jetzt grosses Weinen und Schreien und wird in der Luft zu einem einzigen Gebet von den Tausenden unglücklicher Opfer, die da in Todesangst warten. Ein Symbol ist jetzt wie ein Blitz vor ihnen aufgeleuchtet. Bei unserem unglücklichen Volk wird heute ein grosses Wunder gefeiert.

Es ist doch heute bei unserem Volk Purim, vielleicht kann auch bei uns am Rand des Grabes ein Wunder geschehen.

Aber der Himmel blieb ruhig, wo er war. Nicht gerührt hat ihn das Weinen von ganz kleinen Kindern, nicht von Vätern, nicht von Müttern, nicht von Alten, nicht von Jungen. In Stummheit erstarrt blieb die Mondin ruhig und sorglos. Sie wartete mit den Mördern und Verbrechern auf die heilige Feier, dass deren G-tt fünftausend unschuldige Leben zum Opfer gebracht würden.

Und die verbrecherischen Bestien jubelten, dass es ihnen gut gelungen war, unser Purim schnell in ein Tisch'a be Aw zu verwandeln.

Die Vorbereitungen der «Macht»

Schon drei Tage vorher, Montag, den 6. März 1944, kamen sie zu dritt. Der Lagerführer, der kalte Mörder und Bandit Oberscharführer Schwarzhuber; der «Oberrapport»-Führer, Oberscharführer[9], und unser Oberscharführer[10] Voss, der Chef aller vier Krematorien.[11] Alle zusammen gingen sie das ganze Krematoriengelände ab und arbeiteten einen «strategischen»

9 Eine grössere Lücke in der Transkription, die vermutlich auf fehlende Wörter hinweisen soll.

10 Die militärischen Rangbezeichnungen schreibt Gradowski mit hebräischen Buchstaben; für die deutschen Termini gibt es jedoch kein Äquivalent im Jiddischen.

11 Johann Schwarzhuber (1904-1947) besass 1944 bereits den Rang des SS-Obersturmführers. Er war Schutzhaftlagerführer des Männerlagers von Auschwitz II (Birkenau) von März 1942 bis November 1944. Peter Voss (1897-1976) war der Leiter aller Krematorien zwischen 1943 und Mai 1944, dann wurde er Leiter der Krematorien IV und V.

Plan aus, wie die Posten, die verstärkten Wachen am Tag des grossen Fests militärisch gerüstet sein sollten.

Uns hat das sehr überrascht, denn in den sechzehn Monaten unserer tragischen, schauderhaften «Sonder»arbeit war es noch nie passiert, dass die Macht solche Vorsichtsmassnahmen getroffen hätte.

Vor unseren Augen waren hier schon Hunderttausende junge, kräftige, blutvolle Leben durchgegangen; mehr als einmal waren Transporte mit Russen, Polen und auch Zigeunern gekommen, die wussten, dass man sie zum Tod hergebracht hatte. Aber keiner hatte versucht, irgendwelchen Widerstand zu leisten und zu kämpfen, alle gingen sie wie Schafe zur Schlachtbank. Nur zwei Fälle gab es in den sechzehn Monaten, die man als Ausnahme verzeichnen kann. Einmal warf sich ein kühner, mutiger Bursche aus einem Bialystoker Transport mit Messern auf die Posten und verwundete einige von ihnen, dass sie bluteten. Dann floh er und wurde erschossen. Der zweite Fall – und ich neige mich hier in tiefer Achtung und Ehrfurcht, war der Fall mit dem «Warschauer Transport». Das waren Juden aus Warschau, die die amerikanische Staatsbürgerschaft bekommen hatten, und auch geborene Amerikaner waren dabei. Sie alle sollten eigentlich aus einem Internierungslager in Deutschland in die Schweiz verbracht, dort dem Schutz des Roten Kreuzes unterstellt werden. Da hat die herrliche «kultivierte» Macht die amerikanischen Bürger statt in die Schweiz hierher ins Feuer des Krematoriums gebracht. Und da geschah das Heroische, dass eine heldische junge Frau, eine Warschauer Tänzerin, dem Oberscharführer der «politischen Abteilung» in Auschwitz Quakernack den Revolver herausriss und den Rapportführer erschoss, den berüchtigten Banditen Unterscharführer Schillinger. [12]

12 SS-Oberscharführer Walter Quakernack (1907-1946) war Referent der politischen Abteilung (Lager-Gestapo) des Lagers, dann leitete er das Lagerstandesamt bis April 1944 sowie die Krematoriumsverwaltung des Stammlagers (Auschwitz I). SS-Unterscharführer Josef Schillinger (1908-1943) war u.a. Rapportführer im Männerlager von Auschwitz-Birkenau. Unter seiner Aufsicht kam am 23. Oktober 1943 ein

Ihre Tat beflügelte auch andere mutige Frauen, dass sie zuschlugen und den wilden gereizten Tieren, den uniformierten SS-Männern, Flaschen und Ähnliches ins Gesicht warfen.

Das waren die einzigen Transporte, bei denen Menschen, die wussten, dass sie nichts mehr zu verlieren hatten, Widerstand leisteten. All die Hunderttausende aber waren in klarem Bewusstsein wie Schafe zur Schlachtbank gegangen. Und deshalb überraschten uns die heutigen Vorbereitungen so sehr. Wir vermuteten, dass zu «ihnen» ein Gerücht gedrungen sei, dass die tschechischen Juden, die schon sieben Monate mit ihren ganzen Familien im Lager waren und genau wussten, was im Lager passierte ... dass die nicht so leicht zu nehmen seien. Und deshalb bereiteten sie sich darauf vor, mit allen technischen Mitteln gegen Menschen zu kämpfen, die die «Chuzpe»[13] haben könnten, nicht in den Tod gehen zu wollen, und den «unschuldigen» Verbrechern Widerstand leisten könnten.

Am Montag schickte man uns um 12 Uhr mittags in den Block. Wir sollten uns ausruhen und mit frischen Kräften zur Arbeit kommen. 140 Mann – also fast der ganze Block – (nach der Absonderung von 200 Mann) sollten heute zum Transport gehen müssen, weil die beiden Krematorien, 1 und 2[14], in vollem Betrieb sein würden.

Die Planung ist mit aller militärischen Genauigkeit ausgearbeitet. Wir, die unglücklichsten Opfer aus unserem Volk, sind in die Front gegen unsere eigenen Schwestern und Brüder einbezogen. Wir müssen die vorderste Linie stellen, auf die die Opfer sich möglicherweise werfen könnten, und hinter unseren Rücken werden «die heldenhaften Kämpfer für die

Transport aus dem KZ Bergen-Belsen mit 1‘800 jüdischen Häftlingen an, die in den Auskleideraum von Krematorium II eskortiert worden waren. Eine Tänzerin namens Franziska Mann (geborene Lola Horowitz) soll sich geweigert haben, ihre Kleidung abzulegen, und nach der Entwaffnung von Quakernack den in der Nähe stehenden Schillinger getroffen und tödlich verwundet haben.

13 Jidd. «khutspe»: Dreistigkeit, Frechheit.

14 Krematorien II und III nach der alten Nummerierung der Akten der Zentralbauleitung der Waffen-SS und Polizei Auschwitz.

Grossmacht» mit MGs, Granaten und Gewehren stehen und von dort aus auf sie schiessen. Ein Tag ist vergangen, ein zweiter und dritter, es ist jetzt Mittwoch und damit schon der endgültig festgesetzte Tag, an dem der Transport kommen muss. Aus zwei bestimmten Gründen ist er aufgeschoben worden. Einmal musste es neben den strategischen Vorbereitungen auch einige Vorsichtsmassnahmen moralischer Art geben. Und noch einen Grund gab es: Die «Macht» wählte für grosse Massaker mit Vorliebe jüdische Feiertage aus. Das war ihr Motiv, die Opfer am Mittwoch in der Nacht umzubringen, wenn bei den Juden Purim sein würde. In den drei Tagen hat die «Macht», haben die kalten Verbrecher und Mörder, die geschulten blutigen Zyniker, von jedem möglichen Schwindel Gebrauch gemacht, um die wirkliche Barbarei zu maskieren und die Gehirne zu verwirren, damit die nicht «kapierten» und nicht in die bösartigen Pläne eindrängen, in die finsteren Gedanken, mit denen sich die angeblich «kultivierten» lächelnden Vertreter der Macht trugen. Und der Schwindel fing an.

Die erste Version, die «sie» verbreiteten, war folgende: Die fünftausend tschechischen Juden würden in ein anderes «Arbeits»-Lager geschickt und müssten ihre Personalien angeben. Jeder mit seinem Fach und Beruf, Männer und Frauen bis vierzig gleichermassen. Die anderen, unterschiedslos ältere Männer und Frauen sowie Frauen mit kleinen Kindern, würden wie bisher alle zusammenbleiben, die Familien würden nicht auseinandergerissen. Das waren die ersten Opiumtropfen, die die erschrockene Masse betäubten und ihre Aufmerksamkeit von der tragischen Wirklichkeit abzogen.

Der zweite Schwindel war der, dass jeder alles Gepäck, was er nur hatte, auf die Reise mitnehmen sollte. Die «Macht» ihrerseits teilte der ganzen reisefertigen Masse doppelte Portionen aus.

Und noch einen dritten, teuflisch sadistischen Schwindel dachten sie sich aus. Sie gaben bekannt, dass es aus bestimmten Gründen bis zum 30. März keinerlei Postverkehr mit der Tschechoslowakei geben werde. Wer wie bisher Pakete bekommen wolle, solle im Voraus Briefe schreiben und mit irgendwelchen Daten zwischen jetzt und dem 30. März versehen.[15]

Die solle er der Macht übergeben, die sie wie üblich zustellen werde. Die eingehenden Pakete würden ordentlich wie bisher ausgegeben werden. Niemand kapierte, keiner von ihnen konnte sich vorstellen, dass eine «Macht» bis zu solcher Niedertracht herabsinken, sich eines derartig gemeinen, verbrecherischen Betrugs bedienen könne. Und das im Kampf gegen wen? Gegen eine Menge Schutz- und Waffenloser, deren einzige Kraft ihr Wille war, bei leeren unbewaffneten Händen.

Der ganze gut durchdachte Schwindel war ein hervorragendes Mittel, auch die realistisch denkenden und die Wirklichkeit sehenden Menschen einzuschläfern und zu lähmen. Ohne Unterschied von Geschlecht und Alter erlagen alle gleichermassen der Illusion, dass sie zur Arbeit gebracht würden. Und als die Banditen sahen, dass ihr «Chloroform» gut gewirkt hatte, machten sie sich an den Anfang der Vernichtungsoperation.

Sie zerrissen die Familien, zerpflückten sie in Stücke. Frauen für sich und Männer für sich, Alte für sich und Junge für sich; so wurden sie in der Falle gefangen. Die naiven Opfer wurden in das noch leerstehende Nebenlager hineingetrickst, in hölzerne kalte Baracken gesteckt, jede Gruppe für sich. Die Baracken wurden dann mit Brettern vernagelt. Damit war die erste Phase gelungen. Die Opfer waren betäubt, verwirrt, konnten nicht mehr logisch denken. Selbst als sie sich darüber klar wurden, dass es bei ihrer Gefangenschaft um Tod ging, waren sie wehrlos und hatten nicht die Kraft, an Kampf und Widerstand zu denken, weil jeder Kopf, jedes Gehirn – auch wenn es noch so ernüchtert und illusionslos geworden war – nun eine neue Sorge hatte.

Jugendliche, vollblütige Jungen und Mädchen dachten nun an ihre Eltern. Wer weiss, wer weiss, was dort mit ihnen passiert. Und junge Männer voller Mut und Kraft sassen in Traurigkeit erstarrt da und dachten an ihre jungen Frauen und an ihre Kinder, die ihnen heute erst entrissen worden waren. Jeder stürmisch aufbrausende Gedanke an Kampf und Wider-

15 Siehe Fn. 7.

stand wurde übertäubt vom Weh eines jeden Einzelnen. Jeder war befangen im Unglück seiner Familie und das dämpfte und lähmte bei jedem das Überlegen und Nachdenken über die allgemeine Lage, in der auch er selber war. Und die vielen, die in der Freiheit jung, energisch und kämpferisch gewesen waren, sassen jetzt versteinert und resigniert, enttäuscht und gebrochen.

Die erste Stufe zum Grab hinunter haben die fünftausend Opfer widerstandslos betreten.

Der von den Teufeln seit Langem praktizierte Schwindel hatte auch hier Erfolg gehabt.

Das Hinausführen zum Tod

Am Mittwoch, dem Purimabend am 8. März 1944, gingen die glücklichen Juden jener Länder, in denen noch Juden lebten, in ihre Synagoge oder ihr Lehrhaus oder sonst irgendwohin und feierten das grosse nationale Fest, das symbolisch für das ewige Purim-Wunder steht, und wünschten sich, dass der neue Haman[16] ganz schnell ans Ende käme.

Zur selben Zeit marschierten in Auschwitz-Birkenau 140 Juden des «Sonderkommandos» aus und gingen ebenfalls irgendwohin, aber nicht in eine Synagoge, nicht auf eine Festlichkeit, um den Tag zu feiern und das grosse Purim-Wunder zu ehren.

Sie gingen wie Leidtragende mit tief vor Trauer gesenkten Köpfen, waren umweht von Schmerz und Schwermut, die sich unter allen Juden des Lagers verbreiteten.

Denn der Weg, auf dem sie jetzt marschieren, führt zum Krematorium, zur Hölle des jüdischen Volkes. Und bald werden sie anstelle des Festes, mit dem das jüdische Volk sein einstiges Erwachen vom Tod zum Leben feiert – zusehen, wie das Piratenvolk freudig sein grosses Fest feiert, bei

16 Siehe Fn. 5.

dem sie heute das Urteil von damals vollstrecken, das ihr Gott mit vermehrter Kraft erneuert hat.

Bald werden wir mit unseren eigenen jüdischen Augen Zeugen werden und zusehen müssen bei unserer eigenen Katastrophe. Fünftausend Menschen, fünftausend Juden, fünftausend blutvolle zappelnde, blühende Leben, Frauen, Kinder, alte und junge Männer, Menschen jeden Geschlechts und Alters werden bald von den gut geschulten Verbrechern mit ihren MGs, Granaten und Gewehren und ihren ständigen vierbeinigen Helfern, den wilden bissigen Hunden, gejagt, getrieben und mörderisch geschlagen werden, damit sie betäubt und verwirrt hastig dem Tod in die Arme laufen.

Und wir, ihre eigenen Brüder, werden noch dabei helfen müssen. Helfen, sie von den Autos herunterzuholen, sie in den Bunker zu führen, sie splitternackt auszuziehen. Und dann werden wir sie, wenn sie nun ganz fertig sind, in den Todesbunker begleiten helfen – ins Grab.

Als wir zum Ort der grossen Hölle dort, dem Krematorium I[17], kamen, waren sie, die Vertreter der Macht, schon da und bereiteten sich auf die Schlacht vor. Es kamen viele «SS»-Leute, alle in Kampfbereitschaft. Ein gut geladenes Gewehr, Granaten an der Seite. Die wohlausgestatteten Soldaten bildeten einen Kreis um das ganze Krematorium und stellten sich so in Position, dass sie für jederlei Kriegsfall bereit waren. Autos mit Scheinwerfern standen an allen Ecken, um das grosse Schlachtfeld auszuleuchten. Ausserdem stand ein Wagen mit Munition bereit, falls es ihnen an Kugeln gegen den so starken Feind fehlen würde.

Ach! Wenn du, ein Bürger der weiten, freien Welt, das Bild hättest sehen können, du wärst verwundert stehen geblieben und hättest gedacht, dass da in dem grossen Gebäude dort mit seinen hohen Schornsteinen riesige Menschen sitzen müssten, die, weil sie viele Waffen haben, wie Teufel kämpfen und im Handumdrehen starke Armeen und ganze Welten vernichten können. Du hättest gedacht, dass sich die grossen Helden, die sich

17 Krematorium II nach der alten Nummerierung. Siehe S. 13, Fn. 11.

die Macht über die Welt anmassen, zum Kampf gegen einen Feind rüsten, der ihr Land, ihr Volk,
ihr Hab und Gut rauben will.

Du wärst sicher enttäuscht gewesen, wenn du noch eine Weile gewartet und dann mit eigenen Augen gesehen hättest, wer der grosse Feind, der grossartige Widersacher ist, gegen den sie heute ihre brutale Kraft gebrauchen würden.

Weisst du, gegen wen sie jetzt zum Kampf rüsten? – Gegen unser Volk Israel. Bald werden jüdische Mütter mit kleinen Säuglingen an der Brust oder älteren Kindern an der Hand kommen und werden erschrocken und hilflos zu den «Schornsteinen» schauen. Von den Autos werden junge frische Mädchen springen und auf eine Mutter oder eine Schwester warten, um gleich zusammen in den Bunker zu gehen.

Und auch junge und alte Männer, Väter und Söhne werden hierher oder zur Hölle des zweiten Krematoriums[18] kommen und in den Tod getrieben werden.

Das ist der grosse Feind, gegen den sich der Pirat heute zum Kampf stellt. Sie haben «Angst», die Banditen, dass vielleicht eines von den Tausenden Opfern nicht wie eine Fliege wird fallen wollen, dass am Ende einer den Mut haben könnte, vor dem Tod eine Tat zu tun. Davor, vor dem unbekannten, unberühmten Helden, fürchten sie sich und haben zur Verteidigung ihre Hochkultur-Waffen in die Hand genommen. Schon ist alles bereit. Siebzig Mann von unserem Kommando werden auch im Bereich des umzäunten Krematoriums als Posten aufgestellt. Und – ausserhalb des Zauns – hinter uns stehen sie mit ihren Schiesseisen, ausgerichtet auf die Opfer.

Es fahren Taxis und Motorräder hin und her. Man vergewissert sich «da» und «dort», dass alles in Ordnung ist und klappt. Im Lager herrscht Totenstille. Alles, was lebt, hat verschwinden müssen, ist in die hölzernen Grüfte gescheucht worden. In der Stille der Nacht sind jetzt neue Tritte zu hören. Da marschieren Soldaten in Helmen. Und reichlich bewaffnet, als

18 Krematorium III.

kämen sie auf ein Schlachtfeld. Das ist heute das erste Mal, dass nachts, wenn alles schläft und stark bewacht hinter Drähten, hinter Zäunen liegt, Militär kommt. Im Lager ist jetzt regelrechter Kriegszustand erklärt worden.

Alles, was lebt, muss jetzt ruhig und erstarrt in seinem Käfig sitzen, obwohl alle Bescheid wissen und mehr als einmal – in letzter Zeit ständig – frank und frei im hellen Tageslicht Opfer hergebracht wurden, wenn alle es sehen und zuschauen konnten, wie sie zum Tod geführt wurden. Nur gerade heute haben sie es aus Angst und Vorsicht so anders gemacht. Nur der Nacht, dem Himmel mit seinen Sternen und der hellen Mondin, ihnen allein kann der Teufel leider nicht die Augen verbinden. Und sie allein werden Zeugen sein für das, was der Teufel in dieser Nacht tut.

In der Stille, der geheimnisvollen Stille der Nacht ist Autogeräusch zu hören. Da fahren sie ins Lager und holen die Opfer. Hunde heulen böse, wild. Diese «Verbündeten» der Menschen sind dazu abgerichtet, Opfer anzufallen. Die lauten Stimmen betrunkener Offiziere und Soldaten sind zu vernehmen, die dort schon bereitstehen.

Gekommen sind auch – «Häftlinge», Deutsche und Polen, die sich freiwillig erboten haben, bei dem Fest zu helfen. Und sie alle zusammen, die ganze Bande von Teufeln und Mördern, sind gekommen, um die Opfer zu holen, auf die Autos zu laden und zum Krematorium zu schicken.

Die Opfer sitzen dort eingesperrt und in ihrer Todesangst klopft ihnen laut das Herz. Sie sind jetzt wild gespannt, sie hören alles, was dort geschieht. Durch die Ritzen der Baracke sehen sie die Räuber, die Mörder, die bei den Autos darauf warten, sie zu holen, ihr Leben zu fangen. Sie wissen, dass es nicht mehr lange dauern wird und man sie auch hier in der dunklen Gruft, in der sie jetzt ewig würden bleiben wollen, nicht mehr lassen wird. Mit Gewalt wird man sie hier herausreissen und irgendwo hinbringen, zum Teufel in die Hölle dort.

Schauerliches Zittern hat die verzweifelte Masse auf einmal ergriffen, in starrer Gespanntheit sind sie verstummt. Und wie tot an ihrem Platz stehen geblieben. Sie haben jetzt die Tritte gehört, die sich nähern, das Herz bleibt ihnen stehen. Von der ersten Gruft ist das Verschlussbrett ab-

gerissen worden. Das Verschlussbrett war für sie, für die Opfer, bis jetzt ja auch eine Schutzwand. Denn solange das Brett noch vorgeschlagen war, waren sie noch vom Tod getrennt und irgendwo in ihrer Tiefe lebte eine Hoffnung, sie könnten vielleicht ewig so in dem Käfig sitzen bleiben – bis die Freiheit auch zu ihnen in das Gefängnis hier käme.

Und jetzt, aufgerissen worden sind die Türen, und die Opfer stehen erstarrt und schauen nervös erschrocken auf die Bestien, drücken sich instinktiv wie vor einem Gespenst tiefer in ihre Gruft zurück. Fliehen möchten sie, irgendwohin entrinnen, damit das Barbarenauge sie nicht sehe.

Voller Angst sind sie, da sie nun die Menschen von Angesicht zu Angesicht sehen, die gekommen sind, ihnen das Leben zu nehmen. Und die bösartigen Hunde haben wild zu bellen angefangen, fallen schon die ersten Opfer an, und gleich wird an einem jungen Mädchen von einer der Bestien, einem Polen, einem Deutschen, ein Stock zerschlagen. Und die Masse, die tragische, die sich zu einem Knäuel verbunden hatte, zu einem Klumpen verschmolzen war, reisst nun langsam auseinander, zerfällt in Stücke. Resigniert, enttäuscht und zerbrochen[19] rennen sie zu den Autos, um dem Biss eines wilden Hundes, dem Schlag einer wütenden Bestie zu entgehen. Und manch eine fiel mit ihrem Kind beim Laufen hin, und die verfluchte Erde wurde schon hier am Anfang mit warmem Blut aus einem jüdischen Kinderköpfchen getränkt.

Schon stehen die Opfer abfahrbereit auf den Autos, spähen herum und suchen, als hätten sie etwas verloren. Die junge Frau da meint, vielleicht werde ihr lieber Mann von irgendwo hierher zu ihr kommen. Eine Mutter durchsucht mit den Augen die tragische Nacht – vielleicht kommt irgend-

19 In der Transkription von Wollnerman sind die drei Wörter nummeriert, um die Reihenfolge zu ändern. Ursprünglich hiess es: «Resigniert, zerbrochen und enttäuscht». Da es solche Nummerierungen auch im ersten Manuskript gibt, ist die Änderung wahrscheinlich auf Gradowski zurückzuführen.

woher ihr Sohn zu ihr. Und ein verliebtes Mädchen sucht und forscht herum, ob sich vielleicht dort auf den Autos mit all den Menschen ihr Geliebter befindet.

Nervös sehen sie sich um auf der schönen Welt, schauen zum Himmel mit seinen Sternen und der Mondin, die ihren majestätischen Gang geht. Sie sehen zur nun leeren Gruft zurück, in der sie vorhin noch gesessen haben, ach! Wenn man sie nun dahin zurückgehen liesse! Sie wissen, sie fühlen, dass das Auto schwankender Boden ist, der sie nicht lange tragen wird. Ihre Augen wandern über die Stacheldrähte dorthin, dort zu dem Familienlager, in dem sie gestern noch waren. Da stehen jetzt erschrocken die tschechischen Familien und lugen durch die Ritzen zu ihren Schwestern und Brüdern heraus, die irgendwohin transportiert werden. Im Schein des Lichts treffen sich die Blicke, die Herzen schlagen in derselben Angst und Furcht. Jetzt kommt durch die Stille der Nacht ein Abschiedswort von den Schwestern und Brüdern, den Freunden und Bekannten, die noch im Lager sind und auf das Ende warten, herüber zu den Schwestern und Brüdern, den Müttern und Vätern, die auf den Autos stehen und bald zum Tod fahren.

Die zweite Phase ist dem Teufel schon gelungen, die Opfer stehen nun schon auf der zweiten Stufe hinunter ins Grab.

Sie kommen an

Sie sind unterwegs. Alles steht gespannt, sie, die Mörder, treffen letzte Anordnungen. Und unsere Blicke sind dorthin gewandt, in die Richtung, zu dem Punkt, von dem das Geräusch der Autoräder näher kommt.

Wir hören schon die wohlbekannten Motorräder und die wild jagenden Autos. Die Vorposten der Opfer sind schon da. Wir sehen schon die Scheinwerfer von Weitem, sie kommen uns immer näher.

Sie fahren, sie kommen an. Wir sehen schon, wir sehen schon von Weitem Schatten menschlichen Lebens. Leises Stöhnen und Weinen dringt uns ans Ohr, das sich losreisst aus ihren Herzen.

Die Opfer haben jetzt ihre wirkliche Lage begriffen, die Wahrheit, dass sie zum Tod gefahren werden.

Die letzte Hoffnung, der letzte Strahl, der letzte Funke, er verlischt. Nun sehen sie sich auf der Welt um, als schauten sie einen Film an. Ihre Augen, ihre Blicke wandern, als wollten sie alles ergreifen und halten.

Dort in der Ferne funkelt ihnen die nahe Heimat, sie haben sie ja alle Tage gesehen. Von weitem haben ihnen die grossen Berge mit ihren weiss geschmückten Gipfelkronen jeden Tag einen Gruss ihres lieben Landes zukommen lassen. Ach! Ihr Berge, ihr lieben! Ihr liegt jetzt da und schlaft ruhig, dämmert sorglos im Schein des Mondes und wir, eure lieben Kinder, deren Leben mit euch verbunden war, müssen aus der Welt und umkommen. Wie viele goldene Tage, wie viel Freude und Glück kamen uns von euch, zauberhafte Blätter in unserem Lebensbuch. Wie viel Liebe und Zärtlichkeit haben wir durch euch genossen. Wie viele Nächte, schön wie die heutige, haben wir in euren Armen zugebracht und getrunken von euren Quellen, die ewig sprudeln werden – doch für wen? Wir, wir werden jetzt von euch weggenommen. Und dort, weit hinter ihnen, den Bergen, liegt eine alleingelassene, verlassene Heimat und wartet einsam auf ihre unglücklichen Kinder, dass sie zu ihr zurückkommen.

Ach! Die Heimat, die warme, die liebe, sie winkt ihnen zu und ruft sie zu sich, ihre treuen Kinder.

Und hier! Wohin fährt man sie? Die Welt ist so schön, so prächtig, so reizvoll, sie ruft zu sich, sie weckt zum Leben, man will leben. Mit Tausenden Fäden sind sie mit der prächtigen grossen weiten Welt verbunden. Die streckt ihnen jetzt die Arme entgegen, und in der Stille der Nacht ist ihr Ruf zu hören: Kinder, ihr meine treuen! Ich liebe euch sehr, kommt zu mir. Raum ist genug für alle da; viele Schätze habe ich lange für euch bewahrt. Meine Quellen zu eurer Ernährung sprudeln ewig für alle gleich, ohne nach Kraft und Macht zu unterscheiden. Ich bin ja für euch und euch zuliebe erschaffen worden.

Und sie, die lieben treuen Kinder, drängen sich jetzt an sie, die liebe treue Welt, können sich nicht von ihr trennen, denn sie sind ja alle jung,

gesund, frisch und munter, voller Leben und Reiz. Sie wollen leben, dazu sind sie doch alle geboren.

Sie, die schäumend lebendigen Opfer, haben sich mit Zähnen und Klauen an die Welt geklammert, sich ins Leben verbissen. Sich an die Welt gehängt, wie ein Kind sich an seine Mutter hängt, wenn man sie ihm mit Gewalt wegnehmen will. Und hier will man sie ohne Schuld und ohne jeden Grund, grausam mit Gewalt von der lieben treuen Welt abreissen.

Wenn sie jetzt ihre Arme ganz weit machen und die Welt, die ganze Welt, den Himmel mit Sternen und Mond, die schönen Berge, den Schnee, die kalte Erde, die Bäume, Gräser, alles, was es nur auf ihr gibt, umarmen und fest, fest ans Herz drücken könnten – wie wären sie glücklich!

Könnten die Kinder, die unglücklichen Opfer sich jetzt doch so gross und weit machen, wie die Welt es ist, und die kalte Erde mit ihren blutend flammenden Herzen erwärmen, ihren kalten Rücken mit ihren heissen Tränen erweichen und ihr alle Glieder küssen, der grossen schönen Welt!

Ach! Könnten sie sich ganz durchtränken mit der Welt und mit ihrem Leben, sich sättigen an ihr, dass für immer gestillt wäre der Hunger und Durst nach ihr! Ach, könnten sie die Schattenkinder umarmen, die unglücklichen Opfer, die noch in den Grüften sitzen und in der Reihe warten, bis der Tod auch zu ihnen kommt – wie wohl, wie wohl wäre ihnen! Sie möchten jetzt, in diesen Minuten, in denen sie gerade noch auf der Welt sind, alles, was lebt und existiert, streicheln, liebkosen und küssen.

Sie fühlen und spüren, dass die nun schnell fahrenden Autos und die seitlich begleitenden Taxen und Motorräder[20], dass sie alle Knechte des Teufels sind, die nun mit Lärm und Getue herumrasen mit den Opfern für ihren Gott, die sie gefangen haben.

20 Jiddisch «oytos» – «Autos». Vermutlich die Lastwagen (jiddisch «mase-oytos»). Mit «Taxen» könnten die Autos mit Chauffeur gemeint sein, welche die Lastwagen mit den Opfertransporten begleiten.

Und man fährt sie nun an der Welt vorbei, man schleicht mit ihnen durchs Leben, denn der Weg zum Tod geht nun einmal durchs Leben. Sie fühlen, dass die letzten Minuten kommen, bald wird der Film zu Ende sein, sie sehen sich nervös um, lassen die Blicke in alle Richtungen wandern. Sie suchen etwas in der Welt, wollen noch etwas von ihr nehmen, fassen vor dem Tod.

Und vielleicht denken jetzt einige nach – durchfährt ein Gedanke wie ein Blitz das dunkle Hirn – und sie suchen einen Weg, um in der Nacht, irgendwo, dem Tod zu entfliehen.

Das Geräusch wird lauter, die Scheinwerfer beleuchten schon das grosse Höllengebäude.

Sie sind da

Nun sind sie da, die unglücklichen Opfer. Die Autos sind stehen geblieben. Die Herzen sind erstarrt. Sie stehen wild erschrocken, die Opfer, hilflos, resigniert und enttäuscht und sehen sich auf dem Platz um, sehen auf das Gebäude, in dem ihre Welt, ihr junges Leben, ihre ruhelosen Körper bald auf ewig verschwinden werden.

Sie können nicht begreifen, was die Dutzende von Offizieren mit silbernen und goldenen Epauletten und glänzenden Revolvern und Granaten im Gürtel hier wollen.

Und warum stehen da wie verurteilte Gauner Soldaten mit Helmen und warum glänzen im Schein des Mondes zwischen den Büschen und Bäumen schwarze auf sie gerichtete Gewehre? Warum? Für wen? Warum die vielen Scheinwerfer? Ist diese Nacht denn dunkel, reicht denn das Mondlicht nicht?

Sie stehen verwirrt, entwaffnet, resigniert. Sie sehen die Wahrheit schon, vor ihren Augen steht der Abgrund schon offen, sie sinken schon hinein. Sie fühlen, sie spüren, dass alles, die Welt, das Leben, Felder, Bäume, alles, was lebt und existiert – verschwindet und zusammen mit ihnen in den tiefen Abgrund versinkt. Die Sterne verlöschen, der Himmel wird finster, der Mond scheint nicht mehr, die Welt geht unter mit ihnen. Und

sie, die unglücklichen Opfer, wollen jetzt rascher, schneller in dem sinkenden Meer verschwinden.

Sie werfen ihr Gepäck weg – alles, was sie auf die «Reise» mitgenommen haben, sie wollen und brauchen keine Dinge mehr. Sie lassen sich frei und widerstandslos von den Autos herunterholen – und fallen gleich wie ohnmächtig, wie abgeschnittene Ähren in unsere Arme. «Da, nimm mich, mein lieber Bruder, und führe mich an der Hand das Stückchen Weg, das vom Leben noch übrig ist, bis zum Tod!» Wir führen sie, die lieben Schwestern, die teuren, zarten, am Arm, wir halten sie, wir gehen stumm, Schritt für Schritt, unsere Herzen schlagen im gleichen Takt. Wir leiden und bluten wie sie und wir fühlen, dass jeder Schritt, den wir tun, ein Schritt weiter weg vom Leben und näher zum Tod hin ist. Und am Eingang zum tiefen Bunker, bevor sie den Fuss auf die erste Stufe ins Grab hinunter setzen, werfen sie einen letzten Blick zum Himmel und zum Mond – und ein Stöhnen dringt aus Herzenstiefen, instinktiv aus unser beider Herzen zugleich. Im Widerschein des Lichts glänzen Tränen bei der Schwester, die da geführt wird, und erstarrt bleibt eine Träne bei dem Bruder stehen, der sie jetzt begleitet.

Im Auskleideraum

Der grosse tiefe Saal mit den zwölf Säulen in der Mitte, die die Last des Gebäudes tragen, ist jetzt mit elektrischem Licht hell erleuchtet. An den Wänden und um die Säulen herum stehen seit Langem schon Bänke und Garderobenhaken für die Sachen der Opfer bereit. An der ersten Säule hängt ein Schild, das in mehreren Sprachen erklärt, dass sie in ein «Bad» gekommen seien und dass die Kleidung abgelegt werden müsse, um desinfiziert zu werden.

Wir haben uns mit ihnen getroffen, wir sehen uns versteinert an. Sie begreifen alles, wissen schon, dass da kein Bad ist, dass vielmehr dieser Saal der Korridor ist, der zum Grab führt.

Der Saal füllt sich immer mehr mit Menschen. Autos kommen und

bringen neue Opfer, und der «Saal» schlingt sie ein. Wir stehen alle da, sind durcheinander, können ihnen kein Wort sagen. Dabei ist dies doch nicht das erste Mal. Wir hatten schon genug Transporte vor ihnen und haben mehr als einmal solche Bilder gesehen. Und doch fühlen wir uns jetzt schwach, als fielen wir mit ihnen zusammen in ihre Ohnmacht.

Wir sind alle benommen. In den alten, schon lange vielfach zerrissenen Sachen stecken Körper voller Zauber und Reiz. Köpfe mit oft lockigen schwarzen, braunen, blonden und zuweilen auch grauen Haaren.

Und aus den Köpfen schauen grosse tiefe schwarze Augen voller Zauber zu uns heraus. Wir sehen vor uns schäumendes, sprudelndes, zappelndes Leben. Sie sind mitten in der besten Blüte, voller Saft, werden von den Lebensquellen getränkt und wachsen noch wie Blumen, Rosen im Garten sind sie noch. Vollgesogen mit Regen, getränkt vom morgendlichen Tau. Im Schein der Sonne glänzen die funkelnden Tropfen ihrer Blumenaugen – wie Perlen blinken sie jetzt.

Wir hatten nicht den Mut, brachten nicht die Courage auf, ihnen zu sagen, diesen lieben Schwestern, dass sie sich nackt ausziehen sollten. Weil die Sachen, die sie tragen, jetzt noch der Panzermantel sind, in dem ihr Leben ruht. Und in dem Augenblick, in dem sie splitternackt stehen, verlieren sie die letzte Stütze, den letzten Halt, an den ihr Leben jetzt noch angeklammert ist. Und deshalb mag man ihnen jetzt nicht sagen, dass sie sich schneller ausziehen sollen. Sollen sie noch einen Moment, einen Augenblick stehen bleiben in ihrem Panzer, im Mantel des Lebens.

Die erste Frage auf den Lippen aller: ob ihre Männer schon gekommen seien. Jede will wissen, ob da noch irgendwo ihr Mann, Vater[21], Bruder, Geliebter lebt. Oder ob deren Körper schon starr und tot irgendwo liegen und die Flammen sie schon verbrennen und schon nichts mehr an sie er-

21 Die Wörter «Vater, Mann» sind nummeriert, um die im Text wiedergegebene Reihenfolge zu markieren.

innert. Und ob sie selbst einsam und verlassen mit ihrem schon verwaisten Kind zurückgeblieben ist. Vielleicht hat sie ihren Vater, Bruder, Geliebten schon auf ewig verloren. Warum und wozu braucht sie dann noch am Leben zu bleiben? Sag mir, Bruder, fragt eine Zweite, die sich in Gedanken schon lange für immer von Welt und Leben verabschiedet hat. Sie fragt uns kühn, mit fester Stimme: Sagt, ihr Brüder, wie lange dauert der Tod? Ist er schwer? Kommt er leicht? Man lässt sie aber nicht lange so stehen. Die Mörder-Bestien machen sich schnell bemerkbar. Die Luft wird zerrissen vom Geschrei der betrunkenen Banditen, die ihren viehisch gierigen Blick etwas schneller an der Nacktheit meiner lieben, schönen Schwestern sättigen wollen. Knüppel fliegen über Rücken, Köpfe usw. und Kleider fallen sofort von den Körpern ab. Einige schämen sich, möchten irgendwo verschwinden, ihre Nacktheit nicht zeigen. Aber es gibt hier keinen Winkel, keine Schamhaftigkeit mehr. Moral und Ethik – gehen genau wie das Leben ins Grab.

Einige hängen sich an uns, wie Betrunkene, Verliebte werfen sie sich uns in die Arme und bitten mit verschämtem Blick, dass wir sie nackt ausziehen, sie wollen jetzt alles vergessen, sie wollen jetzt an gar nichts denken. Mit der Welt von gestern, ihrer Moral und ihren Prinzipien und ethischen Begriffen haben sie beim ersten Schritt auf die Treppe zum Grab hinunter abgeschlossen. Nun an der Schwelle zum Untergang, solange sie sich noch an der Oberfläche des Lebens halten und der Körper – er allein, er fühlt noch, er spürt noch und hat den Drang, etwas zu geniessen – wollen sie ihm alles, alles geben, die letzte Wonne, die letzte Freude von allem, was das Leben zu bieten hat – wollen sie ihn tränken, sättigen vor seinem Tod.

Und deshalb wollen sie, dass ihr junger Körper, in dem das Blut so stark pocht und lebt, dass ihn die Hand eines fremden Mannes, der jetzt hier der nächste und liebste ist, berühren und liebkosen soll. Und dabei werden sie sich fühlen, als ob die Hand des Geliebten oder des Mannes ihren von Leidenschaft verbrannten Leib streichle und liebkose. Sie möchten jetzt trunken werden, meine schönen, lieben Schwestern. Und ihre

flammend heissen Lippen drängen zu uns voller Liebe, möchten leidenschaftlich küssen, solange sie noch am Leben sind, die Lippen.

Viele neue Autos treffen ein, und wieder kommen Opfer in den Saal herein. Aus der Reihe von Nackten brechen viele aus und verfallen in wildes Weinen und Schreien. Da haben nackte Kander ihre Mütter gesehen, und sie küssen sich, umarmen sich, freuen sich, dass sie nun wieder zusammengekommen sind. Und ein Kind fühlt sich glücklich, dass eine Mutter, ein Mutterherz es begleiten wird in den Tod.

Alle ziehen sich nackt aus und stellen sich gerade in die Reihe. Manche weinen, andere stehen still und starr. Eine reisst sich die Haare aus und redet wild mit sich selbst. Als ich in ihre Nähe komme, höre ich nur die Worte: «Wo bist du, mein Geliebter, warum kommst du nicht zu mir, ich bin doch jung und schön genug!»
Die daneben Stehenden sagen mir, dass sie noch gestern im Gefängnis verrückt geworden ist.

Andere reden leise und ruhig mit uns: «Ach! Wir sind doch noch so jung. Man möchte leben, hat noch wenig vom Leben gehabt.» Sie versuchen gar nicht, uns um irgendetwas zu bitten, weil sie wissen und begreifen, dass wir genauso Opfer sind wie sie selbst. Nur reden wollen sie vor dem Tod, einfach so reden, weil das Herz übervoll ist, wollen einem Menschen, der noch lebt, den Kummer erzählen. Es sitzen da Frauen in einer Gruppe, umarmen und küssen sich: Da haben sich Schwestern getroffen, verknäueln sich, verschmelzen geradezu miteinander.

Dort sitzt eine Mutter nackt auf der Bank und hat ihre Tochter auf dem Schoss. Ein Kind, ein Mädchen von nicht einmal fünfzehn Jahren. Sie drückt ihren Kopf an die Brust und küsst ihr alle Glieder ab.
Und heisse Tränen strömen und fallen auf die junge Blume. So be- weint die Mutter ihr Kind, das sie nun bald mit eigenen Händen zum Tod dort führen wird.

In dem Saal, dem grossen Grab, gleisst jetzt ein neues Licht. Auf der einen Seite sind nun die alabasterweissen Frauenkörper aufgestellt und warten, warten, bis die Türen der Hölle sich auftun und ihnen den Weg

zum Grab freigeben. Wir, die Männer hier, stehen ihnen in voller Kleidung gegenüber und sehen versteinert zu. Wir können nicht fassen, ob das Bild hier Wirklichkeit ist oder nur ein Traum. Sind wir irgendwo in eine Welt von nackten Frauen hineingefallen und bald wird ein Teufel beginnen, ein Spiel mit ihnen zu treiben? Oder sind wir in irgendein Museum, ein Kunstatelier geraten und diese Frauen jederlei Alters, deren Gesichter so vielerlei Verschiedenes ausdrücken in ihrem leisen Weinen und Stöhnen – haben sich eigens als Modelle für den Künstler aufgestellt, sind für seine Kunst hergekommen?

Denn es wunderte uns jetzt, warum sie, anders als viele andere Transporte, so ruhig waren. Viele sogar mutig und sorglos, als ob ihnen nichts geschehen könnte.[22] Mit solcher Ruhe, solchem Heldentum schauen sie dem Tod ins Gesicht! Das hat uns am meisten überrascht. Wissen sie etwa nicht, was sie erwartet? Wir sehen voll Mitleid auf sie, weil wir schon das neue, schauerliche Bild vor Augen haben, wie alle diese zappelnden Leben, diese sprudelnden Welten, das Geräusche und Getümmel, das von ihnen kommt, in ein paar Stunden im Tod erstarrt sein wird. Für immer stumm sein wird ihr Mund. Die funkelnden Augen, die jetzt mit ihrem Zauber berücken, werden starr in eine Richtung sehen – und etwas suchen in der toten Ewigkeit.

Diese schönen, reizenden Körper, die jetzt von Leben strotzen, werden als ekelhafte Kreaturen der Länge nach in Schmutz und Dreck auf dem Boden herumliegen, ihre alabasternen reinen Leiber werden mit Kot beschmiert sein.

Aus dem Perlenmund – werden Zähne mit dem Fleisch zusammen herausgerissen werden, viel Blut wird fliessen.

Aus der Nase, dieser fein gedrechselten hier – werden dann zwei Ströme rinnen, rote, gelbe oder weisse.

Und das Gesicht, das weissrötliche hier – wird rot, blau oder schwarz

22 In diesem letzten Satz sind die Wörter nummeriert, um die deutsche Wortstellung in eine jiddische zu ändern.

werden von dem Gas. Blutunterlaufen werden die Augen sein, dass du gar nicht mehr erkennen wirst, ob das die Frau ist, die jetzt hier steht. Und von dem Lockenkopf mit seinen Dauerwellenhaaren werden zwei kalte Hände die Haare abschneiden, und von den Ohren und den Händen wird man ihnen die Ringe und Ohrringe abziehen.

Und dann werden zwei fremde Männer Handschuhe auf die Hände ziehen oder Riemen mitnehmen, und sie an den Händen anlegen, weil die Körper, die jetzt hier schneeweiss leuchten, dann so ekelhaft sein werden, dass man sie nicht mit blossen Händen anfassen mag. Über den kalten und schmutzigen Zementboden wird man sie schleifen, diese schöne junge Blume, und der Körper wird den ganzen Unrat mitfegen, der da herumliegt.

Und dann wird er wie ein dreckiges, ekelhaftes Vieh geworfen und geschleudert, im Aufzug zu dem Höllenfeuer dort oben hochgeschickt werden, und innerhalb von Minuten werden die Körper hier, die massiven, fetten Körper – in Asche verwandelt werden.

Wir sehen und fühlen schon ihr unwiderrufliches Ende. Ich sehe sie an, die zappelnden Leben, die hier so grossen, riesigen Platz einnehmen, ja, ganze Welten darstellen – und in Minuten – ein anderes Bild schwebt mir vor Augen – wie ein Kamerad eine Schubkarre Asche zum grossen Grab schiebt. Ich stehe jetzt bei einer Gruppe von zehn bis fünfzehn Frauen – und in einer Schubkarre werden sich bald alle ihre Körper, alle ihre Leben befinden. Keine Erinnerung an sie alle wird bleiben, sie alle, die dastehen, die ganze Städte ausgefüllt haben, einen Platz in der Welt hatten, werden bald weggewischt werden, mit der Wurzel ausgerissen – als wären sie nie, nie geboren worden. Unsere Herzen werden von Schmerz zerrissen. Wir fühlen, erleiden durch und durch die Qualen des Übergangs vom Leben zum Tod.

Unsere Herzen sind voller Mitleid. Ach! Könnten wir Stücke unseres Lebens für sie, die lieben Schwestern, opfern, wie glücklich wären wir! Man möchte sie jetzt an das wehe Herz drücken, sie abküssen, sich mit dem Leben tränken, das bald verschwinden wird. Sich tief ins Gedächtnis

eingraben, wie die Menschen aussahen, die sich da jetzt noch bewegen, und das Bild der Lebenden ewig im Herzen tragen, die da vor uns verloschen sind. Wir sind jetzt alle in einem Alptraum von Gedankenbildern gefangen. Sie, die lieben Schwestern, sehen uns an und wundern sich, warum wir so durcheinander sind, während sie so ruhig sind. Sie würden jetzt gern über vieles mit uns sprechen: Was man mit ihnen machen werde, hinterher, wenn sie schon tot sind, aber sie sind zu schüchtern dazu – und das Geheimnis bleibt ihnen bis zum Ende verborgen.

Sie stehen jetzt, die ganze grosse nackte Menge, und sehen starr in eine Richtung. Offensichtlich taucht ein finsterer Gedanke in ihren Gehirnen auf.

Dort auf der anderen Seite liegen alle Kleidungsstücke in einem Knäuel und auf einen Haufen zusammengeworfen. Ihre Sachen, die sie gerade erst ausgezogen haben. Diese Sachen lassen sie jetzt nicht ruhen. Obwohl sie wissen, dass sie sie nun nicht mehr brauchen, sind sie wie mit vielen Fäden an ihre Sachen geknüpft. Sie fühlen sich noch mit ihnen verbunden – den Kleidern, die noch die Wärme ihres Körpers in sich haben. Da liegen sie durcheinander, hier ein Kleid, dort ein Pullover, die sie so gut gewärmt und gekleidet haben. Ach! Wenn sie sie jetzt noch einmal anziehen könnten, diese Kleider, wie gut wäre das, wie glücklich wären sie! Ist es denn wirklich schon so, ist die Lage so tragisch, dass ihr Leib die Sachen niemals mehr auf sich haben wird?

Können die wirklich schon als Niemandsgut da bleiben?! Weil ihr Eigentümer niemals mehr zu ihnen zurückkehren wird.

Ach! Die Sachen! Verwaist geblieben, als Zeugen, als Ansage und Beweis des Todes, der bald schon kommen wird.

Ach! Wer weiss, wer nach ihnen die Sachen tragen wird? Da löst sich eine aus der Reihe und hebt ein seidenes Halstuch auf, unter dem Fuss eines Kameraden, der daraufgetreten war. Sie nimmt es schnell mit weg – und verschwindet gleich in der Reihe.

Ich frage sie: Wozu brauchen Sie das Tüchlein? – Ist ein Andenken für mich – antwortet mir das Mädchen mit seiner leisen Stimme. Und mit dem will sie ins Grab gehen.

Der Marsch zum Tod

Die Türen sind aufgesprungen. Weit hat sich die Hölle für die Opfer geöffnet. In dem kleinen Raum, der zum Grab führt, stehen wie zu einer militärischen Parade angetreten die Vertreter der grossen Macht. Die ganze Politische Abteilung ist zu dem Fest heute gekommen. Hochrangige Offiziere, die wir in den sechzehn Monaten noch nie persönlich gesehen haben. Darunter auch eine Frau, ein weiblicher «SS-Mann»[23], die Lagerführerin des Frauenlagers. Sie ist auch erschienen, um dieses grosse «nationale» Fest zu sehen, wie die Kinder unseres Volkes umkommen.

Ich stehe auf einer Seite und beobachte sie beide. Die Banditen, die grossen Mörder – und meine Schwestern, die unglücklichen Opfer.

Der Marsch, der Totenmarsch hat angefangen. Sie gehen mit Stolz, mit festem Schritt, kühn und mutig, als gingen sie dem Leben entgegen. Sie brechen auch nicht zusammen, als sie den letzten Platz sehen, den letzten Winkel, wo der letzte Akt des Lebens sich gleich abspielen wird. Sie verlieren nicht den Boden unter ihrem festen Fuss – als sie sehen, dass sie schon mitten in der Hölle gefangen sind. Sie haben schon lange alle ihre Rechnungen mit der Welt und dem Leben – dort oben ins Reine gebracht, schon bevor sie hierhergekommen sind. Noch im Gefängnis haben sie die Fäden zerrissen, die sie mit dem Leben verbanden. Und deshalb gehen sie jetzt so ruhig und gelassen und brechen nicht zusammen, als sie sich dem Ende nähern. Unaufhörlich marschieren nackte, blutvolle Frauen.
Es scheint, dass dieser Marsch ewig, ewig weitergeht.

Es ist, als hätten ganze Welten, ganze Welten sich nackt ausgezogen und wären zu diesem teuflischen Spaziergang hergekommen.

Da gehen Mütter mit kleinen Kindern auf dem Arm, andere werden an den Händchen geführt. Sie küssen jetzt die Kinder – das Herz einer Mutter

23 Jiddisch «Es-Es-manke» – mit einer weiblichen Endung.

ist ungeduldig, so küsst sie den ganzen Weg ihr Kind. Schwestern gehen umarmt, miteinander verknäuelt. Sie wollen dem Tod dort zusammen entgegengehen.

Alle sehen verächtlich auf die aufgereihten Offiziere und wollen sie so recht keines Blicks würdigen. – Keiner bittet, keiner sucht Barmherzigkeit bei ihnen. Die Opfer wissen, ihnen ist klar, dass die nicht, dass bei denen im Herzen kein Funke von menschlichem Gewissen ist. Und sie wollen ihnen das grosse Vergnügen nicht machen, dass sie sie etwa in ihrer Verzweiflung bäten, sie sollten irgendwem das Leben schenken.

Auf einmal ist der nackte Zug plötzlich stehen geblieben. Da geht ein Kind von neun Jahren, ein schönes, blondes, mit langen gut geflochtenen Zöpfen, die ihm wie goldene Streifen auf den kindlichen kleinen Rücken hängen. Hinter ihm geht seine Mutter noch ganz aufrecht. Und jetzt ist die da stehen geblieben und hat angefangen, kühn und mutig zu den Offizieren hin zu reden: Mörder, Banditen, schamlose Verbrecher! Ja, ihr bringt uns jetzt um, unschuldige Frauen und Kinder. Uns Schutz- und Wehrlosen ladet ihr die Schuld am Krieg auf. Ich und mein Kind, wir, wir hätten den Krieg über euch gebracht.

Denkt daran, ihr Banditen: Mit unserem Blut wollt ihr eure Niederlagen an der Front überdecken. Den Krieg werdet ihr sicher verlieren. Ihr wisst doch ganz gut Bescheid über die grossen Niederlagen an der Ostfront, jeden Tag.

Denkt daran, Banditen! – Jetzt könnt ihr hier ruhig machen, was ihr wollt, aber es kommt ein Tag, ein Tag der Rache. Das grosse siegreiche Russland wird Rache für uns nehmen. Lebendig werden sie euch in Stücke schneiden. Unsere Brüder auf der ganzen Welt werden nicht ruhen, bis sie unser unschuldiges Blut gerächt haben.

Und dann wendet sie sich der Frau zu und sagt: Du Bestie von einer Frau bist also auch gekommen, um unser Unglück anzuschauen. Denk daran! Du hast auch ein Kind, eine Familie, lange wirst du dich nicht an ihnen freuen. Bei lebendigem Leib werden sie Stücke aus dir herausreissen – und dein Kind wird nicht mehr lange leben, genau wie meines. Denkt

dran, ihr Banditen! Ihr werdet für alles bezahlen – die ganze Welt wird Rache an euch nehmen. Und dann – ihnen ins Gesicht gespuckt und mit dem Kind in den Bunker hinein. Die blieben stumm, versteinert. Hatten nicht den Mut, einander anzusehen. Sie haben da eine grosse Wahrheit gehört, die ihnen ihre viehischen Seelen zerreisst, zerschneidet, zerpflückt. Sie haben die Frau da ausreden lassen, obwohl sie wussten, was sie gleich sagen würde, aber sie wollten hören, was eine Frau denkt und ihnen sagen wird, eine Jüdin, die in den Tod geht. Ernst und in Gedanken versunken stehen sie jetzt, die Mörder und Banditen. Die Frau hat ihnen da vom Grab aus die Maske abgerissen und ihnen die nahe Zukunft vor Augen gestellt, wie sie bald für sie aussehen wird. Sie haben darüber mehr als einmal nachgedacht, des Öfteren haben dunkle Gedanken ihnen die Köpfe vernebelt und jetzt hat die jüdische Frau hier ihnen die Wahrheit gesagt. War nicht schüchtern und hat ihnen die ganze wahre Wirklichkeit gezeigt.

Sie haben Angst davor, lange nachzudenken, die Wahrheit könnte zu tief eindringen. Und dann – warum und wozu leben sie? – Aber nein! Der Führer, der Gott, hat doch alles ganz anders erklärt: dass der Sieg gar nicht dort auf den Schlachtfeldern des Ostens und Westens errungen werde ... sondern hier in dem Bunker, gerade hier liege der Sieg, hier marschierten sie, die riesigen Feinde, derentwegen jetzt deutsches Blut auf allen Feldern Europas vergossen werde. Hier marschierten sie, die Feinde, derentwegen die englischen Flugzeuge Tag und Nacht Bomben würfen und dabei Jung und Alt töteten. Aus keinem anderen Grund als wegen der nackten Frauen hier müsse man jetzt weit von zu Hause weg sein, habe der Sohn da im Osten den Kopf hinlegen müssen. Nein, der Führer, der Gott, hat recht. Ausrotten, vernichten muss man sie. Und dann, wenn sie, die nackten Frauen mit den Kindern, tot daliegen, dann wird der Sieg schon ganz sicher kommen. – Ach! Wenn man es schneller machen könnte, sie rascher zusammenholen, zusammentreiben aus der ganzen Welt und nackt ausziehen und sie schon jetzt, wie die nackten Frauen hier, in die Hölle hineintreiben!

Ach, wie gut wäre das. Keine Einschläge von Geschützen mehr – keine Bombenabwürfe – der Krieg wäre zu Ende.

Ruhig würde es auf der Welt. Die irgendwo umherirrenden Kinder kämen nach Hause und neues, glückliches Leben finge für sie an. Nur ein Problem gibt es noch – diese nackten Frauen hier – jene Angehörigen des Volkes, die sich irgendwo verstecken, und man kann sie noch nicht herbringen und nackt ausziehen wie die Frauen hier, die Feinde, die jetzt da vorbeimarschieren. Und die Hand einer Bestie fährt heraus und prügelt mit einer Knute wütend auf nackte Frauenkörper los ...

Lauft schon schneller, Feinde, Tempo, in den Bunker, ins Grab, jeder Schritt von euch zum Grab ist ein Schritt zu unserem Sieg. Und der Sieg muss doch schneller, muss doch dringend kommen. Wir zahlen zu viel für euch an den grossen Fronten – lauft schon schneller, ihr Teufelsbrut, und bleibt nicht stehen unterwegs, ihr stört damit unseren Sieg. Weiter marschieren in Reihen viele junge nackte Frauen. Und wieder stoppt der Marsch. Da steht ein junges blondes Mädchen und redet mit den Banditen, ist nicht zu bremsen: Ihr finsteren Verbrecher! Ihr schaut auf mich mit euren tierisch durstigen Augen. Ihr sättigt euch an der Nacktheit meines reizenden Körpers. Ja, das ist jetzt eure Zeit. Von so etwas konntet ihr im Zivilleben nicht träumen. Ihr Unterwelttypen und Verbrecher, hier habt ihr die passende Ecke gefunden, um euren sadistischen Blicken Futter zu geben. Aber lange werdet ihr auch das Vergnügen nicht haben. Euer Spiel ist aus, alle Juden umzubringen werdet ihr nicht schaffen. Und ihr werdet für alles anständig bezahlen. – Und auf einmal, plötzlich, macht sie einen Sprung und verpasst dem Oberscharführer Voss, dem Chef, dem Leiter der vier Krematorien, drei[24] Ohrfeigen. Knüppel fliegen ihr auf Kopf und Rücken. In den Bunker kam sie mit zerlöchertem Kopf, aus dem warm das Blut floss. Das warme Blut liebkoste ihren Körper, ihr Gesicht leuch-

24 In Wollnermans Transkription ist das Wort doppelt unterstrichen; vermutlich auch in Gradowskis Handschrift so.

tete vor Freude. Glücklich und zufrieden war sie, weil sie in der Hand noch den Druck fühlte von dem Schlag ins Gesicht des berühmten grossen Banditen und Mörders. Sie hatte ihr letztes Ziel erreicht. Ruhig ging sie dem Tod entgegen.

Der Gesang aus dem Grab

In dem grossen Bunker stehen Tausende Opfer und warten, warten auf den Tod. Plötzlich, elementar, dringt Gesang heraus. Erstarrt bleibt die Bande von hohen Offizieren wieder stehen. Sie können nicht verstehen, können nicht begreifen, wie es möglich ist, dass dort im Bunker, im Herzen des Grabes, an der Schwelle des Untergangs, in den letzten Minuten des Lebens Menschen, anstatt zu klagen und ihre verlorenen jungen Leben zu beweinen – singen, in Gesang ihre Stimmen erheben. Dann hat der Führer wohl recht, dass das Teufel sind, denn wie könnte ein Mensch so sorglos, mutig und ruhig dem Tod entgegengehen?

Die Töne, die Melodie, die jetzt dort herausdringt, kennen sie alle gut. Und besonders für sie, die Banditen, sind die Töne jetzt wie Messer, dringen wie Spiesse ins Herz. Denn die Toten-Menge singt da jetzt die überall populäre internationale Internationale.

Die Internationale, die Hymne des grossen Russenvolkes – sie singen dort deren Lied, das Lied der starken siegreichen Armee.

Das Lied erzählt den Offizieren und erinnert sie an die Fronten und an die Siege, die jetzt nicht sie, sondern jene, die Rotarmisten, erringen. Gegen ihren Willen werden sie von der Melodie mitgerissen. Wie eine Welle im Sturm fährt das Lied durch ihr von abergläubischem Fanatismus besoffenes Gehirn und zwingt sie, nüchtern zu werden, mahnt sie an alles, was jetzt passiert. Das Lied zwingt sie, die jüngste Vergangenheit richtig wahrzunehmen und die tragisch schauerliche Wirklichkeit zu sehen. Das Lied erinnert sie daran, dass bei Kriegsbeginn der «Führer»-Gott erklärt und sich dafür verbürgt hat, dass in sechs Wochen das grosse Russland unter ihrem Stiefel liegen und in Moskau auf der roten Residenz das

schwarze «Hakenkreuz» flattern werde. Und sie haben bestimmt geglaubt, dass das «Ende» so sein werde, wie der Anfang war. Und was ist plötzlich geschehen?

Die siegreichen europäischen Armeen, die im Nu starke Völker versklavt haben, gerüstet waren mit höchster Stärke, Technik und Kunst, geführt wurden von alterfahrenen Strategen, durchdrungen waren von tiefem Glauben an vollkommenen Sieg, stolz in ihrem alten Traum von Deutschland, Deutschland über alles – die liegen jetzt zerbrochen, gehen zurück und fliehen. Rollen von höchsten Gipfeln herunter, fallen in den tiefsten Abgrund. Und weit und breit wird aller Boden mit ihrem Blut und Fleisch gedüngt. Wo bleibt die Kraft? Wo ist die Kunst? Wo sind die Technik und die Strategie geblieben? Warum konnten sie jeden besiegen, nur nicht das grosse asiatisch rückständige russische Volk? Ist es nicht die Macht des «Internationalismus», die die Russen mit übernatürlicher Kraft beseelt hat? Ihre Muskeln sind zu Stahl geschmiedet, ihr Wille könnte wie ein Sturm die ganze Welt zerstören.

Die Melodie des Liedes lässt die Offiziere nicht mehr ruhen. Sie haben sich hier bis jetzt in Sicherheit gefühlt, das ist nun vorbei und zerbrochen. Durch die Töne erreicht sie der Marschtritt der Armeen, die nun stolz und gross über die Gräber ihrer deutschen Brüder stampfen. Durch die Töne hören sie den Donner von Geschützen und die Einschläge von Bomben, die jetzt geworfen werden. Der Gesang schwillt an, die Töne dringen immer lauter heraus. Alle, alle werden jetzt mitgerissen von dem Lied, wie eine Welle im Sturm bahnt das Lied sich seinen Weg, ergiesst sich in die ganze Welt und schwemmt in seinem Lauf alles mit seiner Heldenkraft mit. Sie fühlen und spüren es jetzt, die Offiziersbande, die Vertreter der starken, grossen Macht, wie nichtig, wie unwichtig und klein sie sind. Als seien die Klänge lebendige Wesen, als seien sie kämpfende Armeen – die eine siegt mit Stolz und Heldenkraft, und die andere, die von den Offizieren repräsentierte, steht jetzt stumm und starr und zittert in Beklemmung und Furcht.

Die Töne kommen ihnen immer näher. Sie spüren, dass die in jeden

Winkel dringen, und wo die Klänge hinkommen, schwankt der Boden. Die Offiziere haben bald keinen Platz mehr. Der Boden, der einzig sichere, wird bald von der Welle überschwemmt werden. Ach! die Töne, die Melodie, sie spricht vom Sieg, erzählt von einer herrlichen Zukunft. Sie sehen es schon vor Augen, wie die siegreichen Roten Armeen wild und siegestrunken über die Strassen ihres Reiches rennen und alles niedermetzeln, aufschlitzen und verbrennen, was existiert. Ein schwarzer Gedanke läuft ihnen durchs Hirn. Sagt das Lied nicht an, dass bald genau die Rache verwirklicht werden wird, von der die jüdische Frau vorhin hier geredet hat? Werden sie nicht bald für die bezahlen müssen, die jetzt das Lied singen und denen sie gleich das Leben nehmen werden? Wer weiss? ...

HaTikvah

Sie atmen auf, die Bande hoher Offiziere, weil nun das Echo des letzten Tons verklungen ist. Aber das dauert nicht lang. Ein neues Lied dringt jetzt voller Mut und Glauben tief aus den Herzen. Die Menge singt die Nationalhymne. Das haTikvah-Lied singen sie jetzt.[25] Das sind Lieder, die auch «sie» gut kennen. Sie haben sie mehr als einmal gehört. Die Menge singt die Nationalhymne mit Stolz und Freude. Die Offiziersbande steht wieder still und versteinert. Denn auch dieses Lied erzählt etwas, es weckt und ruft auf, sich zu erinnern. Durch das Lied redet die Toten-Schar mit ihnen, kühner geworden durch das Lied: Ihr Banditen, ihr Mörder der Welt! Ihr habt gemeint, ihr habt gemeint – habt euch von eurem «Führer», eurem «Gott», zu dem Glauben verführen lassen –, dass ihr das Volk Israel umbringen und durch seine Ausrottung euren Sieg erreichen könntet.

25 Hebr. «die Hoffnung»: Titel eines 1888, vermutlich von Samuel Cohen komponierten Liedes, nach einem Gedicht von Naphtali Herz Imber. 1897 wird es zur Hymne der zionistischen Bewegung, 1948 zur Nationalhymne des Staates Israel erklärt.

Da kommt aber das Lied und erzählt ihnen und erinnert sie, dass sie auch den Sieg über das Volk Israel niemals erreichen werden.

Es leben Juden in der ganzen Welt – in jenen Ländern, zu denen ihr Fuss nicht hingekommen ist. Und selbst in den Ländern, in denen ihr Einfluss noch gross ist, lässt sich gar nichts mehr machen, denn jene Völker sind nüchtern geworden und wollen der wilden Barbarei und viehischen Grausamkeit keine unschuldigen Opfer mehr bringen. Das Lied erinnert sie, dass das alte Märtyrer-Volk Israel weiterleben und seine Zukunft bauen wird, seine Heimat bauen in seinem alten Land dort in der Ferne. Das Lied erzählt ihnen und macht ihnen klar, dass der Satz Illusion war, von dem sie sich so leicht haben beeinflussen lassen, dass nämlich «grade mal ein Jude auf der ganzen Welt übrigbleiben werde fürs Museum» und dass also keiner da sein werde, der zur Rache rufen – oder selber Rache üben könne – da kommt das Lied daher und erinnert daran, dass in der Welt Juden leben, die nach dem Sturm aus allen Ecken hierher zusammenkommen werden, und jeder wird suchen, dieser seinen Vater, jener Bruder und Schwester, und fragen wird man uns – wo sind sie umgekommen, die Kinder unseres Volkes?! *Sie werden fragen, wo ihre Schwestern und Brüder seien, gerade die, die heute hier gleich umkommen werden, gerade die, die jetzt das Lied singen!*[26] Sie werden alle die riesigen Armeen bilden, deren einziges Ziel Rache sein wird. Sie werden Bezahlung für alle die Opfer fordern, für das unschuldige Blut, das ihr gleich vergiessen werdet, und für das, das ihr bisher vergossen habt.

Das haTikvah-Lied, es lässt nicht ruhen, es weckt, es ruft. Es verwebt sie in tiefen Trübsinn.

26 Der kursive Satz steht auf der leeren rechten Seite. Pfeil und Sternchen zeigen, dass der Satz an diese Stelle gehört.

Die tschechische Hymne

Wie eine Ewigkeit zieht der Transport sich heute für sie hin. Die Stunden sind zu Jahren geworden. Sie stehen da, die grosse Banditen-Bande, desillusioniert und gebrochen. Sie glaubten, sich heute mit den Emotionen eines herrlichen Vergnügens zu sättigen, zusehen zu können, wie eine Masse von Tausenden jungen jüdischen Opfern gepeinigt wird, wie sie mit Qualen kämpft. Stattdessen ist da eine singende, fast sorglose Menge, die dem Tod ins Gesicht lacht. Wo ist hier die Rache? Wo ist die Strafe? Sie meinten, sie könnten ihren Durst nach jüdischem Blut mit den schauerlichen Leiden hier löschen, und nun stehen da Menschen, ruhig, kühn, und singen, singen Lieder, die nun zu strafenden Ruten geworden sind, ihnen tief in die viehischen Herzen dringen und sie nicht ruhen lassen. Es kommt ihnen vor, als seien sie, die starken, mächtigen Banditen, hier jetzt angeklagt und als übten die nackten Frauen jetzt Rache an ihnen, Rache durch Gesang.

Sie singen jetzt die Hymne des versklavten tschechoslowakischen Volks. Sie waren Bürgerinnen dieses Volks. Haben sicher und ruhig gelebt wie alle Bürger des Landes, bis die Barbaren kamen und das ganze Volk versklavten. Sie haben gar nichts gegen das tschechische Volk, wissen, dass es keine Schuld an ihrem Unglück und ihrer Katastrophe trägt. Sie fühlen stark mit ihm und seinen Leiden und Nöten mit. Zusammen mit dem ganzen tschechischen Volk erwarten sie die Freiheit, bald, auch wenn sie wissen, dass sie selbst das nicht mehr sehen und hören werden. In der Phantasie aber stellen sie sich jetzt schon vor, wie es in naher Zukunft bei dem zum Leben erwachten tschechischen Volk aussehen wird. Und sie singen jetzt schon die Hymne, die bald im ganzen Land erklingen wird. Von den hohen Bergen und aus den tiefen Tälern wird das Echo des zur Freiheit erwachten Lebens klingen. Sie schicken dem tschechischen Volk jetzt einen Gruss aus dem tiefen Grab, dass es aufgemuntert werde und sich zum Kampf bereit mache.

Das Lied erinnert sie, das Lied erzählt ihnen, dass bald alle Völker der Welt befreit werden sollen, auch die Tschechoslowakei. Überall werden bald für alle Völker die Freiheitsfahnen flattern. Und was wird dann mit ihnen, den Bedrückern und Bezwingern, sein, die doch in ganz Europa das unschuldige Blut so vieler Völker vergossen haben? An dem Tag, an dem die kleinen versklavten Völker wieder zum Leben erwachen, wird das grosse starke Reich versklavt, unterjocht und zerbrochen liegen. Der Tag, an dem die Welt die Freiheit aller Menschen feiert – dann wird der Tag ihrer Versklavung beginnen. Am Tag des Friedensschlusses, dann, wenn in ganz Europa die Menschen sich auf der Strasse küssen und umarmen, dann an dem Tag werden die Verbrecher und Mörder irgendwo versteckt sitzen in Angst und Schrecken vor dem grossen Tag des Gerichts – wenn die Welt mit ihnen abrechnen wird. Wenn sich dann alle Völker daranmachen, die Ruinen aufzubauen, werden sie ihr Unglück noch mehr fühlen.

Der kommende Tag der allgemeinen Freiheit wird für sie zu einem Tag der grossen Katastrophe werden. Alle die ruinierten, zerschlagenen Völker werden kommen und verlangen, dass sie für alles bezahlen, weil sie allein das Unglück über die Welt gebracht haben, kein anderer.

Ach! Diese bösen Lieder lassen sie nicht ruhen. Die haben ihnen das Fest heute gründlich verdorben.

Das Partisanenlied

Schon kommen letzte Autobusse an. Der Transport der Frauen kommt zum Ende. Mit einer Frau passiert ein kleiner «Zwischenfall». Sie lässt sich nicht ausziehen, das junge, gut entwickelte Mädchen aus der Slowakei. Sie will nicht in den Bunker ins Todesgas. Sie schreit, lärmt, ruft die Frauen zum Kampf auf. «Erschiesst mich!» – bittet sie. Die Wohltat gewähren die Banditen ihr gern. Sie führen sie hinaus, zurück zur Erde, zum

Mondschein, und zwei Menschen mit gelben Streifen an den Ärmeln drehen ihr die Arme nach hinten. Das zappelnde, junge, frische Mädchen windet sich, zuckt konvulsivisch mit allen Gliedern.

In der Nachtstille ist ein kurzer Knall zu hören, da hat ihr eine Bestie mit kultivierter Kugel das Leben geraubt. Ein junger Baum ist gefallen. Ein dumpfer Ton war zu hören. Ihr massiver Körper zerschlug sich an der kalten Erde, ein Strom von Blut ergoss sich auf den Boden und ihre Augen sahen starr zur Mondin. Die ging ihren Gang weiter. – Da war ein Leben und ist nun nicht mehr. Vor Minuten warf sie sich noch hin und her, schrie, weinte, rief zu Kampf und Widerstand, und nun liegt sie ausgestreckt, die Arme ausgebreitet, als wolle sie jetzt die ganze Welt umarmen.

Unten im grossen Bunker singen sie wieder. Sie übertönen jede Unruhe, zerstreuen jede Angst, die ihnen Herz und Seele gefangen nehmen will. Sie singen jetzt das Partisanenlied; und es dringt den Banditen ins Herz wie ein Spiess.[27] Die Partisanen, das sind ja die heroischen Freiheitskämpfer, in deren Reihen viele vom Märtyrervolk sich befinden. Und sie werden in der Zukunft die schwere, strafende Hand sein, wenn die zerschlagenen Armeen in wilder Panik in Wälder und Felder rennen, um sich irgendwo in einer Grube, in Vertiefungen zwischen dichten Büschen und Bäumen zu verbergen. Dann werden die Partisanen aus ihren Verstecken herauskommen und jene werden für alles bezahlen. Rache werden die Partisanen nehmen für ihre eigenen Leiden und Nöte, die sie ihretwegen durchgemacht haben. Blutig grausame Rache auch für die Väter und Müt-

27 Jiddisch «Dos partizaner-lid» – auch bekannt unter dem Titel «Zog nit keyn mol az du geyst dem letstn veg» (Sage niemals, dass du den letzten Weg gehst). Jiddisches Widerstandslied, 1943 im Ghetto Wilna (Vilnius) von Hirsh Glik (1920-1944) verfasst. Glik war aktives Mitglied in der «Fareynikter Partizaner Organizatsye» des Ghettos. Sein Lied, dem eine Kosakenmelodie zugrunde liegt, wurde unter der Ghettobevölkerung schnell populär. Der Untergrund machte es zu seiner offiziellen Hymne, auch «Partizaner himen» genannt. Das Lied fand starke Verbreitung in anderen Ghettos und wurde auch in den Lagern gesungen.

ter, die Schwestern und Brüder, die unschuldig umkommen. Für die hier, die Tausende Leben, die heute umkommen. Und dann, wenn der Sturm vorüber ist, werden Überlebende aus all den irdischen Grüften an die Oberfläche kommen und die grossen Garden der Rache bilden, der Rächer. Und sie, sie werden vor der Welt Zeugen der sadistischen, grausamen, barbarischen Taten sein, mit denen die Banditen Millionen Menschen aus der ganzen Welt umgebracht haben. Sie werden die siegreichen Armeen auf Felder und in Wälder führen und ihnen die Stellen zeigen, wo Hunderttausende unschuldige Opfer liegen, die lebendig in tiefen Gruben begraben wurden oder lebendig in Feuer verbrannt. Damit sie für alles, alles Rache nehmen.

Gerade ist die letzte Frau in den Bunker gekommen. Die Tür ist verriegelt, hermetisch abgeschlossen, damit keine Luft eindringen kann. Die Opfer stehen wie in ein Fass hineingepresst, ersticken jetzt schon vor Hitze und Durst. Sie fühlen, wissen: Nicht mehr lange, noch eine Minute, einen Augenblick, dann kommt das Ende. Trotzdem singen sie weiter. Sie wollen jetzt alles vergessen. Auf den Wellen der Musik wollen sie sich halten und schwimmen und von den hellen, süssen Tönen den kurzen Weg vom Leben getragen werden – bis zum Tod.

Und die hohen Offiziere stehen immer noch und warten, warten auf den letzten Atemzug. Noch ein Akt, der letzte, erhabenste, bleibt ihnen noch zu sehen: wie die Tausende Opfer sich wiegen wie Ähren im Sturm, und dann, wenn der letzte, der allerletzte Lebensakkord ausklingt – werden sie das «schönste» Bild sehen, wie die 2‘500 Opfer wie abgesägte Bäume Umfallen, eins ins andere verflochten.

Und das wird der letzte Akt ihres Lebens und ihrer Welt sein.

Das Einschütten des Gases

In der Stille der Nacht sind nun Schritte von zwei Menschen zu hören. Im Mondlicht sind zwei Silhouetten zu sehen. Sie ziehen die Masken auf, um das Todesgas schütten zu können. Sie tragen zwei Dosen, die gleich die

Tausenden von Opfern dort töten werden. Sie gehen jetzt auf den Bunker, die tiefliegende Hölle zu, gehen leise. Sie gehen ruhig, kalt und sicher, als müssten sie eine ganz heilige Arbeit tun. Ihr Herz ist wie zu kaltem Eis erstarrt, die Hände zittern nicht. Sie gehen unschuldigen Schritts zu jedem «Auge» des tiefen Bunkers, schütten das Gas hinein und decken das offene Auge mit einem schweren Deckel ab, damit das Gas nicht zurückkann. Durch die «Augen»-Löcher dringt das tiefe, schmerzliche Stöhnen der Masse zu ihnen, die da jetzt mit dem Tode kämpft, aber ihr Herz bleibt unberührt. Taub, stumm, kalt und steinern gehen sie zum zweiten «Auge» und schütten Gas hinein. Bis zum letzten «Auge» gehen sie, und dann die Masken abgenommen. – Stolz, mutig und zufrieden gehen sie weg. Erledigt ist die grosse Arbeit für das Volk, für das Land. Einen Schritt näher zum Sieg haben sie nun getan.

Der erste Sieg

Sie gehen jetzt zurück nach oben, die grosse Offiziersbande, sie sind glücklich und zufrieden, dass nun endlich Schluss ist mit dem «Singen» und mit dem «Leben». Sie atmen jetzt freier. Sie fliehen jetzt von dort, vor dem Gespenst, dem Fatum, das sie von der Hölle aus verfolgt hat. Sie haben zum ersten Mal in ihrer «Tötepraxis» eine solche geistige Depression durchgemacht, stundenlang angespannt zu sein, sich als Verbrecher zu fühlen und mit feurigen Ruten gestraft zu werden, wovon sie jetzt noch den Schmerz spüren. Und von wem gestraft? Von der verfluchten, teuflischen Judenbande. Aber G.s. D.[28] ist jetzt Schluss damit und sie sind «befreit». Eine Stimme der Strafe und Drohung war dort gewagt worden. Nun liegen die da schon erstarrt. Und sie befreien sich nun allmählich von dem tiefen geistigen Alptraum und fangen an, grosses Vergnügen an ihrem

28 Gott sei Dank.

grossen Sieg zu haben. Sie gehen stolz, munter und zufrieden von dem ersten Schlachtfeld hier weg. Zweitausendfünfhundert von ihren grossen Feinden, die sie im Kampf für ihr Land und für ihr Volk stören, liegen jetzt schon tot und starr. Jetzt haben sie es «möglich gemacht», dass die kämpfenden Armeen im Osten und Westen leichter zum Sieg kommen.

Die zweite Front

Alles geht jetzt «dort» zum zweiten Krematorium hinüber.[29] Die Offiziere, die Posten und auch wir. Wieder wird die Front aufgestellt. Alle stehen gespannt, kampfbereit. Und hier werden noch mehr Vorsichtsmassnahmen getroffen. Denn wenn auch das erste Zusammentreffen mit den Opfern ruhig, ohne jeden Kampf, ohne jeden Widerstand und ohne jeden Verlust auf ihrer Seite siegreich war, so könnte doch hier an der zweiten Front trotzdem etwas passieren, weil nun eine Menge starker junger Männer kommen soll. Es dauert nicht lange, da hören wir schon das Geräusch der wohlbekannten Autoräder. «Sie kommen!», schreit der «Kommandant», das heisst, alles soll sich bereit machen. In der Nachtstille ist zu hören, wie zum letzten Mal vor der Schlacht an Gewehren und Maschinengewehren herumhantiert wird, damit sie gut funktionieren, wenn sie möglicherweise ihre «Arbeit» tun müssen.

Nun beleuchten wieder die riesigen Scheinwerfer den Platz, den toten. Und in ihrem Licht und im Mondschein glänzen wieder viele Gewehre, gehalten von den Händen der «Grossmacht», die nun zum Kampf gegen das schutzlose, unglückliche Volk Israel angetreten ist. Zwischen Bäumen und Drähten sehen Köpfe wild heraus. Im Widerschein der Mondin glänzt furchterregend der «Totenkopf» auf den Helmen der «Helden», die sich viel auf ihn einbilden. Wie böse Geister und Teufel, wie Verbrecher und

29 Krematorium III. Siehe S. 13, Fn. 11.

Mörder stehen sie jetzt verteilt in der stillen Nacht und warten, warten voller Angst und Hunger auf die Beute, die gleich kommt.

Die Enttäuschung

Alle waren gespannt, «wir» und «sie». Die Vertreter der Macht standen in Angst und Beklemmung. Sie zitterten, vielleicht würden die vielen verzweifelten Männer an der Schwelle des Grabes als Helden fallen wollen. Dann könnte doch auch einem von ihnen ein Unglück geschehen. Und wer weiss schon, wer dieser Eine sein wird? Am Ende wird man selbst das Opfer sein. Auch wir waren gespannt und holten sie mit Herzklopfen von den Wagen herunter. Wir hofften, wir glaubten, dass es heute geschehen werde und dass heute endlich der Tag sei, der ungeduldig erwartete; dass die verzweifelte Menge an der Schwelle des Grabes das Zeichen zum Kampf gäbe und wir mit ihnen zusammen, Hand in Hand, uns in die ungleiche Schlacht werfen könnten. Und dann würden wir nicht mehr fragen, ob der Kampf zwecklos sei, ob wir denn Freiheit und Leben durch ihn erlangen würden. Unsere grösste Chance würde darin bestehen, dass wir unserem finsteren Leben ein schnelles heldisches Ende geben könnten. All das Schauerlich-Tragische musste ein Ende finden. Aber wir wurden enttäuscht: Statt sich wie wilde Tiere auf uns und auf sie zu «werfen», kamen die meisten ruhig und gelassen von den Wagen herunter und schauten dann nervös und erschrocken auf dem grossen Platz herum. Verweilten mit dem letzten Blick lange auf dem Gebäude – der grossen Hölle – liessen die Hände sinken, beugten resigniert den Kopf und gingen still ins Grab hinein. Alle fragen sich nach den Frauen, ob die schon hierhergekommen seien. Die Herzen schlagen nur für sie, mit tausend unzerreissbaren Fäden sind sie da noch angebunden. Fleisch und Blut, Herz und Seele sind immer noch ein Organismus mit den Frauen, und der Vater, Mann, Bruder, Verlobte oder Bekannte weiss nicht, dass seine Frau und sein Kind, seine Schwester, seine Braut, Freundin oder Bekannte, die vielen Tausende, de-

nen noch jetzt sein Sinnen und Trachten gilt, mit denen sein Leben doch verbunden ist – dass sie schon dort in eben dem grossen Gebäude liegen. Im tiefen Grab dort liegen sie, tot, unbeweglich, für immer erstarrt. Die Männer wollen es nicht glauben, wenn wir ihnen die Wahrheit erzählen, dass die Verbindung mit den Frauen schon lange zerrissen ist.

Einige werfen ihre Packen gleich wild auf den Boden. Sie wissen Bescheid, sie kennen das Gebäude, das jeden Tag durch die Schornsteine dort Opfer zum hohen Himmel speit. Andere stehen tödlich versteinert, pfeifen sogar ein Liedchen und sehen verträumt und sehnsüchtig zum Mond und den Sternen und gehen mit einem Seufzer gleich in den tiefen Bunker hinunter. Es dauerte nicht lange, da standen alle nackt und gingen ruhig im Bunker in den Tod. Ohne Kampf und Widerstand gingen sie.

Sie und Er

Herzzerreissende Szenen spielten sich nur in den Augenblicken ab, als einige Frauen, die im Krematorium I keinen Platz mehr gehabt hatten, zu den Männern gebracht wurden. Wild und in Raserei laufen nackte Männer zu den Frauen hin und suchen unter ihnen, der seine Frau, seine Mutter, jener sein Kind, eine Schwester oder eine Bekannte. Die wenigen «Glücklichen», Frauen wie Männer, die sich nun hier getroffen haben, drücken sich fest aneinander und küssen sich leidenschaftlich. Und in der Mitte des grossen Saales siehst du das Schauder erregende Bild, wie ein Nackter seine Frau umarmt hält oder Bruder und Schwester verschämt stehen, sich weinend küssen und «glücklich» zusammen in den Bunker hineingehen.

Viele Frauen aber blieben einsam und verlassen allein sitzen. Ihr Mann, Bruder oder Vater ist schon mit den Ersten in den Bunker gekommen. Er denkt dort an seine Frau und sein Kind, an Mutter und Schwester und weiss nicht, der Unglückliche, dass hier im selben Raum zwischen frem-

den Männern seine Frau steht, nackt, und unter ihnen sucht und forscht, ob sie vielleicht sein liebes Gesicht zwischen ihnen findet. So schweifen ihre Blicke in Sehnen und Suchen wild umher.

Unter der Männermenge liegt dort die Frau in Suchen und Sehnen ausgestreckt, ihr Körper ist zu den vielen hin gereckt, sie hat beim letzten Atemzug noch ihren Mann unter ihnen gesucht.

Und dort am Rand, an der Bunkerwand, stand ihr Mann und hatte dort keine Ruhe. Er stand auf den Zehenspitzen und suchte, auch er, seine nackte Frau, die sich in der Männermenge befand. Und als er sie gerade wahrgenommen hatte und sein Herz heftig zu klopfen anfing und seine Arme sich ihr, ihr entgegenstreckten und er sich einen Weg zu ihr bahnen wollte und laut ihren Namen rief – da verbreitete sich das Gas im Saal und so ist er erstarrt, mit zu seiner Frau ausgestreckten Armen, mit offenem Mund und wild starrenden Augen blieb er liegen. Ihr Name war ihm auf den Lippen, so starb sein Herz und entschwand seine Seele.

Da haben zwei Herzen im gleichen Takt geschlagen und sind in Suchen und Sehnen vergangen.

«Heil Hitler»

Durch das kleine Fenster in der Grabestür hat die «Macht» selbst beobachtet, wie die Männermasse unter dem tödlichen Gas in Todesstarre umsank.

Glücklich und zufrieden, mit dem endgültigen Sieg in der Tasche, sind sie jetzt aus dem Grab heraus. Sie können nun alle ruhig und sicher heimfahren. Ausgelöscht, weggewischt ist der grosse Feind ihres Volkes und Landes. So wird jetzt wieder alles möglich sein. Der «Führer», der grosse Gott, hat es doch selber gesagt: Jeder tote Jude – ein Schritt zum Sieg. Und da haben sie nun fünftausend auf einmal, in ein paar kurzen Stunden, zu Toten gemacht. So ein Erfolg, so ein Sieg, ohne eigenen Verlust, ohne ein eigenes Opfer. Wer kann sich einer ähnlichen Tat rühmen wie sie, die klugen Offiziere?

Sie verabschieden sich, indem sie die Hand heben, und mit diesem heiligen Gruss setzen sie sich zufrieden in die Autos.

Die vielen Autos fahren frech und froh, fahren sie doch die grossen Helden nach ihrem Sieg. Bald werden Telephone klingeln, werden sie einander den grossen Erfolg und Sieg verkünden. Bis zu ihm, dem «Führer und Gott», wird die Botschaft kommen vom grossen Erfolg und Sieg, der heute stattgefunden hat. «Heil Hitler».

Auf dem toten Platz

Auf dem Platz ist es still geworden. Keine Posten, keine Autos mit Granaten, keine Scheinwerfer mehr. Alles ist auf einmal verschwunden. Totenstille herrscht nun wieder auf G-ttes Welt, als habe aus der tiefen Hölle dort der Tod sich in einer leisen Welle über die Welt ergossen und alles eingewiegt und eingeschläfert zu ewigem Todesschlaf. Die Mondin ist ruhig weiter ihren Gang gegangen. Die Sterne am tiefen blauen Himmel funkeln voller Zauber. Still und ruhig fliesst die Nacht in die Ewigkeit, als sei auf der Welt heute gar nichts geschehen. Die Nacht, die Mondin, die Himmel und die Sterne halten geheim, haben tief in sich versenkt, was der Teufel in dieser Nacht fertiggebracht hat, ohne die Welt durch irgendein Anzeichen etwas von dem Grausamen merken zu lassen.

Im Mondenschein sind auf dem toten Platz nur schattenhafte Häufchen zu sehen – da liegen hingeworfene Packen, Zeugen einstigen Lebens. Einige schattenhafte Menschensilhouetten zerren etwas Schweres vom Boden hoch, bringen den Körper zu einer offenen Tür. Sie gehen mit leisem Schritt zurück, schleppen einen zweiten heran und verschwinden in der offenen Tür. In der stillen Nacht ist jetzt zu hören, dass eine Tür verriegelt wird, da sind die unglücklichen Brüder eingeschlossen worden, die bald zur Arbeit an den Toten gehen müssen. In der Nachtstille sind jetzt Schritte zu hören. Da dreht der Wächter seine Runde um das Grabeshaus und bewacht die unglücklichen Brüder, die jetzt in der Hölle dort an ihren to-

ten Schwestern und toten Brüdern arbeiten. Die bewacht der Wächter jetzt, damit sie nicht weglaufen vor dem Tod.

Im Bunker

Mit zitternden Händen drehen jetzt Brüder an Schrauben und heben vier Riegel hoch. Zwei Türen der beiden grossen Grabkammern sind dort nun offen. Angeweht hat uns eine Welle von grausamem Tod. Erstarrt sind alle stehen geblieben und wollen ihren Augen nicht trauen. Wie lange? Wie lange ist es her, wir haben sie noch vor Augen, die zappelnd lebendigen jungen Frauen und die Männer, in unseren Ohren klingen noch ihre letzten Worte. Die Blicke ihrer tiefen tränenerfüllten Augen verfolgen uns noch.

Und jetzt, mit einem Mal, was ist aus ihnen geworden? Die Tausende, die Tausende brausender, rauschender, singender Leben liegen jetzt tot und starr. Man hört keinen Ton, kein Wort mehr, auf ewig ist ihr Mund verstummt. Starr sind ihre Blicke stehen geblieben, ihre Körper liegen bewegungslos. In der toten erstarrten Stille gibt es nur ein leises Geräusch, aus den toten Körpern rinnt aus verschiedenen Öffnungen Flüssigkeit heraus. Das ist die einzige Bewegung in der grossen toten Welt.

Unsere Augen sind angeschmiedet, hypnotisiert von dem Meer toter nackter Leiber. Eine Welt von Nacktheit haben wir da gesehen. Sie liegen umgefallen, einer in den anderen eingeflochten, eingedreht, wie zum Knäuel gebunden, als habe der Teufel gerade vor dem Tod mit ihnen ein Teufelsspiel gespielt und sie in solcher Pose hingelegt. Hier liegt einer ganz auf anderen Körpern hingestreckt. Da hat einer den anderen umarmt und beide sitzen an der Wand. Dort steht nur ein Stück eines Rückens heraus und Kopf und Beine sind in andere Körper eingedrückt. Da siehst du nur eine Hand, einen Fuss in die Luft ragen und der ganze Körper liegt im tiefen Meer von Nacktheit. Siehst nur Stücke menschlicher Körper an der Oberfläche der nackten Welt.

In dem grossen Meer von Nackten schwimmen viele Köpfe herum. Sie

halten sich an der Oberfläche der Nackten-Wellen. Es scheint, als schwämmen sie in dem grossen tiefen Meer und nur die Köpfe sähen dort aus dem tiefen Nacktheitsabgrund heraus.

Die Köpfe, die schwarzen, blonden, braunen sind das Einzige, was aus der allgemeinen Nacktheit herausragt.

Die Zubereitung für die Hölle

Man muss das Herz, das fühlende, ab töten, jedes Schmerzgefühl in ihm betäuben. Man muss in sich die grausamen Leiden überschreien, die wie ein Sturm alle Glieder ergreifen. Man muss zu einem Automaten werden, der nicht sieht, nicht fühlt und nicht versteht.

Füsse und Hände haben sich an die Arbeit gemacht. Eine Gruppe Kameraden steht da, jeder zu seiner Arbeit eingeteilt. Man zerrt, reisst mit Gewalt die Körper aus dem Knäuel heraus, einer an einem Fuss, ein anderer an einer Hand, wie es gerade bequemer ist. Es scheint, dass sie bald von dem ständigen Gezerre in Stücke gerissen werden. Der Körper wird dann auf den schmutzigen kalten Zementboden gezerrt und der schöne Leib, der reine, reizende alabasterne Leib, wischt wie ein Besen den ganzen Schmutz und Dreck auf, der auf seinem Weg liegt. Man nimmt den verschmutzten Körper und legt ihn in Reih und Glied. Es schauen ein paar ganz erstarrte Augen zu dir, als ob sie dich fragten: Was wirst du, du Bruder, hier gleich mit mir machen? Gelegentlich erkennt man einen Bekannten, mit dem man zusammen war, ehe er in das Grab dort ging. Drei Menschen stehen und bereiten den Körper zu. Einer hat eine kalte Zange, schiebt sie in den schönen Mund und sucht nach einem Goldzahn, und wenn er einen findet, reisst er ihn mit Fleisch heraus. Ein zweiter schneidet die gelockten Haare ab – die Krone der Frauen, und der dritte reisst schnell die Ohrringe herunter, wobei oft Blut fliesst. Und Ringe, die sich nicht leicht abziehen lassen, werden mit Zangen abgerissen.[30]

30 Bei den meisten Transporten wurden die Menschen im Auskleideraum dazu aufge-

Und jetzt wird sie[31] zum Aufzug gebracht. Wie Holzklötze werden von zwei Männern die Körper daraufgeworfen, und wenn es sieben oder acht sind – wird mit einem Stock ein Zeichen gegeben, und der Aufzug fährt hoch.

Im Herzen der Hölle

Dort oben stehen vier Menschen am Aufzug. Zwei schleppen von der einen Seite des Aufzugs Körper zum «Reserve»-Raum. Und zwei, die die Körper gleich zu den Öfen ziehen. Sie werden zu je zweien vor die Ofentüren gelegt. Kleine Kinder sind an einer Seite auf einen grossen Stoss gestapelt – sie werden jeweils zu zwei Erwachsenen dazugeworfen. Sie werden auf das eiserne «Taare-Brett»[32] gelegt, dann wird das Höllenmaul aufgemacht und das Brett in den Ofen geschoben. Zungen des höllischen Feuers lodern heraus und greifen wie offene Arme nach dem Körper wie nach einem Schatz und holen ihn herein. Zuerst brennen die Haare. Die Haut läuft blasig auf und platzt in Sekundenschnelle. Die Hände und Füsse bewegen sich – da ziehen sich jetzt die Adern zusammen und bewegen die Glieder. Der ganze Körper flackert schon stark, die Haut ist geplatzt, das Fett läuft aus und du hörst das Zischen im brennenden Feuer. Du siehst schon keinen Körper mehr, nur einen Raum voll höllischem Feuer, in dem irgendetwas ist. Gleich platzt der Bauch. Die Eingeweide und Gedärme

fordert, ihre Wertsachen abzugeben, aber es konnte passieren, dass sie noch Schmuck trugen, als sie in die Gaskammern gingen. Häftlinge aus dem Lager wurden bereits bei der Aufnahme all ihrer Habseligkeiten beraubt. Obwohl die Häftlinge des Theresienstädter Familienlagers in Auschwitz-Birkenau privilegiert waren, war es ihnen verboten, Wertgegenstände zu besitzen. Diese wurden konfisziert. Insofern ist es sehr unwahrscheinlich, dass die Menschen, die bereits sechs Monate im Familienlager verbracht hatten, noch Ohrringe trugen.

30 Die Leiche. Bezug nicht ganz klar. Siehe S. 112, Fn. 32.

31 Jidd. «tare-bret»: rituelle Tragbahre für die Reinigung des Toten.

treten aus und in Minuten ist nichts mehr von ihnen da. Am längsten brennt noch der Kopf. Aus den Augen züngeln blaue Flämmchen – da brennen jetzt die Augen mit dem Gehirn aus, und die Zunge im Mund brennt auch noch. Zwanzig Minuten dauert die ganze Prozedur – und ein Leib, eine Welt ist Asche geworden.

Du stehst versteinert und schaust zu. Da legt man sie zu zweit hier hin. Zwei Menschen, zwei Welten haben ihren Platz in der Menschheit eingenommen, sie haben gelebt und existiert, getan und geschaffen. Haben etwas für die Welt und für sich selbst geleistet, einen Ziegel zum grossen Gebäude gelegt, einen Faden für die Welt und für die Zukunft gewebt – und bald, in zwanzig Minuten, wird nichts mehr an sie erinnern.[33] Dort liegen zwei andere, man hat sie gewaschen. Junge, schöne Frauen, sie sind früher einmal prachtvoll gewesen. Zwei ganze Welten haben sie eingenommen auf der Erde, wie viel Glück, wie viel Freude haben sie auf die Welt gebracht; jedes Lächeln von ihnen war ein Trost, jeder Blick ein Glück, jedes Wort hat bezaubert wie ein himmlischer Gesang, wo sie nur ihren Fuss hinsetzten, haben sie Freude und Vergnügen mitgebracht. Von vielen Herzen sind sie geliebt worden und jetzt liegen sie zu zweit auf dem eisernen Brett und gleich wird das Maul aufgehen und in Minuten wird nichts mehr an sie erinnern.

Dort etwas weiter liegen jetzt drei, ein Kind an die Brust seiner Mutter gedrückt. Wie viel Glück hat die Mutter, hat der Vater damals bei der Geburt ihres Kindes gehabt. Ein Heim gebaut, an einer Zukunft gewebt, eine Idylle war die Welt für sie, und bald, in zwanzig Minuten wird nichts mehr an sie erinnern.[34] Der Aufzug fährt auf und ab und bringt Opfer ohne Zahl. Wie in einem grossen Schlachthof liegen da jetzt Stösse von Menschen und warten, dass sie an die Reihe kommen.[35] Dreissig Höllenmäuler flackern jetzt in den zwei grossen Gebäuden und verschlingen zahllose

33 Siehe Fn. 22.
34 Ebenso.
35 Ebenso.

Opfer. Es wird nicht lange dauern, bis die fünftausend Menschen, die fünftausend Welten von den Flammen gefressen sind. Die Öfen, sie flackern wie Wellen im Sturm, das Feuer ist schon vor Langem von den Barbaren und Weltmördern angezündet worden, die meinen, sie könnten mit seinem Licht die Finsternis aus ihrer grausamen Welt vertreiben.

Das Feuer brennt dreist und ruhig vor sich hin, niemand stört es, niemand löscht es. Es bekommt unaufhörlich Opfer ohne Zahl, als wäre das alte Märtyrervolk eigens dazu geboren.

Wirst Du, Du grosse, freie Welt, die grosse Flamme einmal sehen? Wirst Du, Mensch, einmal abends da, wo Du bist, stehen bleiben und die Augen zum tiefen blauen Himmel heben, vor dem überall Flammen sind – dann sollst Du wissen, Mensch, Du freier, dass da das Feuer aus der Hölle ist und dass da ohne Ende Menschen brennen. Vielleicht wird Dein Herz einmal entzündet werden von ihrem Feuer, und Deine Hände, die eiskalten, werden einmal kommen und es löschen, das Feuer. Vielleicht auch wird Dein Herz von Mut und Kühnheit ganz beflügelt und Du wirst die Feuerhölle ewig brennen lassen und die Opfer austauschen – gefressen werden sollen vom Feuer die, die es angezündet haben.

Die Vereinigung

Dort unten auf der verfluchten Erde hat man sie zertrennt, zerrissen. Zerpflückt hat sie der Barbar.

Dort unten in den Grüften, Gefängnissen, dort haben sie gesondert gesessen, und das eine Herz hat geblutet und sich gesehnt nach dem anderen. Dort unten, gesondert sind sie in den Tod gegangen, da eine Frau, da ein Mann, da eine Mutter, da ein Vater, da eine Schwester, da ein Bruder.

Dort unten, gesondert schleppt man sie in die Bunker, da eine Frau, dort einen Mann, zum Aufzug schleppt man sie jetzt zertrennt und zerteilt.

Dort unten in der Hölle. Ganz gesondert werden sie in deren offene

Mäuler hineingeworfen, ins Feuer. Es brennt eine Frau mit dem Kind im Krematorium i und es wird verschlungen der Mann im Krematorium 2. Dort unten, aus zwei Schornsteinen, tiefen, grossen, schlagen jetzt wild Feuerzungen und schwarze Säulen Rauch heraus.

Dort unten, durch den Rauch eines Schornsteins schlägt jetzt das Leben einer Frau, eines Kindes, einer Mutter, einer Schwester, einer Bekannten heraus. Und aus dem zweiten, dort gegenüber, die Leben eines getrennten Mannes, Vaters, Bruders und Bekannten, durch die schwarzen Säulen Rauch, die jetzt zum Himmel schweben.

Dort unten wurden sie zertrennt, zerrissen und zerpflückt, aber hier oben, zu den Wolken, schweben sie jetzt zusammen. Es haben sich wieder vereinigt Mann, Frau und Kind. Zusammen. Die Familien, die zerpflückten, schweben in die hohen Himmel und gemeinsam verschwinden sie in der Ewigkeit, dort jetzt zusammen.

Dort unten, wo die Herrschaft der Barbaren sich noch kräftig hält, werden Tausende Leben jetzt von der Erde verjagt. In den Himmeln, den ganz hohen, schweben sie jetzt dorthin, zu den Schwestern und Brüdern, die gestern noch waren und dort umgekommen sind.

Dort oben überziehen sich jetzt die Himmel; und die Sterne, die funkelnden – verdunkelt wird ihr Schein dort. Eine Wolke, schwarz wie ein Leidtragenden-Mantel, steigt jetzt zur Mondin empor. Da wollen jetzt die Opfer sie, die Mondin, in Trauerkleidung hüllen.

Dort oben, verschwinden will die Mondin jetzt. Sie will sich nicht in Trauer kleiden, entfliehen will sie irgendwohin. Aber die Wolke, jene schwarze, verfolgt sie unablässig und hält sie in ihren Armen eingehüllt.

Dort oben – aus der tiefen Schwärze dort, sind Stimmen zu hören, viele Millionen, die seufzen und weinen. Da reden die umgebrachten Kinder, die Millionen unschuldig auf der Erde Verbrannten: Wir werden dich ewig verfolgen! Nicht leuchten wirst du mit deinem Licht der irdischen Welt, bis eine Antwort auf unser Blut uns hier oben erreicht.

Die Zertrennung

Vorwort

Lieber Leser! Ich widme diese meine Arbeit den Kameraden, den lieben Brüdern, die unerwartet von uns weggerissen wurden. Wer weiss, wo man ihre Leben hingebracht hat. Wir haben eine Ahnung, und zwar eine böse, weil wir Bescheid wissen, weil wir «sie» zu gut kennen.

Ich widme ihnen die paar Zeilen als Ausdruck meiner tiefen Liebe und meiner Verbundenheit mit ihnen. Falls Du, lieber Leser, uns einmal wirst verstehen wollen, unser «Ich» kennenlernen, dann musst Du Dich in diese Zeilen gut eindenken, dann wirst Du Dir ein Bild von uns machen können und auch verstehen, warum wir so waren und nicht ganz anders.

Ich widme die Zeilen hier auch dem, dass Du aus ihnen teilweise erfahren kannst, wie und auf welche Art die Kinder unseres Volkes umgekommen sind. Und Du sollst wenigstens Rache nehmen für sie und auch für uns. Denn wer weiss, ob wir, die wir die faktischen Beweise für alle Grausamkeiten in Händen haben, auch jenen Augenblick der Freiheit werden erleben können. Deshalb möchte ich durch mein Schreiben bei Dir ein Gefühl wecken, einen Rachefunken säen, der aufflammen und zur Feuersbrunst in allen Herzen werden soll, damit die in Meeren von Blut ertränkt werden, die mein Volk zu einem Meer von Blut gemacht haben.

Ich habe auch eine persönliche Bitte. Dass Du meinen Namen, der hier nicht angegeben ist, bei meinen Freunden in Erfahrung bringst und er auf der Schrift steht. Damit mein Name – von einem Freund oder Verwandten einmal mit einem Seufzer erinnert wird.

Noch eine Bitte habe ich an Dich. Dass Du die Photographie meiner Familie, von meiner Frau und mir dem Druck beigibst. Damit meine Liebsten und Teuersten in den Genuss eines Seufzers, einer Träne kommen – aus wessen Auge auch immer. Denn ich, ihr unglücklichstes Kind,

der verfluchte Mann, «bin nicht fähig», auch nur einen Seufzer, eine Träne für sie zu haben, ich kann es einfach nicht. In dem höllischen Leben, in dem ich mich jetzt schon bald sechzehn Monate befinde, hatte ich noch nie auch nur einen Tag, einen Tag, an dem ich mich in meine eigene Welt hätte zurückziehen und dort mein grosses Unglück wirklich hätte sehen, fühlen, spüren können. Die Routine der systematischen Vernichtung unseres Volkes, in der ich jeden Tag lebe, überschreit und verwirrt das individuelle Unglück und stumpft alle Gefühle ab. Noch ein Moment gibt es dabei: Mein eigenes Leben schwebt schon zwischen den Flügeln des Todes. Und wer weiss, ob ich einmal werde weinen und meine schauerlichen Leiden richtig fühlen können, wer weiss? ...

Meine Familie, die am 8.12.1942 verbrannt wurde

Meine Mutter	Sore
Meine Schwester	Libe
Meine Schwester	Ester-Rokhl
Meine Frau	Sonye (Sore)
Mein Schwiegervater	Refoel
Mein Schwager	Volf

Mein Vater ist von «ihnen» an Jom Kippur 1942 in Wilna gefangen worden. Er war zwei Tage vor Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges zu einem Besuch bei meinen Brüdern in die Lite[1] gefahren. Meine Brüder wurden dort in einem Lager in Schawel[2] festgehalten; was dann aus ihnen geworden ist, weiss ich nicht. Eine meiner Schwestern, Feygele,

1 Lite ist der nordöstliche Teil des jüdischen Siedlungsgebiets in Europa. Die Lite umfasst Litauen, Weissrussland und Lettland.

2 Vermutlich am 17. September 1943 wurde das bereits am 1. September 1941 offiziell eröffnete Ghetto Schaulen (jidd. «Shavl») in ein Aussenlager des Konzentrations-Hauptlagers Kauen umgewandelt. Im Juli 1944 wurde das Lager evakuiert, die Mehrheit der Häftlinge wurde in das KL Stutthof und weiter in das KL Dachau überstellt, einige von Stutthof auch in das KL Auschwitz-Birkenau.

und meine Schwägerin sind zusammen mit allen Otwocker Juden nach Treblinka gekommen. Das ist alles von meiner Familie.

7 7) (3 0) (40) (50) – (3) (200) (1) (4) (1) (6,6) (60) (100) (io).[3]

Appell

Ein Pfiff durchdrang das lärmende Durcheinander, das im Block entstanden war, als die Kameraden nach einem Appell hereinkamen.

Schon öfter hatte ein Pfiff uns zu einem zweiten Appell wieder aus dem Block hinausgetrieben, aus verschiedenen Gründen. Aber heute kam der Pfiff wie ein Sturm über uns, rupfte am Herzen. Blitzartig fuhr uns allen ein Gedanke durchs Hirn. Wer weiss? War der Pfiff etwa gegen uns gerichtet? Würde man jetzt etwas mit uns machen? Trennen, zerreissen, zerteilen? Und wegschicken? Stimmt etwa tatsächlich das Gerücht, das sich gestern verbreitet hat, dass am Freitag ein Transport mit den Kameraden abgehen werde, die nicht für die «Krematoriums»arbeit registriert worden sind? Ein Grund, das zu vermuten, ist auch, dass der Oberscharführer heute bei der Arbeit gesagt hat, der Transport sei nicht aktuell. Wenn er gesagt hat nicht – dann ist es doch sicher ja. Wir stehen schon alle in Reihen angetreten in schreckensvoller Erwartung. Wer weiss, was gleich geschehen wird? Vielleicht werden wir alle schon liquidiert? Und selbst wenn es nur um einen Teil von uns geht, ist auch das der Anfang vom Ende. Wenn man meinen Bruder nicht mehr braucht, bin ich doch auch nicht mehr nötig. Einer redet mit dem anderen und möchte erfahren, was der denkt, wie er die Situation einschätzt. Grosses «*Achtung!*»-Geschrei des Blockältesten. Denn der Lagerführer ist mit seinem ganzen Gefolge gekommen. Gesichter, die uns gut bekannt sind, aber beim Appell haben wir sie noch nie gesehen. Nur als wir vor 15 Monaten zu der tragischen Arbeit hergebracht wurden, sind sie gekommen. Und jetzt? Ein Gedanke

3 Siehe S. 159, Fn. 3.

läuft uns durch den Kopf: Und jetzt, wenn sie uns liquidieren wollen. Alle wechseln nervös erschrockene Blicke. Auch die mit «gelben» Bändern haben blasse Gesichter bekommen, ein Zeichen, dass sich etwas Ernstes vorbereitet.

Alle haben jetzt den gleichen Gedanken, ein Problem beschäftigt jetzt alle Köpfe. Einerlei Traurigkeit beherrscht alle. Eine Angst, ein Zittern vereinigt alle. Alle sind in Spannung vor den kommenden Minuten gefangen. Wir fühlten und spürten jetzt tief, dass die fünfzehn Monate des Zusammenlebens bei der tragischen, grauenvollen, schauderhaften Arbeit uns zu einer einheitlichen, geschlossenen, verschmolzenen Gruppe von Kameraden geformt und zementiert hatten. Wir waren zu einer unteilbaren, unzertrennlichen Familie von Brüdern zusammengewachsen. Und das würden wir bis in die letzten Minuten unseres Lebens bleiben. Alle für Einen und Einer für Alle. Jeder fühlte in Herz und Seele den allgemeinen Schmerz, die allgemeine Not. Jetzt schon spürte er die Schmerzen der kommenden Leiden. Obwohl niemand orientiert war, worin genau die bestehen würden, ahnte doch jeder, dass «etwas» geschehen würde, und jede «Veränderung», das wussten wir, bedeutete den Übergang vom Leben zum Tod.

Es dauert nicht lange, da klärt sich die Situation. Der Rapportschreiber fängt an, die Nummern der nicht registrierten Kameraden aufzurufen. Und es war merkwürdig, wie die Stimmung sich allmählich änderte, die allgemeine Spannung nachliess. Aus der allgemeinen Angst wuchsen individuelle Ängste heraus. Von dem allgemeinen Zittern wurden die allmählich frei, die hundertprozentig sicher waren, dass ihre Nummer nicht aufgerufen würde. Und so entstand der grosse Riss in unserer Familie. Allmählich, unsichtbar und unmerklich, tat sich der Abgrund auf zwischen uns und ihnen. Das Knäuel, zu dem wir vorher zusammengewickelt waren, wickelte sich ab. Das Brüder-Band, der Familien-Bund wurde, ohne dass man es fühlen konnte, Stück für Stück zerrissen. Es zeigte sich die Schwäche, die Nacktheit des Wesens, das Mensch heisst. Der tiefsitzende Über-

lebenstrieb wurde zum Opium und nahm unmerklich und unsichtbar den Menschen, den Kameraden und Bruder gefangen und vertrieb die Unruhe, die Angst. «Nicht du bist gemeint, du kannst noch ruhig sitzen bleiben, ‚gerufen' wird vorerst nur ‚jener'». – Und das lässt vergessen, dass der «Jener» dein Bruder ist, deine Frau, dein Kind, dein Vater, deine Mutter, deine ganze Familie, die dir auf der Welt noch geblieben war. Von dem Opium ist berauscht, der «früher» brüderlich war, so dass er die Regel vergisst, dass, wer an deinem Körper herumschneidet, dich wohl überhaupt nicht mehr braucht. Die Hoffnung und Sicherheit, dass «vorerst» eine Nummer aufgerufen wird, die nicht die seine ist, hat in ihm einen neuen Trost entstehen lassen, ihm Mut gegeben, und so wuchs ein Gefühl von Fremdheit – anstelle der früheren Liebe. Jede neu aufgerufene Nummer wurde leises Dynamit zur Sprengung der Brücke, die uns alle vereinigt hatte.

Angst beherrschte nur die, bei denen der Privilegiertenstatus zweifelhaft war, unter einem Fragezeichen stand. Ob ihre Registernummer sicherstellte, dass sie «hier» bleiben würden? Und deshalb war zu bemerken, dass die nicht aufgerufenen Nummern näher an die Wand rückten. Sie wären jetzt gern weggelaufen. An einen Ort und Platz, wo die Augen, die stechenden Blicke des Lagerführers und seiner Suite sie nicht erreichen könnten. Denn wer weiss, auf wen jetzt sein Blick fallen kann. Und ein einziges Wort von ihm trennt dich von der Masse, von der Gruppe, von der du meinst, dass es dir in ihr gutgehen werde und du dich sicherer fühlen werdest als dort.

Jeder hätte es gern, dass die Liste rascher, schneller fertiggelesen und die Zahlenreihe ausgefüllt wäre. Jeder möchte frei werden von seiner Unruhe und Unsicherheit.

Den tiefsten Schmerz erlitten die Kameraden, die unerwartet aus der Gruppe der Registrierten herausgerufen wurden und eine Lücke füllen mussten, weil irgendein «Privilegierter» im letzten Augenblick die «Lust» auf eine Fahrt verloren hatte – oft hatten die Privilegierten geglaubt, dass es überhaupt nicht dazu kommen würde, weil ihre «Versorger», der «Sturmführer» und der Lagerführer, ihnen das versichert hatten. Doppelt war der Jammer dieser Lückenbüsser. Da war einer schon bei «denen» ge-

wesen, bei den Registrierten, und musste nun gehen und sich auf den leeren Platz eines anderen stellen. Es kam ihm vor, als solle er das leer gewordene Grab ausfüllen, das jener, der hinausgelaufene Privilegierte, hinterlassen hatte. So erwuchsen zwei Gruppen: Registrierte und Nichtregistrierte. Die schwarzen Wolken, die über unser aller Horizont gewesen waren, zogen langsam von der einen Gruppe zur anderen hinüber, es war, als sei ein Stück unseres Himmels heller geworden. Und «jene» dort, die Gruppe der jetzt Aufgeschriebenen, wurde von Minute zu Minute stärker verschattet von einer schwarzen, toddrohenden Wolke. Bei denen, die jetzt schon sicher waren, dass ihre Nummer blieb, war die Angst vorbei, das Zittern verschwunden. In schrecklicher, schmerzlicher Stimmung aber waren die Kameraden befangen, die zum Transport bestimmt worden waren. Und die tief beunruhigende Frage: Wohin? ... Zu was? – füllte das Loch aus, in dem sie sich befanden. In der Luft schwebte die Frage, erstand immer wieder vor ihren Augen, formte sich als Wort Wohin? Ihr ganzes Wesen, Herz und Seele waren gefangen in dem Alptraumgedanken, der ihr Ich durchstürmte und zerriss. Wozu? Zu was führte man sie weg?

Der Glaube

Wir, wir alle waren sicher gewesen, dass so etwas nicht glatt durchgehen würde. Wir, die Brüder vom «Sonderkommando», würden beim ersten Versuch, beim ersten Attentat auf die Einheit unserer Familie zeigen, wer wir sind. Und wir würden das deshalb zeigen, weil man uns ja wohl nicht würde einreden können, dass man uns zu einer Arbeit bringe, zu der man gerade uns, uns und niemand anderen haben müsse. Wir, die wir Zeugen gewesen waren, wie Tausende und Abertausende von äusserst nützlichen und nötigen Menschen aus den Munitionsfabriken herausgeholt und hierher ins Krematorium gebracht worden waren. Uns würden die geschulten, raffinierten Schwindlerbanditen nicht weismachen, dass unsere Arbeits-

hände an einem anderen Platz gebraucht würden. Nein! Bei uns würde der Schwindel nicht verfangen. Wir würden uns gleich im ersten Moment, wenn sie ihre Barbarenhände an unseren verschmolzenen Organismus legten und versuchten, den Anfang vom Ende zu machen, alle wie ein Mann aufraffen, aufwachen und uns auf sie werfen wie ein verwundetes Tier, auf die Verbrecher und Mörder, die unser Volk unschuldig umgebracht haben. Und dann würde der entscheidende Augenblick kommen, unser letztes Wort würde gesagt werden. Wie eine Lawine würde der in der Tiefe schon lange, lange Monate wie in einem Vulkan brodelnde Rachedurst hervorbrechen. Ein Ende nehmen würde der schauerliche 15-monatige Alptraum, der uns im Griff hatte.

Wir hofften und glaubten, waren tief überzeugt, dass wir nüchtern werden würden, wenn wir der Gefahr, das Leben zu verlieren, erst direkt gegenüberständen. Dann erst würde die tragische Wirklichkeit uns die nackte Wahrheit zeigen, dass alle unsere Hoffnungen und Träume nur leere Phantasien waren, gestützt auf Illusionen, mit denen wir uns selbst getäuscht hatten, um die tragische drohende Gefahr, die ständig über uns schwebte, nicht zu sehen. Wenn wir merken würden, dass wir nur die Chance und Hoffnung verlören, am Leben zu bleiben und Antwort zu geben, eine Antwort an die Barbaren für den unglaublichen Angriff auf unser Volk, einen Angriff, wie er in der Geschichte noch nicht vorgekommen ist – dann würden wir nicht mehr länger, nicht bis zum letzten Ende warten. Wenn wir nur spüren würden, dass unser Grab schon gegraben wird, der Abgrund schon wächst, dann würde der grosse Moment kommen. Dann würden der lang angesammelte Zorn und Hass, die Pein und die Schmerzen in eins zusammenfliessen, die die Monate schauerlicher, tragischer Arbeit in uns hinterlassen und brausendes Streben nach Rache in uns geschmiedet hatten. Das alles würde mit der drohenden Gefahr, das eigene Leben zu verlieren, Zusammentreffen. Das Streben nach allgemeiner Rache und nach Verteidigung des eigenen Lebens – würde unser Wesen durchstürmen, durchbrausen und entflammen. Und die Explosion würde

kommen. Alle, alle ohne Ausnahme und Unterschied, gleichgültig, wie ihre physische Kraft und die individuellen Eigenschaften wären, würden ergriffen werden vom höllischen Feuer der Rache. Wir alle würden am Rande des Grabes, am Rand unseres Untergangs, vor unserer letzten Regung – Antwort auf die Frage geben, wozu wir gelebt haben, existiert im Herzen der Hölle, wozu wir in der Atmosphäre von Tod und Vernichtung des eigenen Volkes geatmet haben – so glaubten wir.

Der Eine

Die Stimmung war aufgereizt, die Gefühle brausend, die Luft glühte, der Mensch – in Pulver verwandelt, es brauchte nur ein Funken zu fallen und das Feuer wäre aufgeflammt. In allen Herzen glühte ein Funken, und das kleinste Windchen hätte ihn entfachen können – aber eine Welle, eine kalte Wasserwelle löschte die Funken aus.

Denn die Verbrecher, die gut geschulten, deren einzige Beschäftigung es ist, Pläne und Methoden zu ersinnen, wie sie die fangen und in die Falle locken könnten, auf deren Leben sie lauern, hatten sich orientiert. Sie hatten verstanden, erfühlt und erspürt, was wir alle dachten. Sie hatten sich zu den tiefsten Kämmerchen unserer Seelen hinuntergewühlt und dort deren Nacktheit ersehen. Und um gewissen negativen Konsequenzen vorzubeugen, alle möglichen Gefahren zu beseitigen, die auf dem Weg zu dem gegen uns geplanten Anschlag auftauchen könnten, griffen sie zu der alten Devise englischer Politik: «Teile und herrsche!» Sie zerrissen unsere Familie, sie schnitten die allgemeine Gefahr in zwei Teile und warfen dann beide Teile auf die eine Gruppe der «Nichtregistrierten». Und von dem Augenblick an, da die Gruppe der zur Krematoriumsarbeit Registrierten die Gefahr, den vermeintlich sicheren Ort verlassen zu müssen, für sich herunterspielen konnte, von dem Augenblick an tat sich der grosse Riss im allgemeinen Denken und Streben auf. Entwaffnet waren damit die, die weiter an der phantastischen Illusion weben konnten, sie könnten leben und überleben. Ganz allmählich wurde der Wille zum Kampf bei ihnen

schwächer. Der eingebürgerte Lebensinstinkt liess nicht zu, dass der tiefe Drang, für Rache und Verteidigung zu kämpfen, an die Oberfläche kam. So entstanden zwei Gruppen, die durch zwei besondere Elemente, zwei besondere drohende Gefahren unterschieden waren.

Eine Gruppe, bei der die Gefahr schon dicht über den Köpfen war, und eine, bei der sie noch in der Luft schwebte.

Die zwei Brüder lebten plötzlich in verschiedenen Welten – einer blieb ohnmächtig stehen, die vermeintliche «momentane» Sicherheit hatte das allgemeine Gefühl von Brüderlichkeit betäubt und verkümmern lassen, die kollektive Verantwortlichkeit Einer für Alle, Alle für Einen.

Ganz war der verbindende Faden nicht zerrissen, weil die Gefahr ja auch für die Registrierten nicht kleiner geworden war. Jeder hatte das Gefühl, dass ein Stück seines Körpers abgerissen wurde. Aber das Privileg, das die Registrierten bekamen, gab ihnen einen Grund zu fordern, dass «jene», die schon mit der Wurzel ausgerissen wurden, sich als Erste zum Kampf in der Arena stellen sollten. Die Schwäche des Menschen – dass er sich nicht in die Gefahr begeben mag, sein Leben zu verlieren, auch wenn das schon ein totes ist, fand damit einen Grund, eine gute Ausrede fürs Gewissen.

Alle schauten auf jene Reihen. Sollen die sich nur bewegen, dann werden alle ihrem Beispiel folgen. Jeder Versuch, den sie machen, wird von allen mit Freude aufgenommen werden. Alle warten voller Spannung, Spannung vor den nächsten Minuten.

Aber auch dort hatten die Pfeile ihr Ziel gefunden, die Scheidung, die Zertrennung hatte auch ihnen die Gefühle verwirrt. Sie meinten, es sei eine eiserne Wand zwischen uns und ihnen entstanden, sie seien schon verlassen und einsam allein geblieben und uns binde schon gar nichts mehr an sie. Und der Irrtum hat beide Gruppen verführt. Wenn einer da gewesen wäre, einer, dessen Gehirn sich hätte frei machen können von dem betäubenden «Trennungs»-Opium, mit dem die Banditen planvoll unsere erstarrten Herzen durchtränkt hatten, und wenn dieser Eine sich zum Kampf

durchgerungen hätte, dann wäre das Wunder geschehen. Sein Wille hätte alle beflügelt, seine Bewegung wäre zum Sturm geworden und der in der Tiefe glühende Funke, der bei keinem erloschen war, wäre zu höllischem Feuer aufgeflammt. Und die Welt hätte zum ersten Mal das Echo vom wilden Schreien eines umkommenden Piraten gehört und Freudengesang von einem Kind des Volkes, das von jenen schauerlich umgebracht wurde.

Es war eine Chance, es war ein Moment, wir fühlten die Wehen einer Geburt, die Wehen der Rache; die Wehen der Geburt eines Helden haben wir gespürt, und das Kind, das geboren wurde – war ein Kind der Feigheit[4].

Im Block

Man trieb uns, die sozusagen Zufriedenen, in den Block, zurück in die glückliche Gruft. Und dort, dort auf dem Hof, blieben «sie», von den Lagerbanditen bewacht.

Wir liefen in den Block und blieben wie verstört und erstarrt stehen, als ob wir ihn zum ersten Mal beträten. Keiner findet einen Platz für sich, alle sind wie verstummt. Keiner hat die Unbefangenheit, zu seiner Box zu gehen und sich zu setzen oder hinzulegen. Keiner hat den Mut, den Mund aufzumachen und die tote Stille mit einem lauten Wort zu stören. Jeder weiss und fühlt, dass gerade etwas Trauriges geschieht, ein schauerlicher Akt sich jetzt abspielt, an dem er selbst teilhat, aber er kann sich in das, was da geschieht, noch nicht einfühlen und eindenken. Alle drängen sich in engen Grüppchen zusammen, um ihre Trauer und Not mit der der anderen zu vereinen. Jeder fühlt, dass eine schwere Traurigkeit in der Luft ist, die von «dort», von der auf dem Hof stehenden Menge, aufsteigt und die Leere des ganzen Blocks füllt. Überall dringt sie hin und legt sich als

4 In seiner Transkription schreibt Wollnerman das letzte Wort («Feigheit») deutlich grösser.

Last auf Herz und Seele – worin sie aber bestand, was genau sie ausdrückte, haben wir nicht abschätzen können.

Eines fühlten wir: dass dort hinter der Wand sie standen, meine Liebsten und Teuersten, mit denen zusammen wir vor einer Stunde als geeinte, geschlossene, verschmolzene Masse hinausgegangen waren und als ebensolche hätten zurückkommen müssen – und plötzlich war das unerwartete grosse Unglück geschehen. Sie, sie hat man dort, dort hinter der Wand festgehalten, sie dürfen mit uns, mit uns nie mehr zusammen sein. Sie dürfen nie mehr hier, hier in den Block nie mehr kommen. Mit einem Mal ist eine eiserne Wand zwischen uns und ihnen[5] gewachsen. Zwei Welten sind auseinandergerückt. Aus dem grossen Familienorganismus haben die Banditen, die Mörder, deren laute Siegerstimmen wir da hören – zwei Teile gemacht.

Sie haben das grausame Skalpell genommen und geschnitten, unseren Körper zerschnitten. Wir fühlen, dass wir noch mit tausend Fäden an sie gebunden sind. Wir sind im Block und sie jenseits der Wand. Sie stehen noch auf dem Hof, aber wir fühlen schon das Weh, den Schmerz von dem grossen Riss, der unserem Organismus zugefügt werden soll. Wir hören das Reden und Diskutieren der Kameraden. Wir wissen, dass wir jetzt zum letzten Mal die Klänge ihrer Wörter hören, aber uns eindenken in das grosse Unglück, es abschätzen – das haben wir noch nicht gekonnt.

Die Zertrennung

Der Widerhall einer bestialisch befehlenden Stimme kam mit grausamer Wildheit durch den schwermuterfüllten Block, weckte die in tiefer Trauer versinkende Menge, erschütterte sie. Die neue Anordnung lautete: *«Alles raus!»* Keiner von uns darf im Block bleiben, weil sie, unsere auf dem Hof

5 Hier hat vermutlich Gradowski wieder die Wortstellung geändert und dies durch (von Wollnerman kopierte) Zahlen über den Wörtern signalisiert. Ursprüngliche Stellung wäre «zwischen ihnen und uns» gewesen.

stehenden Brüder, hier gleich hereinkommen und ihre Sachen holen sollen, ihr Essen mitnehmen und sich von ihrem Heim trennen, von ihrem Lagerleben verabschieden müssen. Und wir dürfen nicht mehr mit ihnen sein – wo wir doch ihre Nächsten und Liebsten sind, ihre Teuersten, die einzigen Freunde, die ihnen in der Totenwelt geblieben sind. Wir, ihre Brüder, die noch ein wenig am Leben bleiben, auf die die Piratenhand sich noch nicht ganz herabgesenkt hat, für uns ist ein Bruder in diesem Augenblick wirklich alles, Vater, Mutter, Frau oder Kind. Aber wir dürfen nicht die Freude haben, dem Bruder die Hand zu drücken, ihm einen Kuss aufzupressen und uns zu verabschieden. Ihm etwas zu wünschen, die brüderlichen Gefühle zu zeigen, die jetzt im Moment der Trennung zum Ausdruck kommen wollen. Wir werden nach draussen getrieben. Keiner kann ruhig an einer Stelle bleiben. Nervös und ängstlich marschieren Grüppchen auf und ab, manche reden, andere schweigen, alles ist in Trauer und durchlebt Minuten peinigenden Schmerzes. Alle wissen, alle haben das Gefühl, dass sie jetzt nicht am richtigen Platz sind, dass sie jetzt dort jenseits der Wand im Block sein müssten, denn dort «bereiten» sie sich darauf vor, gleich wegzugehen, und man möchte mit ihnen zusammensein. Jeder fühlt, dass er mit tausend Fäden mit der Menge verbunden ist, mit den Menschen, die dort laufen und sich auf die Blöcke zubewegen, um ihre Sachen zu holen. Jeder hat das Gefühl, dass er, der nun hier auf der Strasse steht, sich zugleich «dort» befindet. «Er» und «jener» sind ein Leib und eine Seele, die nicht auseinanderkönnen, sich nicht trennen können, sich nicht zerreissen wollen, aber eine grausame Hand hat sie gepackt und zerschneidet ihr zusammengewachsenes Herz, zerreisst ihre verbundenen Seelen. Sie fühlen, sie spüren die Trauer, den Schmerz von der Operation, die da unternommen wird.

Jeder möchte sie trösten, ihnen ein wenig Mut einflössen, ihnen Hoffnung geben, damit sie nicht zusammenbrechen, sich halten bis zum letzten Moment. Jeder von uns fühlt die Leiden, die sie jetzt durchleben. Jetzt, wo einer sich von der Box verabschieden muss, in der er sich 15 Monate lang

aufgehalten hat, wo er sich vom Block trennen muss, wo er 15 Monate gelebt hat. Jeder von uns fühlt, dass von dort hinter der Wand Bruderaugen zu ihm hersehen, die nass sind von Tränen und die Augen der Brüder sehen möchten, sich sehnen nach einem letzten Blick. Einige legen das Ohr an die kalte Wand, sie möchten wenigstens hören, was die Brüder dort in den letzten Minuten vor dem Abmarsch reden. Die Barackenwand ist zur Trennwand[6] geworden, die uns mitten durch Herz und Seele geht.

Es ist mit einem Mal still geworden, sie haben den letzten Blick auf die Lager-Gruft geworfen und sind auf die Strasse hinausgetrieben worden.

Sie kommen schon heraus, hat leise ein Kamerad dem anderen mitgeteilt. Es ging einem durchs Herz, alle fühlten, dass gleich «etwas» geschehen würde. Bald würde der letzte Akt sich abspielen, der letzte Akt der Zertrennung. Jeden befällt ein Zittern, wenn er an die nächsten Minuten denkt. Er weiss, dass alles, was jetzt geschieht, auch ihn betrifft, dass auch mit ihm etwas gemacht werden wird.

Alle sind jetzt zusammengekommen. Die zerstreuten Gruppen haben sich an einer Stelle konzentriert, vis-à-vis von «ihnen». Jeder würde sich gern von der sozusagen glücklichen Gruppe losreissen und zu ihnen hinlaufen, ein paar Worte mit ihnen sprechen, ihnen etwas sagen, sie ans Herz drücken. Ihnen die brüderlichen Gefühle zeigen, die von Minute zu Minute stärker werden, und nach einem Weg suchen, sie zu erreichen. Jeder Einzelne, der dir vor ein paar Stunden noch fast ganz fremd war, ist nun zum lieben und teuren Bruder geworden. Man möchte hin, möchte sie umarmen, wenigstens irgendeinen von ihnen, ihn küssen und vielleicht heisse Tränen auf seinen Hals fallen lassen, die ihm ins wehe Herz dringen und

6 Jidd. «mekhitse»: Trennung, Trenn- oder Scheidewand. In der Synagoge die Trennung des Allerheiligsten, das nur vom Hohepriester betreten werden darf, vom Raum der Gemeinde und auch die Trennwand zwischen Männern und Frauen.

seinen Schmerz wegwaschen könnten. Jeder hätte ihnen jetzt so viel zu sagen, würde ihnen gern ein Geheimnis anvertrauen. Alle würden gern ein Stück ihres sogenannten Glücks abgeben, dass es jenen Trost, Ermunterung und Hoffnung wäre – aber sie können nur die Hände nach ihnen ausstrecken, ein Spalier von Wächtern steht trennend dazwischen.

Wir können einander nur mit Blicken erreichen. Sie sehen auf uns mit Neid. Wir sehen und fühlen das, ihre Augen sprechen und erzählen alles, sie beneiden uns. Sie kennen unser «Endziel», aber trotzdem «vorläufig» bleiben wir hier. Wir werden bald in den hellen Block zurückgehen können und uns an den ausnehmend warmen Ofen setzen. Oder uns in die Box legen und Stunden glücklichen Schlafs geniessen, der uns das Gestern, das schreckliche Heute und das immer noch schreckliche Morgen vergessen lässt. Sie aber, sie wird man jetzt gleich, wie damals vor 15 Monaten, ins Bad bringen und sie die warme Winterkleidung ausziehen lassen, die sie jetzt anhaben. Man wird ihnen die Stiefel herunterreissen, sie in Gefängniszeug stecken und ihnen Holzpantinen geben, die an den Füssen wie Ketten sind. Sie werden zittern von Wind und Kälte genau wie die Tausende, die sie jeden Tag sehen. Und dann wird man sie treiben, wer weiss, wohin? Wo wird ihr Weg hinführen? Erwartet sie nicht dasselbe Schicksal wie die Millionen Schwestern und Brüder, die aus ihrem Heim herausgerissen und angeblich zur Arbeit gebracht wurden? Und wo, wo ging ihr Weg hin? Zu den Krematorien brachte man sie, und ihr Andenken ist schon lange durchs Feuer von der Welt getilgt. *[Wörter fehlen]* Wir fühlen mit ihnen, möchten ihnen ein Trostwort sagen, ihnen einen Teil der schweren Leiden abnehmen, die ihnen am Herzen fressen, und sie uns selbst aufladen. Aber wir müssen stumm stehen bleiben und die brausenden Gefühle in uns ersticken, die uns nicht ruhen lassen. Die letzte Stunde hat geschlagen, die letzte Minute ist nah.

Schon stehen sie in langen Reihen angetreten bereit. «Gleicht aus!» Es wird gezählt, es stimmt. 200 Brüder sind von uns weggerissen worden, man wird sie bald von uns wegnehmen und abführen auf einen unbekannten, geheimen, so erschreckenden Weg. Wir sehen sie mitleidig an, wären

bereit zu helfen, alles, alles aus unserem Besitz herzugeben, was ihnen nötig und nützlich sein könnte. Aber wir müssen starr an unseren Plätzen bleiben.

Ein Kommando ist zu hören: *«Im Gleichschritt Marsch!»*

Aus allen Herzen dringt tiefes Stöhnen. Wir fühlen schmerzhaft, wie der letzte Faden reisst. Zerrissen, zerstückelt ist unsere Familie. Unser Bau eingestürzt. Unsere Familie ist erschüttert.

Sie marschieren. Im gleichen Takt schlagen jetzt die Herzen aller Brüder, der Weggehenden und der Bleibenden. Aller Augen begleiten die Abziehenden. Leise murmelt jeder seine Wünsche für sie. Durch die Luft fliegen herzliche Segensworte von den unglücklichen Brüdern, die hierbleiben.

Dort in der Ferne ist noch ein grosser bewegter Schatten zu sehen, der auf einer toten, ausgestorbenen Strasse marschiert. Da gehen jetzt 200 Brüder auf einem Weg, auf dem der Teufel sie zu sich holt. Sie gehen voll Angst, mit gesenktem Kopf. Wir können den Blick nicht von ihnen lösen, das ist der einzige Faden, der uns noch mit ihnen verbindet.

Auf einmal ist alles verschwunden. Der Platz ist wüst, die Stelle, wo sie waren, leer. Und wir selbst sind einsam und verlassen stehen geblieben. Nur unsere Augen schauen starr in eine Richtung, auf den Punkt, an dem sie, die Brüder, verschwunden sind.

Zurück im Block

Wie Leidtragende, die gerade ihre Liebsten und Teuersten zur ewigen Ruhe geleitet haben und nun vom Friedhof zurückgehen – so haben wir uns gefühlt.

Wie Leidtragende, die sich nicht losreissen können von dem Ort, an dem sie gerade ein Stück ihres Lebens zurückgelassen haben, und instinktiv zu jenem Winkel, jenem Platz zurücksehen, der ihnen gerade ihr Schönstes und Bestes genommen hat, und nun fühlen sie sich mit ihm ver-

wachsen und können sich nicht trennen – so fühlten wir uns in den Minuten, in denen man uns zurückschickte in den Block.

Wie Leidtragende, die mit schweren Schritten und tief gesenkten Köpfen von Trauer und Schwermut verschattet vom Friedhof kommen – so haben wir uns gefühlt.

Wie Leidtragende, die noch den frischen schmerzhaften Schnitt an sich fühlen, den der barbarische Tod ihnen zugefügt hat – so haben wir uns gefühlt.

Wie Leidtragende, deren ganzes Wesen von dem schauerlichen tragischen Erlebnis durchdrungen ist, dem Übergang vom Leben zum Tod – so haben wir uns in den Augenblicken gefühlt. Wie Leidtragende, für deren Gefühl ein Stück ihres Herzens und ihrer Seele dort in den tiefen Abgrund gesunken ist, so dass sie jetzt zerfetzt und in Stücke gerissen zurückgehen und spüren, dass ein unentbehrliches Stück ihres Lebens fehlt, – so fühlten wir uns in jenen Momenten, als wir zu den aufgerissenen Türen unseres Blocks zurückkamen.

Wie Leidtragende, die in ihr Heim zurückkehren, aus dem vor Kurzem der tote erstarrte Leib ihres Liebsten herausgetragen wurde – so haben wir uns gefühlt. Eine Welle von Schwermut und Tod schlug uns aus der Leere des verlassenen Blocks entgegen.

Wie Leidtragende gingen wir mit zögerndem Schritt auf einem Boden, der tödlich erstarrt war, und sahen voll Trauer auf schlampig fallen gelassene Sachen, die unordentlich an verschiedenen Stellen liegen geblieben waren, wie eine verzweifelte Hand sie gereizt und in wilder Gleichgültigkeit hingeworfen hatte.

Wie Leidtragende, die gebrochen in das Zimmer gehen, in dem der Tote geruht hat, und spüren, wie von allem her schrecklicher Tod sie anweht – so fühlten wir uns, als wir in die grosse, nicht aufteilbare Gemeinschaftsbaracke kamen, in der sie gewesen waren. Schwermut liegt in der Luft, weht her von den Wänden, den Boxen, von allem. Du fühlst, wie überall ein Stück des Lebens fehlt, das sich hier eben noch an allen Orten und Ecken bemerkbar machte, und nun ist mit einem Mal das Gezappel, das Geräusch, der bewegte Puls des Lebens verschwunden. Stattdessen tote,

leere, unbewegte Starre, die ängstigt wie ein Gespenst, verfolgt wie ein Fatum. Von überall her dringt sie dir in Herz und Seele, du fühlst dich, als seist du von ihm – dem Tod – gefangen worden.

Wie Leidtragende, die weinend auf die Dinge sehen, die von ihrem Nächsten nachgeblieben sind, so fühlten wir uns, als wir auf dem Boden bei ihren Boxen verschiedene Dinge herumliegen fanden, die vor Stunden noch jemandem lieb und teuer gewesen waren. Nun aber lagen sie da wie Rezepte für einen, der schon gestorben ist. Verwaist, im Stich gelassen, keiner braucht sie, keiner findet sie nötig. Sie tun nur weh, weil sie daran erinnern, dass das alles Zeuge eines Lebens ist, mit dem du mit tausend Fäden verbunden warst. Und jetzt, wohin ist das teure Leben verschwunden? Du trittst auf etwas, und es gibt dir einen Stich. Das hat vor Kurzem dein Kamerad und Bruder gehalten. Die Wärme der Hand, in der das Ding lag, ist noch zu fühlen. Es ruht noch der letzte Blick darauf, mit dem er es ansah, bevor er es in seiner verzweifelten Stimmung auf den Boden warf.

Wie Leidtragende haben wir uns gefühlt, als wir aufsahen und die schreckliche Leere wahrnahmen, aus der der Tod wehte. Du fühltest, wie sich aus der toten Leere unsichtbare Hände ausstreckten und ihren Abgrund mit denen füllen wollten, die jetzt da waren.

Wie Leidtragende, denen der Tod vor Augen schwebt, und sie können sich nicht von ihm befreien, weil sie in ihn eingewachsen sind – so haben wir uns gefühlt. Wir spürten, dass wir mit jener zufällig leergeräumten Hälfte verwachsen waren. Tod und Leben, eine Synthese zweier Extreme, die überall auseinander sind, tatsächlich in Schmerz, aber doch abgerissen, abgeschnitten voneinander. Aber in dieser Situation empfanden wir sie als miteinander verschmolzen, der Tod ging mit dem Leben Arm in Arm.

Wie Leidtragende, denen das Andenken des Wesens teuer ist, mit dem sie mit tausend Fäden verbunden waren und dessen Bild sie sich jetzt nach dem Tod tief ins Gedächtnis, in Herz und Seele einritzen – so lebten und atmeten wir in jenen Momenten mit ihnen. Wir fühlten, wie die geraubten

Brüder auf uns wirkten bis in den Organismus hinein. In allen Gliedern spürten wir ein Stück ihres Lebens, das uns jetzt fehlt, ohne das wir keinen Schritt weitergehen können.

Die Boxen

Die Box, der intimste Liebste, das Winkelchen, das dir geblieben ist auf dem verfluchtesten, unglücklichsten Stück Erde auf der Welt.

Die Box, dein nächster, ergebenster, einziger Freund, dein fühlender Bruder, der dir in deinem tragischen Leben noch geblieben ist.

Die Box, die jetzt dein Heim verkörpert, deine Familie, deine Frau, dein Kind, dein ganzes Glück und alle Freude, die dir in dieser Höllenwelt geblieben sind.

Die Box, die wie ein fühlendes Herz ist, das allein dir in der Welt geblieben ist. In der Welt von Grausamkeit, Gewalt und Barbarei, in dieser Welt abgestumpfter menschlicher Gefühle.

Die Box steht jetzt da wie eine in Leid eingehüllte Mutter und trauert um ihre Kinder, die ihr plötzlich entrissen worden sind.

Die Box, jede einzelne Box ist eine Mutter für sich. Wenn du ihr nahekommst, hörst du ihr stummes Weinen. Sie zeigt dir Photographien ihrer lieben Kinder, deren Bruder du gewesen bist und die jetzt auf ewig verschwunden sind.

Die Box, eine jede erzählt, eine jede erinnert dich, dass du mit jedem Kind, das sie in ihrem Schoss barg, fünfzehn Monate lang bekannt warst. Du hast es jeden Morgen gesehen, bei Tag und bei Nacht. Vieles mit ihm zusammen durchgemacht. Du siehst sie noch zappelnd, lebendig, redend vor dir. Du fühlst noch ihren Blick. Siehst, wie aus jeder Box gut bekannte Augen zu dir hinschauen. [*Wörterfehlen]* als sei da nun ein teuflisches Spiel geschehen. Da fühlst du noch ihr Leben, hörst noch ihren Laut – und auf einmal ist alles verschwunden, wie in tiefen Abgrund versunken.

Die Box, jede einzelne, hat ganze Welten verschiedenen Aussehens und Charakters umschlossen. Hier unten sassen jeden Abend beim Schein des Lichts tief gläubige Juden und lernten fromm ein Kapitel Mischna[7]

oder vertieften das leidvolle Gehirn in ein schwieriges Talmudproblem. Dort oben sass ein Büsser und sagte fromm Psalmen und ihre Rahmenverse auf oder hörte in tiefer Religiosität einen Lehrsatz aus dem Schulchan Aruch[8]. Weiter dort waren Kinder, die in tiefster Trauer – sorglos und verspielt waren, wie kleine Kinder es eben närrischerweise auch im grössten Unglück sind. Sie machten sich zurecht, überspielten ihre innere Traurigkeit mit äusserer Sorglosigkeit.

Die Box. Aus jeder strahlte ein Leben in seiner Eigenart und brachte Vielfarbigkeit in unser monotones schwarzgraues tragisches Leben, in unser Da-Sein.

Die Box – aus jeder kam ein gewisser Klang und war ein Ton in der Harmonie, die in unserer höllischen Welt entstanden war.

Die Box – aus jeder einzelnen wehte ein Leben heraus, das unsichtbar, durch seine blosse Existenz, einfach durch sein Sein einen Inhalt gab, Sicherheit schuf, zeitweise Mut und Hoffnung vermittelte.

Die Box – aus jeder von ihnen spannen sich unsichtbare Fäden, die uns alle zu einer unteilbaren Familie von Brüdern verwebten, und jetzt sind die Boxen offene Gräber, aus denen der furchtbare Tod herausschaut.

Die Box – wenn du jetzt nah bei ihr stehst, siehst du ihre tiefen sehnsüchtigen Augen. Sie verlangt nach den Kindern, die noch gestern um diese Zeit in ihrem Schoss sassen und sich in ihren Armen liebkosen liessen.

Die Box – sie erzählt dir jetzt von den Leiden und Nöten der Kinder, die sich unter ihren Flügeln wärmten.

7 Die Mischna ist die Niederschrift der mündlichen Torah, die Moses auf dem Berg Sinai neben der schriftlichen Torah (den fünf Büchern Mose) gegeben wurde. Sie bildet eine der wichtigsten Sammlungen religionsgesetzlicher Überlieferungen des rabbinischen Judentums, und somit auch die Basis des Talmud.

8 Hebt, «gedeckter Tisch»: so wird die im 16. Jahrhundert von Josef Karo (1488-1575) verfasste und von mehreren Rabbinergenerationen überarbeitete Zusammenfassung religiöser Vorschriften (Halachot) bezeichnet.

Die Box – sie erzählt dir von den Tagen und Nächten, als sie die Einzige war, die das leise tiefe Weinen hörte, das aus dem wehen blutenden Herzen ihrer unglücklichen Kinder kam.

Die Box – sie erzählt dir von tragischen Tagen, von schauerlichen Leiden, mit denen die Kinder gepeinigt wurden. Dann suchten sie in ihrem Unglück nach einem Kameraden, einem Herzen, das ihre Leiden begreifen würde. Aber es war keiner da, der ihren Schmerz hätte anhören können, denn alle, alle ertranken im selben Meer von Pein und Leid, und jeder suchte, suchte nach einem Freund, dem er seine grausame Welt hätte zeigen können. So mussten sie den Kummer in sich ersticken, die Leiden tief vergraben, die Nöte überschreien, und als schwere Last sammelte sich die Kette von Leiden an, die sie umklammerte, erdrückte und zerbrach. – Dann, dann kamen sie zu ihr.

Sie, die Box, streckte weit und herzlich ihre Arme aus und zog die tragisch schmerzlich gebrochenen Kinder an sich. Gab ihnen einen Ort, wo sie ihren gequälten Leib hinlegen konnten. Umarmte und umhüllte den mit einer warmen Decke, drückte ihn ans Herz. Und durch ihre herzliche Zartheit und Wärme löste sie die Verhärtung, in der die Kinder gefangen waren. Die Augen öffneten sich, heisse Tränen strömten wie Wellen von den *[Seite 41 fehlt]*[9] Leichter wurde es ihnen ums Herz – glücklich waren sie, dass eine Träne, eine Träne gekommen war.

Die Box – in ihrem Schoss, umfangen von ihren Armen, eingehüllt unter ihren warmen Flügeln – konnte sich ein Kind an sein Heim, an seine Eltern erinnern. Ein Mann dachte an Frau und Kind. Aus dem tiefen Abgrund stieg vor ihren Augen das frühere Leben herauf, als sie mit jenen zusammen gewesen waren – ein Kind mit seinen Eltern – ein Mann mit Frau und Kind, und sie glücklich und zufrieden vor sich hin gelebt hatten. Und jetzt liegt er da allein, einsam und verlassen, ohne Zuhause, ohne

9 Notiz im Transkript von Chaim Wollnerman; ob sie sich auf ein von ihm paginiertes Manuskript bezieht oder auf ein von Gradowski paginiertes Notizbuch, lässt sich nicht klären.

Eltern, ohne Frau und Kind. Warum? Er denkt an jenes schaurige Bild, das er selbst gesehen hat. Mit eigenen Augen hat er das furchtbare, grausame Bild gesehen, wie sie in Flammen verbrannt wurden. Aber damals ist er verstört und versteinert dort stehen geblieben und hat es nicht begreifen können und heute erst hat sich bei der Erinnerung eine Quelle von Tränen geöffnet. Er hat sich schon lange danach gesehnt, einmal seine Eltern beweinen zu können, seine Frau und sein Kind, seine Schwestern und Brüder, und hat es nicht gekonnt, ständig war jedes Gefühl betäubt und erstarrt. Aber heute, heute hat er durch die Wärme der Box einen Augenblick tiefen Fühlens erlebt, welches das Eis seines Herzens aufbrach, und Tränen wuschen seine für immer unheilbaren Wunden. Ach! Wie gut und glücklich hat er sich da gefühlt.

Die Box – sie ist mit ihnen, den unglücklichen Kindern, verwachsen. Wenn die jeden Morgen zur Arbeit gehen, wartet sie sehnsüchtig, ungeduldig auf ihre Rückkehr. Sie möchte hören, was sie an dem Tag erlebt und was ihre Augen gesehen haben. Wie viele Leben, wie viele Tausende sind heute vor ihren Augen umgekommen? In welchem Land, an welchem Ort hat man sie gefangen und mit welchem Tod hat man sie umgebracht? Ja, wie viele Geheimnisse, wie viele tragische Erzählungen sind tief in den stummen kalten Brettern der Box begraben?!

Die Box – wie eine Mutter stand sie am Kopfende bei ihren lieben Kindern und fühlte mit ihnen in ihren schlaflosen Nächten, wenn sie sich in schrecklicher Qual hin und her warfen und keine Ruhe fanden, weil sie den stürmischen Wellen ihres grausamen Unglücks ausgeliefert waren.

Die Box – sie wachte wie eine erschrockene Mutter bei tragischen Erlebnissen und physischer Erschöpfung. Zu ihr kamen Gebrochene, Resignierte und Enttäuschte und fielen wie abgeschnittene Ähren ohnmächtig in ihre Arme, liessen sich wehrlos fangen unter den Flügeln des Schlafs. Dann hörte sie endlos tiefes, schmerzliches Stöhnen, das ihnen aus dem blutenden Herzen kam. Ein Kind schrie dann wohl mit undeutlicher Stimme oj.. oj.. Mame.. Mame.. Ein anderer sagte wie aus einem tiefen,

schweren Alptraum heraus das Wort – Tate Tate[10]. Ein dritter lag dort vielleicht, wälzte sich im Schlaf, schrie, lärmte, brach in hysterisches Weinen aus und murmelte den Namen seiner Frau und seines Kindes. So durchlebten und durchlitten alle in der nächtlichen Welt noch einmal das schreckliche Unglück, das vor langem mit ihrer Familie geschehen war. Sie fühlten wieder, wie ihnen ihre Liebsten und Teuersten genommen werden, mit denen sie zusammen sind, die sie im Arm halten und die ihnen mit wilder Grausamkeit entrissen werden. So furchtbar böse Augen hatten die Menschen, die sie holten, solche Räubergesichter, und Revolver und Gewehre in den Händen. Er bettelt, weint, er schreit, aber keiner hört ihn und er flieht *[Seite 45 fehlt]*[11] und innerhalb von Minuten sieht er sie schon nackt. Seine Mutter, sein Vater, seine Schwestern und Brüder, seine Frau und auch das Kindchen an ihrer Brust. Alle sind sie aus einer hölzernen Baracke herausgejagt worden und werden jetzt auf eiskalte Erde getrieben. Ein Sturmwind reisst an ihren nackten Leibern. Sie zittern vor Kälte und Angst, weinen und schreien jammervoll und schauen wild nach allen Seiten, aber man lässt sie keinen Augenblick stehen. Wilde bellende Hunde werfen sich auf sie, beissen, reissen an ihrem Fleisch. Da hat ein Hund mit seinen scharfen Zähnen das Kind von der Mutter Brust weggerissen und schleift es auf der Erde. Gewald-Geschrei[12] ist zu hören, zerrt am Himmel. Mütter schlagen sich die Fäuste an den Kopf. Irgendein teuflisches Spiel mit nackten Männern, Frauen und Kindern wird da auf dem höllischen Boden gespielt, und angeführt wird das Ganze von Hunden, die von Uniformierten mit Stöcken und Peitschen in den Händen angetrieben werden. In dem schrecklichen Chaos, dem schauderhaften Geschrei hat er eine be-

10 jidd. «Tate»: «Papa».

11 Siehe Fn. 9.

12 Mit «Gewald-Geschrei» ist hier der typisch jiddische Ausruf «Oy gvald!» gemeint. In Extremsituationen steht er für «Furchtbares geschieht». Alltagssprachlich bedeutet er etwas wie «o weh!» oder «Ach du lieber Himmel». Der Ausruf «Gvald» bedeutet auch «Hilfe!».

kannte Stimme gehört. Er sieht, wie seine liebe, teure Mutter gestürzt auf dem Boden liegt, und die lieben Schwestern stehen weinend neben ihr, wollen sie aufheben und können es nicht. Und da kommt schon einer mit einem Stock und schlägt sie, die Schwestern und die Mutter, auf den Kopf. Er wird wild, wirft sich hin und her, will laufen, zu ihnen laufen, um zu retten, aber er kann nicht.

Und kurz darauf fängt er an, am ganzen Leibe zu zittern, er hat die liebe, herzliche Stimme seiner Frau mit dem Kind auf dem Arm gehört, sie ist dort auf dem Eis eingebrochen und ins Wasser gefallen und schreit und ruft um Hilfe, und da stehen fremde Männer neben ihr, voll bekleidet, und schleifen sie wie irgendein totes Ding bei den Händen und das Kind, es ertrinkt im eiskalten Wasser und um sie herum stehen lachende Menschen mit Hunden und grinsen zynisch, als wäre das eine Komödie. Er reisst sich von seinem Platz los, will zu seinem ertrinkenden Kind und seiner Frau dort hin, sie in die Arme schliessen und irgendwohin mit ihnen fliehen und ihnen warme Sachen anziehen – aber er ist wie gefangen, seine Hände und Füsse sind gebunden – er kann sich nicht bewegen. Dort von Weitem sieht er sie schon alle, seinen Vater mit den Brüdern und den Schwestern. Seine Mutter liegt dort auf dem kalten Zementboden und die Schwestern halten ihren Kopf in den Händen und küssen ihn, der Vater weint, die Brüder weinen, und wo ist sie, seine Frau mit dem Kind, er sucht, jetzt hat er sie bemerkt, sie liegt dort mit dem Kind ausgestreckt auf der Erde und einer steht mit dem Revolver in der Hand neben ihr und wird sie erschiessen. Er fängt an, wild zu schreien, zu knurren wie ein verwundetes Tier. Der neben ihm liegende Kamerad, der von seinem Gewald-Geschrei aufgewacht ist, reisst ihn aus dem Schlaf. Er liegt da, verstört und schwer atmend, als käme er von einem Schlachtfeld, aus einem Kampf. Sosehr der Bruder ihn bittet, er solle ihm seinen Traum erzählen – er will es nicht. Erschüttert vom Weinen und in den Alptraum versunken, diese eben durchlebte, höllische Welt, bleibt er stumm liegen – bis zum Morgenappell.

Die Box – sie kann dir von glücklichen Nächten erzählen, die wie eine lebendige Quelle sind, die in der grossen starren Totenwüste sprudelt. Sie

kann dir von Nächten erzählen, die wie die Arme einer Geliebten waren, die einen ans Herz drückten und weich liebkosten. Das waren Nächte, in denen die tröstende Hand des Schlafs das unglücklichste Kind der Welt nahm und es zurückbrachte in sein früheres Leben, in die glückliche Welt von gestern, aus der es im Licht des Tages herausgerissen ist. Die Nacht, die herzliche, hat ihm sein Zuhause wiedergegeben, seine Eltern, seine Schwestern und Brüder, seine Frau und sein Kind. Da siehst du jetzt ihn, der in der Frühe ein trauriger, resignierter, gebrochener Schatten war, wie er sorglos, zufrieden, lächelnd daliegt. Er befindet sich bei seiner ganzen Familie. Da sitzen sie alle zusammen. Sein Vater, seine Mutter, seine Schwestern und Brüder, auch die verreisten Brüder sind hergekommen. Und er mit seiner Frau und dem Kind, alle. Die ganze grosse Familie sitzt um festlich gedeckte Tische – sie essen, singen, lachen. Es werden allerhand Anekdoten erzählt. Und er, der junge Vater, spielt sorglos mit seinem Kind, das auf ihm herumtanzt und -springt. Alle sind glücklich und zufrieden. Heute ist ein Festtag bei ihnen im Haus. Gehobene Stimmung, alles schwimmt auf Wellen sorglosen Lebens. Dann sind da süsse, innige Töne von einer Frauenstimme zu hören. Das ist seine Frau, sie singt lyrische Lieder, die einem in Herz und Seele und in alle Glieder dringen. Alle werden von der süssen Melodie mitgerissen, schon ist die Harmonie vielstimmigen Gesangs zu hören. Auf den Flügeln herzhafter Klänge schweben sie in die hohe Welt der Phantasie. Und er, er ist so glücklich, so zufrieden. Eine neue, phantastische Welt hat sich ihm offenbart.

Plötzlich, mitten im Gesang hat er einen Ton gehört und ist aufgeschreckt – da hat die Lagerglocke zum Aufstehen gerufen. Er ist liegen geblieben, verwirrt, als sei er bewusstlos gewesen. Wo ist er? War das nur ein Traum? Er hat noch ihre Gesichter vor Augen, er hört noch ihr sorgloses Gelächter. In seinen Händen fühlt er noch die Wärme seines Kindes, das er gerade noch ans Herz gedrückt hat. Gerade war doch seine Frau im Gespräch mit ihm. Er weiss doch noch den Inhalt des sorglos vertrauten Redens. War das bloss ein Traum? Und sie, sie alle, sein Vater, seine Mut-

ter, seine Schwestern und Brüder, seine Frau und sein Kind – sind schon lang nicht mehr auf der Welt – sind schon vor langer Zeit verbrannt worden. Und er, nur er ist auf der Höllenwelt geblieben. Allein, ein Einsamer, Verlassener, Gebrochener. Ach! Warum und wozu? Hat der Gong ihn aufgeweckt? Ach, wie glücklich wäre er, wenn er so in seinem idyllischen Traum für immer – eingeschlafen wäre. Einen glücklichen Tod hätte er gehabt.

Enttäuscht und resigniert hebt er den müden, unglücklichen Kopf und wirft sich stöhnend in die Häftlingskleidung, das Ketten-Zeug, geht widerwillig sich in der Fünferreihe aufstellen und dann weiter zu seiner Höllenarbeit.

Die Box – verträumt, verlassen, einsam – man hat die lieben Kinder herausgeholt und sie steht jetzt in Trauer, wartet sehnsüchtig, dass ein Kind komme und sie tröste in ihrem Unglück.

Der Trauer-Appell

Wir wurden wieder auf den Hof hinausgeschickt, auf dem vor Kurzem die furchtbare Zertrennung stattgefunden hatte. Man liess uns zum ersten tragischen Appell antreten. Sie brauchten jetzt die offizielle Feststellung über die Anzahl Verbliebener, um die Operation amtlich zu machen, die sie an unserem Organismus vorgenommen hatten.

Wir stellen uns wie immer in Zehnerreihen auf. Der halbe Hof bleibt ganz leer, etwas wie Tod weht von da her. Du fühlst ihn, spürst ihn, kannst ihn mit Händen berühren. Gerade hier, neben dir, hat einer noch heute beim ersten normalen Appell gestanden, und jetzt ist da eine Lücke, an seiner Stelle ist ein Grab geblieben.

Du hast das Gefühl, als habe man die Hälfte deines Organismus abgeschnitten, und jetzt stehst du da mit halbem Leib. Du hast das Gefühl, dass die Hälfte dir fehlt und dass du dich nicht auf dem Boden halten kannst. Deine Wunde ist noch frisch. Das Blut von dem grausamen Schnitt ist noch warm.

Alle stehen in Trauer, mit tief gesenkten Köpfen. Keiner redet, keiner stört mit einem Wort die Stimmung schwermütig toter Erstarrung. Jeder ist gefangen in der Trauer, die über dem ganzen Hof schwebt und in alle Winkel und Ritzen dringt. Du fühlst dich, als ertränkest du in einem Meer von Schwermut.

Es wird abgezählt – es stimmt. Die Amputation hat mehr als den halben Körper weggenommen. 191 sind noch übrig. Wir reihen uns nach den laufenden Nummern auf und warten. Der Schreiber ruft die Karteikarten auf.[13] Ruft Nummer und Namen von jeder Karte. Es antwortet einer, und dann hat die Karte noch ein Leben in ihrem toten Arrestant. Die nächste aber, die nächste bleibt unbeantwortet liegen, verwaist, im Stich gelassen. Ihr Besitzer ist nicht mehr bei uns, er ist jetzt schon irgendwo und wartet, wartet voll Angst. Eine Nummer wird hierhergelegt, eine zweite auf die Seite.

Es kommt einem vor, als seien die Karten lebendige Wesen, die miteinander verknüpft und verbunden sind. Sie sind alle wie eine geschlossene, zusammenzementierte Familie. Eine wärmt sich an der anderen, sie sind eine geschmiedete Kette. Und jetzt führen wir selbst – gezwungen, gegen unseren Willen – den letzten Akt, den letzten Schritt der Zertrennung durch. Es ist, als hätte man jedem von uns einen Trauerriss[14] beigebracht. Du siehst und fühlst, dass das letzte Zeichen ihres Lebens, ihrer Verbin-

13 Batia Baum, die Übersetzerin Gradowskis ins Französische, weist in einer Anmerkung zu dieser Stelle daraufhin, dass es im Judentum ein Verbot der Aufzählung von Menschen gibt. Wie es in Ex. 30,11-12 heisst: «Der Herr sprach zu Mose: Wenn du die Zählung der Israeliten für ihre Veranlagung durchführst, soll jeder von ihnen ein Lösegeld für seine Person anlässlich der Veranlagung an den Herrn zahlen, damit sie kein Unheil wegen der Veranlagung trifft.» (Siehe *Ecrits Iet II. Témoignage dun Sonderkommando,* S. 234, Fn. 13).

14 Jidd. «krie» bezeichnet ein Trauerritual. Beim Tod eines Verwandten wird die Kleidung eingerissen, und zwar in jenem Moment, in dem die Seele den Körper verlässt; die Handlung symbolisiert die Trennung von den Verstorbenen, den Verlust, aber auch ein Schuldgefühl und eine sich selbst zugefügte Bestrafung.

dung mit uns nun mit der Wurzel ausgerissen wird. Als wären wir von Anfang an die kleine Familie von Brüdern gewesen, die wir jetzt nur noch sind.

Schon ist die letzte Zertrennung beendet.

Zwei Kästchen mit den auseinandersortierten Karten stehen da. Dir scheint, sie bewegen sich wie lebendige, fühlende, spürende, denkende Wesen und jetzt geschieht unter ihnen der letzte Abschied. Dir scheint, wenn du jetzt das Ohr hinhieltest, könntest du den letzten Wunsch hören, der von den 191 zu den 250 auf der Seite stehenden Karten dringt, die von uns weggerissen werden. Wir möchten Begleiter sein, Begleiter jener Brüder auf ihrem Weg, den der Teufel sie führt, und wer weiss, wohin?

Die erste Nacht

Jeder geht zu seiner Box und fühlt sich, als setze er sich jetzt auf ein Schiwe-Bänkchen, und fängt an zu trauern. Über den grossen, tragischen Akt zu sprechen, der gerade vor seinen Augen stattgefunden hat.

Wie Leidtragende, die man erinnern muss, dass sie auch einen Körper haben, dem man sein Recht tun muss, so mahnt jetzt ein Kamerad den anderen, ob er nicht ein wenig essen wolle. Einer kommt zur Box des anderen, jeder sucht Trost beim Kameraden, beim Bruder. Kameraden, die mit einem der Fehlenden zusammen geschlafen haben, gehen jetzt mit zitternden Händen zu ihrer Box, holen ihre Decken heraus und tragen sie mit sich herum, suchen einen neuen Winkel, wo sie ihren betrübten Leib ausruhen lassen können. Sie können dort am alten Ort nicht mehr sein. Da neben ihm hat noch gestern der Bruder geschlafen, er fühlt noch die Wärme seines Körpers und jetzt ist sein Bett, sein Platz kalt, starr, tot und der übrig gebliebene Bruder kann nicht dableiben und in dem zur Hälfte toten Bett liegen.

Stunden vergehen, lange, schwermütige, die sich mit ihrer Monotonie auf uns legen wie eine schwere Masse. Auch starke, unbeugsame Charaktere werden jetzt von der tragischen Stimmung bedrückt.

Langsam, langsam verschwinden alle in den Betten und kriechen unter die Decken. Sie möchten sich ein wenig befreien, die Last der fressenden Schwermut loswerden und Trost suchen unter den Flügeln des Schlafs.

Es sind schon die späten Nachtstunden, lange, traurige, welche mit ihrer Monotonie wie eine schwere Last bedrücken.[15]

Es ist schon spät in der Nacht. Im Block ist es still, die tote Starre wird nur vom schweren Atmen und Stöhnen der unglücklichen Kinder zerrissen, die auch im Schlaf keine Ruhe finden. Von weitem, von der leergewordenen Hälfte des Blocks zieht eine Schwermut herüber, die den ganzen leeren Raum füllt. Es scheint, als wären hier zwei Welten. Da steht eine tote erstarrte Welt, die verwachsen ist mit einem tragischen zum Tod verurteilten Leben.

Es brennt dort ein Lämpchen mit Trauer-Licht. Es beleuchtet die leeren Boxengrüfte, die weinen und klagen um ihre Kinder, die jetzt in grosser Furcht irgendwo sitzen und gepeinigt werden von Schlaflosigkeit. Nichts haben, wo sie den Kopf hinlegen könnten, und sie, die Boxen, stehen leer, sind einsam und verlassen. In der Stille der Nacht ist eine schmerzliche Frage zu hören: Warum, warum habt ihr meine Kinder geraubt und wohin, wohin führt ihr Weg?!

Es brennt dort ein Lämpchen und es beleuchtet eine tote Welt.

Du schaust es von Weitem an und dir scheint, dort brenne ein Licht für die 200 Opfer.

Der Trauer-Morgen

Der Lagerwecker meldet mit seinem monotonen Klang, genug, genug geruht, ihr Feinde und Verbrecher. Mach dich an deine Höllenarbeit, verfluchtes Kind.

Alle Kameraden sind heute – anders als sonst immer – vor der Zeit aufgestanden. Sie hätten schon vor Stunden die schlaflose, von Alpträu-

15 Der Satz ist im Transkript von Wollnerman eingerahmt.

men erfüllte Nacht gern hinter sich gehabt und konnten den Gong kaum erwarten. Man liegt nicht wie gestern auf seinem Bett, kuschelt sich in die Decke und versucht, die Minuten hinzuziehen und die Nacht zu verlängern. Beim ersten Ton des Gongs sind alle angezogen.

Im Block spürt man, dass etwas fehlt. Es ist zu still, es fehlt der Lärm, es fehlt der Rummel, es fehlt die Unruhe, die die fünfhundertköpfige Familie jeden Tag beim Aufstehen machte.

Durch den grauen Morgen haben wir wieder den Tod gesehen, gefühlt, gespürt. Dort stehen die leeren, leblosen Boxengrüfte ... ohne Bewegung, das Gezappel des Lebens dort ist verschwunden. Niemand bewegt sich – niemand rührt sich – kein Laut eines Wortes oder eines Geräuschs erreicht dich – alles ist tot.

Jeden Morgen kam von dort der erste Ruf, der erste Gruss ans Leben. Von dort kam stets die erste Ansage an den ganzen Block, der Tag, der Tag komme an. Wenn du noch unter der Decke lagst und nur schwache Strahlen des Morgens in den Block hereindrangen, kamen von dort schon die schwermütig bittenden Klänge des Morgengebets, verbreiteten sich im ganzen Block, drangen dir mit leisem, ruhigem Tritt in Herz und Seele und entführten so manchen von uns in eine Welt von Erinnerungen. Einer erinnerte sich dann, dass er solche Töne dort im alten Heim morgens immer von seinem Vater oder Grossvater gehört hatte, als er noch Kind war. Oder es erinnerte einen an sein eigenes Leben, dass auch er, er selbst, religiös war, mit dieser Melodie das Morgengebet hielt und um Leben und Glück – für sich, für seine Frau und für sein Kind bat. Und nun – ein tiefes Stöhnen kam in jenen Minuten immer aus vielen Herzen. Jetzt aber fehlt der Klang, es fehlt der Ruf, es fehlt die Harmonie. Eben das Stöhnen, das diese Töne provozierten, fehlt im Zusammenklang unseres tragischen Lebens. Jedes Zucken, jede Bewegung, jede Bewegung, die von jedem Menschen besonders ausging, war ein Schräubchen in der Maschine, ohne welches sie sich nicht weiter bewegen kann.

Es ist fühlbar im Block, dass ein Stück Leben fehlt. Jeden Morgen hat-

ten wir den bekannten Wecker gehört, dass wir Frühstück fassen sollten, und heute weckt keiner, ruft keiner, so ... als wäre es *[Wörter fehlen]* eine nutzlose, niemandem nötige Sache geworden.

Alles bewegt sich so ruhig, langsam und apathisch. Es scheint, dass jene den Puls, den Antrieb, das Dynamit mit sich genommen haben. Mit ihrem Weggehen ist alles verschwunden. Als der Organismus zerschnitten wurde, wurde zugleich das Leben zerschnitten und wurde bei den Übriggebliebenen betäubt und fühllos; das Zucken des Lebens wurde ausgelöscht. Wohin du dich wandtest, wohin du den Fuss lenktest, fühltest du, dass sie fehlten. Im Waschraum, in der Toilette, auf dem Hof, überall war es fühlbar und mit Händen zu greifen, dass der lebendigste Teil unseres Organismus nicht da war.

So sah der erste Morgen unserer Zertrenntheit aus.

16 «Alle treten heute zur Arbeit an!» – war laut von einem Kapo zu hören. Jeder Einzelne hat heute einen besonderen geachteten Platz im Kommando. Wie bei einem Mann, dem der Tod die Hälfte der Kinder geraubt hat. Keiner lässt sich heute im Block nieder, alle möchten seiner Leere und Schwermut entfliehen. Wir stehen auf der Strasse und jeder hat das Gefühl, dass ihm etwas fehlt. Gestern um die Zeit ist er ja mit dem und dem Kameraden in der Reihe gegangen. Er hat noch im Kopf, worüber sie gestern um die Zeit gesprochen haben. Und heute, wer weiss, wer weiss, wohin man sie jetzt bringt. Jeder von uns möchte schneller aus dem Tor kommen. Vielleicht, vielleicht kann er sie noch sehen. Und zum letzten Mal ihre Gesichter im Licht des Tages wahrnehmen und zum letzten Mal wenigstens Blicke mit ihnen tauschen und sich so verabschieden. Aber auch das, diese Freude wird uns nicht erlaubt. Als wir zur Arbeit gingen, waren sie da schon vorher auf dem Weg zur Bahn entlangmarschiert. Wie wir erfuhren, hatte man ihnen ihre warme Menschenkleidung abgenommen und sie

17 In Wollnermans Transkription beginnt hier ein neues Unterkapitel auf einer neuen Seite. In der Edition hat er eine Kapitelüberschrift hinzugefügt: «Antreten!»

in Häftlingskleidung mit Holzpantinen gesteckt. Beim ersten Ausgang hatte man sie moralisch und physisch erdrückt und zerbrochen.

Wir trotten dahin, uns überkommt ein Zittern. Hier ist vor Kurzem, vor einer halben Stunde mein Bruder gegangen, geführt von Dutzenden Posten mit Maschinengewehren. Wer weiss, wer weiss, wo der Weg hinführt, den sie gehen. Und wer weiss, wie lange, wie lange man uns, uns noch so halten wird. Ist das nicht schon der Anfang vom allgemeinen Ende? Wer weiss? Wir gehen, die Augen gesenkt. Jeder fühlt, dass man ihn mit zynischen Blicken durchbohrt, die «etwas» sagen, das uns ins Herz dringt, weckt und mahnt und ruft. Die Blicke fordern Rechenschaft für den verschwundenen gestrigen Abend. Sie, sie haben gemeint, sie haben geglaubt, dass etwas passieren würde, dass die Operation nicht nur unserem Organismus weh tun würde, sondern auch denen, die sie vornahmen, und dann würde gewiss «etwas» geschehen.

Die Blicke zwingen uns zum Nachdenken, zu einer Rechenschaft vor uns selbst. Und zum Teil denkt man, dass sie vielleicht recht haben; es hätte der Anfang vom unwiderruflichen Ende sein können, und wir sind schuldig. Aber instinktiv hebe ich auch den Kopf und sehe nach, wer das denn ist, der da Rechenschaft von mir fordert und vielleicht das Pulver hätte sein können, das von dem Funken hätte entflammt werden sollen, den wir entzündet hätten. Und ich sah das Gesicht eines Polen, der, selber hinter Gittern und Zäunen, mörderisch auf einen Juden einschlug und «Ekelhafter Zyd»[17] schrie. Da habe ich aufgeatmet. Ich erkannte das Gesicht derer, die nicht nur passiv zugesehen, sondern vielleicht auch aktiv geholfen hätten, das Feuer zu löschen, zusammen mit denen, in deren Händen auch sie gefangen waren. Es überkam mich das sichere Gefühl, dass wir nicht nur in unserem individuellen Leben einsam sind, sondern einsam auch in dem Streben, das tief in allen Herzen glüht.

17 Jidd. «parshive zhid»: ein antisemitisches Schimpfwort; «zyd»: poln. Jude.

Auf dem Kommando

Der Kapo ruft jede Gruppe einzeln auf. Sie sind auf die Hälfte verkleinert. Nur eine Gruppe ist ganz verwaist, ein Name ganz gelöscht, ausradiert ist das «Reinigungskommando». Das Kommando der geschwächten Kameraden, deren Arbeit darin bestand, die abgeschnittenen Haare von Tausenden abrasierten Köpfen junger und alter jüdischer Frauen zu säubern.

Dieses Kommando ist das einzige, das völlig liquidiert wurde.

Bei der Arbeit ist das Fehlen der Menschen fühlbar, selbst die Gruppen, die normal arbeiten, spüren die Abwesenheit, fühlen, dass hier an dieser Stelle, auf diesem Punkt der Kamerad, der Bruder gestanden hat, und heute? Alles erinnert, alles bringt dauernd dazu, an sie zu denken. Ich gehe nach oben hinauf, nachsehen, was dort oben hinter dem grossen Schornstein los ist, wo immer viele Dutzende älterer und auch junger Kameraden sassen, deren eigentliche, wirkliche Arbeit es war, dort verborgen vor den Augen unserer Bewacher zu sitzen und einen Psalm, ein Kapitel Mischna zu sagen oder zu beten. Gearbeitet wurde nur so viel, dass etwas vorzuzeigen war, denn diese Arbeit konnte man sehr schnell erledigen oder in die Länge ziehen, das liess sich leicht maskieren. Und das haben Dutzende von Religiösen oder auch von Schwachen und Kranken ausgenutzt als etwas, worüber sie verfügen konnten. Ich komme hinauf und finde alles, wie es gestern liegengeblieben ist, als sie weggingen.

Es herrscht Totenstille. Auf dem Boden liegen und stehen an verschiedenen Stellen, so wie die Arbeiter sassen, Kübel, Koffer und andere Sitzgelegenheiten, die praktischer waren als Stühle, weil man sich von denen zu tief hätte hinunterbücken müssen. Alles steht so, wie die Menschen gestern gesessen haben – es macht den Eindruck, dass es traurig dahocke und darauf warte, dass die kommen, die gestern da gesessen haben. In der Leere ist ihr Fehlen spürbar, alles scheint in Schwermut und Trauer gehüllt. Du gehst zu einem der Sitzplätze und findest einen versteckten Sid-

dur, Tefillin und Tal-lit.[18] Das haben sie gestern um diese Zeit alles benutzt, und heute liegt es verwaist, keine Hand mehr da, die die Gebetsriemen legt, kein Mund, der ein Gebet sagt, kein Körper, der sich in einen Gebetsmantel hüllt.

Ich habe das Bild jenes Morgens vor Augen, wie einer Schmiere stand und aufpasste, dass «niemand» käme, und währenddessen religiöse Juden unehrlich waren gegen ihre Unterdrücker und ehrlich gegen ihren G-tt, und mit wie viel Zittern sie ihre Gebete zum Himmel schickten. Mehr als einmal mussten sie voll Schrecken die Gebetsriemen abreissen und sich mitten im Beten an die Arbeit machen wie sonst nie. Mehr als einmal sind sie «hereingefallen». Er schrie herum, der zynische, viehische Oberscharführer – der Chef der Krematorien –, als meine er es ernst, warum sie hier ein «Bibel-Kommando» aufgemacht hätten. Innerlich aber war es ihm recht, dass Juden im Herzen der Hölle, an ebendem Schornstein, durch den Hunderttausende jüdische Leben gingen, dass sich da Juden fanden, die mit dem Rücken an den Ziegeln, die angeglüht waren vom Feuer von verbrannten jüdischen Opfern, von ihren verbrannten Vätern und Müttern, ihren verbrannten Frauen und Kandern – und an dieser Stelle beten sie, sagen Lobgesänge auf und lernen. Wenn die noch hier in diesem Weltwinkel anerkennen können, dass alles von der höchsten g-ttlichen Macht geleitet wird, dann muss man solche Juden sich frei in ihrem Glauben bewegen und ihre Frömmigkeit vertiefen lassen. Das ist besser, gesünder, man ist ruhiger mit so einem Element. Und deshalb waren sie tolerant und haben bagatellisiert. Das wissen sie auch *[mehrere Zeilen fehlen]*[19] da haben sie sich noch gestern Essen für heute vorbereitet und überhaupt nicht

18 «Siddur» – das jüdische Gebetbuch für den Alltag und den Sabbat; «Tefillin» – «Gebetsriemen»; schwarze, lederne Gebetskapseln, die handgeschriebene Schriftrollen mit Texten aus der Torah enthalten. Sie werden an Werktagen beim Morgengebet getragen; «Tallit» – der jüdische Gebetsmantel: ein viereckiges Tuch aus Wolle, Baumwolle oder Seide. An den vier Zipfeln hängen die «Zizijot», die den Gläubigen an die Gebote Gottes erinnern.

19 Wollnerman: «fehlen einige Zeilen, sind weggerottet und vergilbt».

vorausgesehen, dass sie jetzt um diese Zeit getrieben würden – in einem verriegelten, vergitterten Zug – auf einen Weg *[mehrere Wörter fehlen]*

An der Wand hängt noch ein Zettel, ausgefüllt mit den Namen von fünf Kameraden, die sich mit der Wache am Tor abwechseln sollten.

Fünf Namen, und jeder Name bewegt sich jetzt wie ein lebendiges Wesen vor deinen Augen. Zu jedem Namen kommt dir die Figur eines Kameraden vor die Augen, den du gut kennst. Er scheint zu dir zu reden und zu sagen: Schau, Bruder, wie falsch wir rechnen. Gestern meinte ich, habe ich mir ausgerechnet, dass ich heute, heute dort unten beim Tor stehen würde, und heute trägt mich schon der Teufel leibhaftig auf den Armen. Denk daran, denk daran, Bruder, dass das Morgen nicht in deiner Hand ist! Der Zettel hängt da wie ein lebendiger Zeuge für unsere Nichtigkeit und Minderwertigkeit.

Vom Zettel gehen Schwermut, Furcht und Schrecken aus. Er erzählt von etwas, was da war und es nicht mehr ist. Verschwunden, und wer weiss, wo? Eine unsichtbare Hand streckt er aus, fängt unser Wesen und zieht es in eine Welt von Schwermut und Depression. Es kommt dir vor, als schauten die fünf Namen, die fünf Wesen, aus einem tiefen Abgrund zu dir herauf und weckten, riefen und warnten. Und die dräuende Stimme wird von Minute zu Minute lauter, sie schreit ins taub gewordene Ohr und dringt im Sturm ins versteinerte Herz. Aus den stürmenden Stimmen höre ich: Denk! Denk an morgen! Ich gehe gebrochen weg, niedergeschlagen und resigniert. Wie ein Fatum verfolgt mich jene Stimme und lässt mich nicht ruhen. Sie weckt, sie ruft, sie zwingt mich zum Denken. Der Tag zieht sich wie eine Ewigkeit. Kaum kann ich den Pfiff zum Antreten erwarten. Ich habe aufgeatmet, als er kam. Wie symbolisch war dieser Tag für die allgemeine Lage und Stimmung.

Freitagabend

So mancher von den Kameraden sah mit Hohn und Spott zu, wenn sich freitags ein paar dutzend Männer zum Gottesdienst am Sabbatbeginn versammelten. Einige sahen auch mit Verbitterung auf sie, weil die grausame Wirklichkeit, die furchtbaren Tragödien, die sich täglich vor unseren Augen abspielten, kein Gefühl der Dankbarkeit wecken konnten, keine Neigung, den Schöpfer der Welt zu preisen, der es einem Barbarenvolk ermöglicht hatte, Millionen unschuldiger Menschen, Männer, Frauen und Kander, umzubringen und zu vernichten, deren einzige Schuld es war, dass sie als Juden geboren waren, dass sie die Herrschaft eben des Gottes als überlegen anerkannt hatten, für den da jetzt Gebete gesagt wurden, dass sie der Welt, der Menschheit den Monotheismus gebracht hatten. Und dafür wurden sie jetzt Opfer. Soll man dafür noch Loblieder singen? Wofür? Gott lobpreisen beim Meer aus eigenem Blut?[20] Zu dem beten, der das Weinen und Schreien der unschuldigen Kleinsten nicht hören will? Nein! So geht einer weg in Verbitterung und Zorn auch über die, die da anders denken als er.

Auch Juden, die früher religiös waren, stehen jetzt kalt in der Ferne. Sie sind schon lange nicht mehr in Frieden mit ihrem G-tt. Sie sind verbittert über Seine Wege. Sie können nicht verstehen, wie ein «Vater» seine Kinder in die Hände blutiger Sadisten liefern kann, in die Hände von Menschen, die spotten und höhnen über Ihn. Sie wollen nicht zu viel darüber philosophieren, sie haben Angst, dass sie vielleicht den letzten Halt verlieren, dass der letzte Trost verschwindet. So sitzen sie still, verlangen keine Rechenschaft von Ihm und legen Ihm auch keine Rechenschaft ab. Sie würden manchmal ganz gern beten und ihr Herz ausschütten, aber sie können es nicht.

20 Jidd. «shire zogn»: wörtlich «Gott singend loben»; «shire»: «Gesang», «Lied»; «zogn»: «sagen». Hier Anspielung auf das Dankgebet Israels nach dem Durchzug durch das Schilfmeer, Ex. 15,1.

Sie möchten nicht unehrlich sein vor Ihm und vor sich selbst auch nicht.

Aber trotz dieser allgemeinen Stimmung fand sich eine Gruppe religiös Hartnäckiger, die jede Verbitterung in sich übertönten, jeden Protest in sich erschütterten, wie er jeden Tag ihr Herz und ihre Seele bestürmte und Rechenschaft forderte – fragte: «Warum?» Nein! Sie lassen sich weiter im Netz einfältiger Frömmigkeit fangen. Ohne Rechenschaft und ohne Philosophie. Sie glauben, sie sind auch jetzt überzeugt und demonstrieren das jeden Tag, dass alles, was mit uns gemacht und getan wird, von der höchsten uns nicht begreiflichen Macht geleitet wird. Und wir mit unserem einfachen menschlichen Verstand können es nicht verstehen. Sie klammern sich noch jetzt stark an ihren G-tt. Sie sind von starkem Glauben durchdrungen, auch dann, wenn sie sehen, fühlen und spüren, dass sie im Meer ihrer eigenen Frömmigkeit ertrinken. Und vielleicht, vielleicht bohrt auch bei ihnen tief im Herzen «etwas», was sie nicht ruhen lässt, aber sie halten sich stark, sie wollen den letzten Trost nicht verlieren, sie wollen den letzten Halt nicht verlieren.

So bildete sich in der fünfhundertköpfigen Familie von Gläubigen und Ungläubigen, Verbitterten und Gleichgültigen eine erst kleine, dann aber immer grössere Gruppe von Betern heraus, die alle täglichen Gebete im Minjan[21] vollzog.

Und öfters kam es vor, dass ein Kamerad, der sonst nicht betete, von den frommen Gesängen mitgerissen wurde. Ein Klang erreichte ihn, ein Motiv aus den traditionellen Freitagabendgebeten und löste ihn von der schauerlichen, tragischen Wirklichkeit.

Er wurde von einer stürmischen Welle von Erinnerungen an die Welt von einst mitgespült. Er schwamm fort in die vergangenen Jahre. Er sah sich in seinem Heim.

Freitagabend. Im grossen Lehrhaus[22] ist es warm und hell, als ob dort

21 Das Quorum von zehn oder mehr mündigen Juden (im religiösen Sinn, d.h. älter als 13 Jahre), das nötig ist, um einen Gottesdienst abzuhalten.

22 Synagoge.

Sonnen leuchteten. Männer stehen in Sabbatkleidung, festtägliche Juden. Von ihrem Werktag haben sie sich befreit, als sie die irdische Alltagskleidung ablegten. Mit dem Schliessen ihrer Geschäfte und Unternehmen haben sie die Beschäftigung mit einer Welt unterbrochen, in der die Seele vom Körper geknechtet wird. Sie haben sich befreit von den privaten und kollektiven Problemen und Sorgen der Woche. Sie fühlen sich sorglos und freuen sich, dass sie in eine Welt eindringen dürfen, in die man das Alltagsgepäck nicht mitschleppen muss.

Jetzt wird im Lehrhaus der Ruf einer klangvollen Stimme hörbar, die den sabbatlichen Juden ansagt, dass es Zeit ist, hinauszugehen und ihre Majestät, die Königin Sabbat[23], zu empfangen.

Herrliche Gesänge strömen heran, berührende Töne dringen heraus. Freude und geistige Erhebung fliessen harmonisch zusammen. Die Menschen sind heilig beflügelt durch ihre Begegnung, ihr Zusammensein. Sie erheben sich zum hohen Himmel, sie schweben in einer geistig erhabenen Welt. Jeder Gesang, jedes Wort füllt sie mit Mut und Hoffnung. Nur von Zeit zu Zeit dringt tiefes Stöhnen heraus, das die Heiligkeit schwächt und profaniert: Da hat ein Mann an die Woche gedacht, seine individuellen und allgemeinen Probleme gesehen. Er sieht, vor Augen steht ihm seine wirkliche Tragödie. Er hat gesehen und gefühlt, wie er zertreten wird – zertreten von den Füssen seiner Unterdrücker. Er hat seine Minderwertigkeit, seine Nichtigkeit gefühlt. Er fällt vom hohen Himmel herunter, er fühlt, dass er gleich in die tiefen Abgründe der Verzweiflung zurücksinken wird. Ihm scheint, er habe vor ein paar Minuten eine Rettung in dem stürmischen Meer seiner Nöte gefunden, und nun ist sie plötzlich verschwunden. Er sucht, möchte sich an etwas festhalten, was ihn nicht weiter in den

23 Im 16. Jh. führten Kabbalisten aus Thessaloniki eine Empfangszeremonie ein, die vor dem Freitagabendgebet des Sabbats stattfand. Mit der Hymne «Lecha Dodi» (hebt. «Komm, mein Freund») wurde die «Königin» oder «Prinzessin Sabbat» willkommen geheissen.

tiefen Abgrund sinken lässt. Da kommt eine neue Welle bei ihm vorbei. Er hört einen neuen Ton, der ihn weckt und ermuntert. *«Geplündert werden sollen, die dich plündern»*[24] – fürchte dich nicht – deine Feinde und Unterdrücker sollen zertreten und vernichtet werden. Verfalle nicht in Verzweiflung, du alter Sohn von Märtyrern! Der Jude wird neu beflügelt von Mut, Glauben und der Gewissheit, dass das Morgen, das Morgen schöner sein wird als das Heute. Er vergisst, vergisst das Heute, lebt schon im Morgen, dessen helle Strahlen er schon gesehen hat. Die neue Hoffnung ist ihm ins Blut gegangen, hat ihn gestärkt. Er singt wieder mit der ganzen Gemeinde und lässt sich zurücktragen in den hohen, weiten Himmel des Geistes.

Jener zauberhafte Spaziergang fällt ihm ein, den er einmal mit seinem Vater, seinem Bruder und vielen Männern unternommen hat. Sie gehen leise, mit ruhig sorglosem Schritt. Ihre Seelen sind weit; das haben sie aus dem grossen Lehrhaus mitgebracht. Auf der Strasse ist es ruhig und still, aus den Fenstern leuchten die Schabbeskerzen. Sie sind jetzt das einzig pulsierend Lebendige, das sich auf den stillen, in Schweigen versunkenen Strassen bewegt. Alle Geschäfte sind geschlossen, auf allem ruht die Heiligkeit des Sabbats; die heilige Schönheit, die der Gottestag ausstrahlt, hat ihre Herrschaft über das ganze Schtetl verbreitet und ist in alle Winkel menschlichen Lebens gedrungen.

Jeder fühlte sich von einer innerlichen Seelenfreude beflügelt.

Er kam nach Hause, eine idyllische Wärme, eine Welle von Heiligkeit wehte ihn vom ganzen Raum her an, von allem, was in der Wohnung war. Auf allem ruhte die Heiligkeit des Sabbats. Jedes Ding schien einen Ton zu singen, die Töne schufen heilige Harmonie. Er erinnert sich an den Klang des herzlichen Sabbatgrusses, mit dem er und sein Vater in die Wohnung kamen. Eine Welle von Freude floss mit ihrer Ankunft in die

24 Jeremia 30,16. Im Original hebräisch.

25 In der jüdischen Theologie die (oftmals weiblich gedachte) Anwesenheit und

sabbatliche, von der Schechina[25] erfüllte Wohnung hinein. Er erinnert sich, sieht es vor sich, wie heilig bei seiner Mutter, seiner Frau, seinen Schwestern und Brüdern die Augen schimmerten.

Die herzlichen Klänge des «Scholem alejchem»[26] stiegen in die Luft. Damit begrüsste der Vater das Heilige, das sich vom Himmel herabliess, um in den vier Wänden unserer Wohnung zu ruhen und über den Köpfen der lieben Familie zu schweben.

Er sieht sich in seiner ganzen glücklichen, zufriedenen Familie. Sie essen, trinken, singen. Alle fühlen sich so gut, so glücklich und zufrieden, sorglos und sicher, voller Mut und Hoffnung. Eine idyllische Welt liegt vor ihnen ausgebreitet, die ihnen, ihnen allein gehört. Sie fühlen sich von niemandem bedroht. Sie gehen zuversichtlich und sicher ihren Weg, ihren Weg in die neu entdeckte Welt.

Und mit einem Mal hat ihn eine brausende, stürmische Welle grausam herausgerissen und weggeschwemmt aus dieser Welt. Verschwunden das Heim, verschwunden die Sabbate, verschwunden seine Welt, versunken sein Glück. Sein Vater, seine Mutter, seine Schwestern und Brüder, seine Frau – keiner ist mehr auf der Welt.

Gut Schabbes, gut Schabbes – sagt einer zum andern. Das geht als Riss durch die Seele. – Gut Schabbes – Für wen? Wo sind sie, die lächelnden Gesichter? Wo sind sie, die lieben Eltern? Wo seid ihr, teure Schwestern und Brüder? Wo bist du, liebe Frau? – Gut Schabbes – Zu wem? Für wen? Ich habe ihn gesehen, ihn vor mir gesehen, den schauerlichen Abgrund meiner zerstörten Welt. Und von dorther kommt die Stimme meiner in Flammen verbrannten Familie. Ich fliehe, fliehe davor wie vor einem Gespenst. Ich möchte mich rascher, schneller von dem grossen Alptraum befreien, den Aufruhr übertönen, der in meinem Ich aufgeflammt ist. Aber

Manifestation Gottes in der materiellen Welt. Das Wort hat ein breites Spektrum an Bedeutungen: «Ruhe», «Glück», «Heiligkeit» oder «Frieden».

26 Hebt. «Der Friede sei mit dir». Willkommensgebet für die Engel und den Sabbat, das am Freitagabend nach der Rückkehr der Gläubigen aus dem Gebetshaus gesungen wird.

es gibt auch Augenblicke, in denen man eine bestimmte geistige Erschütterung erleben möchte. Du willst die Vereisung auftauen. Du möchtest dich manchmal erinnern, erinnern, um das Unglück durchleben, durchleiden, durchschmerzen und durchbluten zu können, zu dem wir uns bis jetzt nicht hingefühlt haben. Denn die Arbeit, dieses Zusehen beim grausamen Tod von Millionen Menschen, die dir an den Augen, an deinen eigenen Augen vorbeigegangen sind, dieses Meer von Blut, in dem wir täglich ertrinken, diese Wellen des Allgemeinen, das alles hat das individuelle Unglück allmählich weggeschwemmt und abgestumpft. Und man möchte manchmal das «Vergnügen» haben, in seine eigene Welt eindringen zu können, das Einst und Heute zu durchleben, die Vergangenheit zu durchschwimmen und bis zur Vergangenheit zu kommen. Mich so lange wie möglich an der Oberfläche des früheren Lebens, des früheren Glücks halten und danach, danach mich hinunterlassen in die tiefen Abgründe meiner Höllenwelt. Einen Strahl von der einstigen hellen Sonne fassen und mit ihm in die finstere Schlucht hinabsteigen und so die Grausamkeit, die Furchtbarkeit des grenzenlosen Unglücks wahrnehmen, in das wir sinken.[27] In solchen Augenblicken lief ich wohl dorthin, dorthin zu jenem Ufer, jenem Winkel, wo in heiliger Frömmigkeit ein paar Minjanimjuden[28] stehen und beten. Dort holte ich mir dann Licht, von dort nahm ich einen Funken mit und floh, floh in meine Box. Und in deren Wärme taute dann wohl das Eis meines Herzens. Ich hatte dann einen fröhlichen Freitagabend. Ich wurde durch die stürmischen Wellen meiner entschwundenen Jahre getragen, und wenn ich ans Ufer kam, zu meinem heutigen Sabbat, zerfloss mein Herz in Tränen. Ich war glücklich, ich hatte einen Sabbat voller Tränen. Ich hatte mich lange, lange danach gesehnt, dass ich in meiner Phantasie meine liebe herzige Mutter sehen könnte, meinen festlich gestimmten guten Vater, meine lieben Schwesterchen und Brüder, meine liebe, singende

27 Gedankenstriche von Wollnerman oder Gradowski; nichts weist darauf hin, dass an der Stelle Wörter fehlen.

28 Plural von «minjan», siehe Fn. 21.

Frau sehen und mit ihnen Sabbate von Glück, Sabbate von sorgloser Zufriedenheit erleben könnte, und danach, danach sie beweinen. Beweinen meine Familie, beweinen meine Liebsten und Teuersten, die auf ewig verschwunden sind. Beweinen meine Sabbate, die niemals, niemals wiederkehren werden. Weinen über mein Unglück, das ich erst jetzt ganz gespürt und gefühlt habe.

Ich sehne mich nach den Brüdern, weil sie meine Brüder sind. Ich sehne mich auch deshalb nach ihnen, weil ein Stück meines Höllenlebens mit ihnen verbunden ist[29].

Ich schaue in die Ecke hinüber, wo sie immer standen und beteten. Tote Reglosigkeit weht von dort heraus. Keiner, keiner ist mehr da. Verschwunden die Leben, abgebrochen der Ton – eine weitere Sehnsucht, eine weitere Trauer habe ich zum tiefen Unglück dazubekommen.

Wir sehnen uns nach den Brüdern, weil sie unsere Brüder sind.

Wir sehnen uns auch deshalb nach ihnen, weil das Licht uns fehlt, die Wärme uns fehlt, der Glauben uns fehlt, die Hoffnung uns fehlt, die von ihnen ausstrahlten.

Mit ihrem Verschwinden ist der letzte Trost dahin.[30]

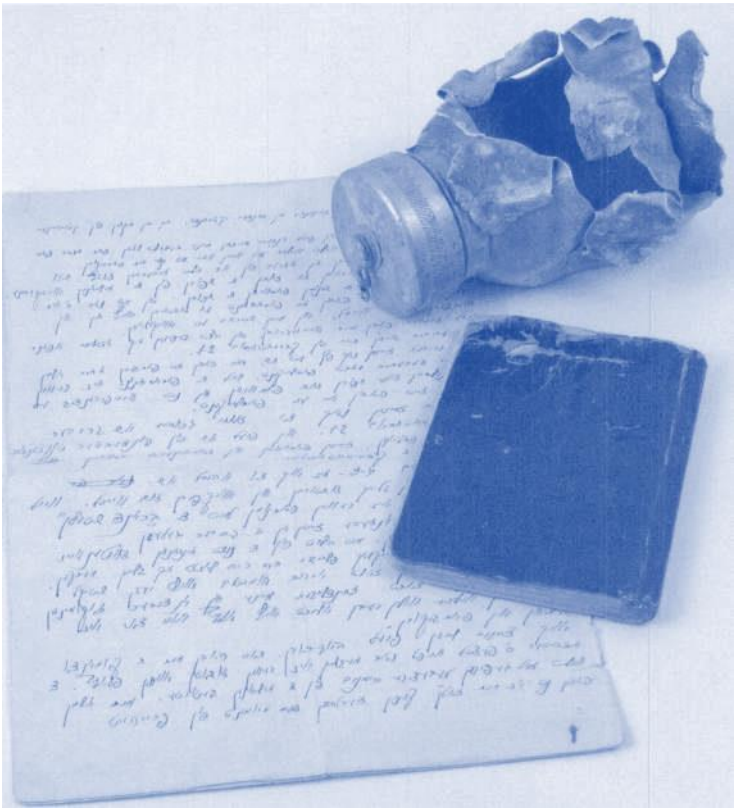
Ende

29 Hier sind wieder Wörter nummeriert, um eine andere Satzanordnung zu signalisieren.

30 Wollnerman hat seine Abschrift datiert und mit seinem Namen unterzeichnet. Das Datum lautet 15. Schewat (5)750. Das ist der 2. Februar 1950.

ANHANG

I Salmen Gradowski und seine Frau Sonja, um 1940

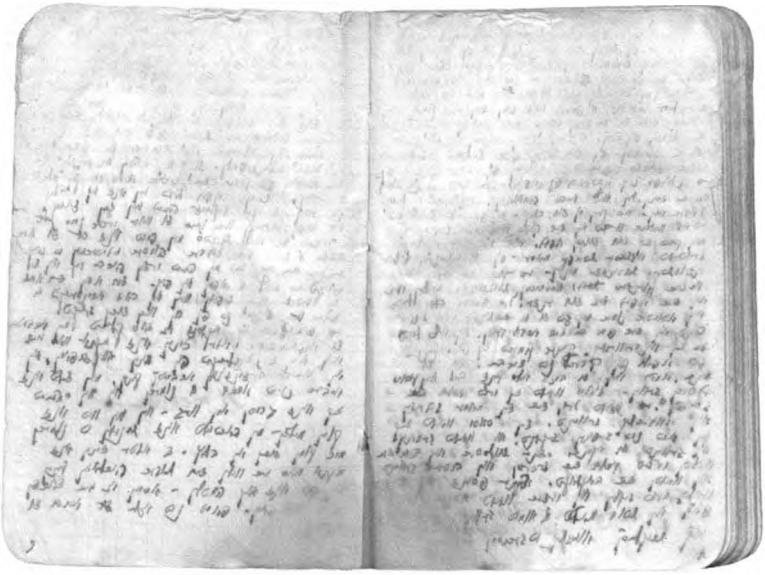


2 Die Feldflasche, die das Notizheft enthielt und 1945 auf dem Territorium des Vernichtungslagers Birkenau ausgegraben wurde.

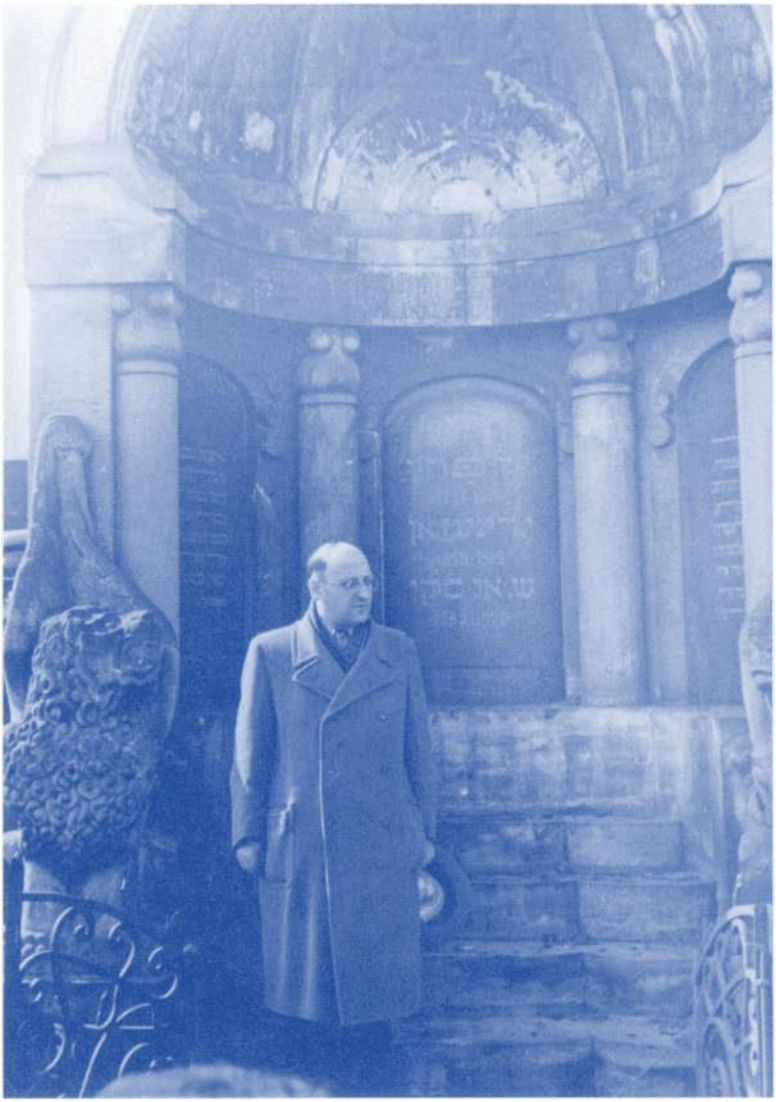
3 Das aufgeschlagene Notizheft (die erste Handschrift) und Gradowskis Brief an den Finder vom 6. September 1944

4 Der Brief an den Finder vom 6. September 1944 (siehe S. 69)

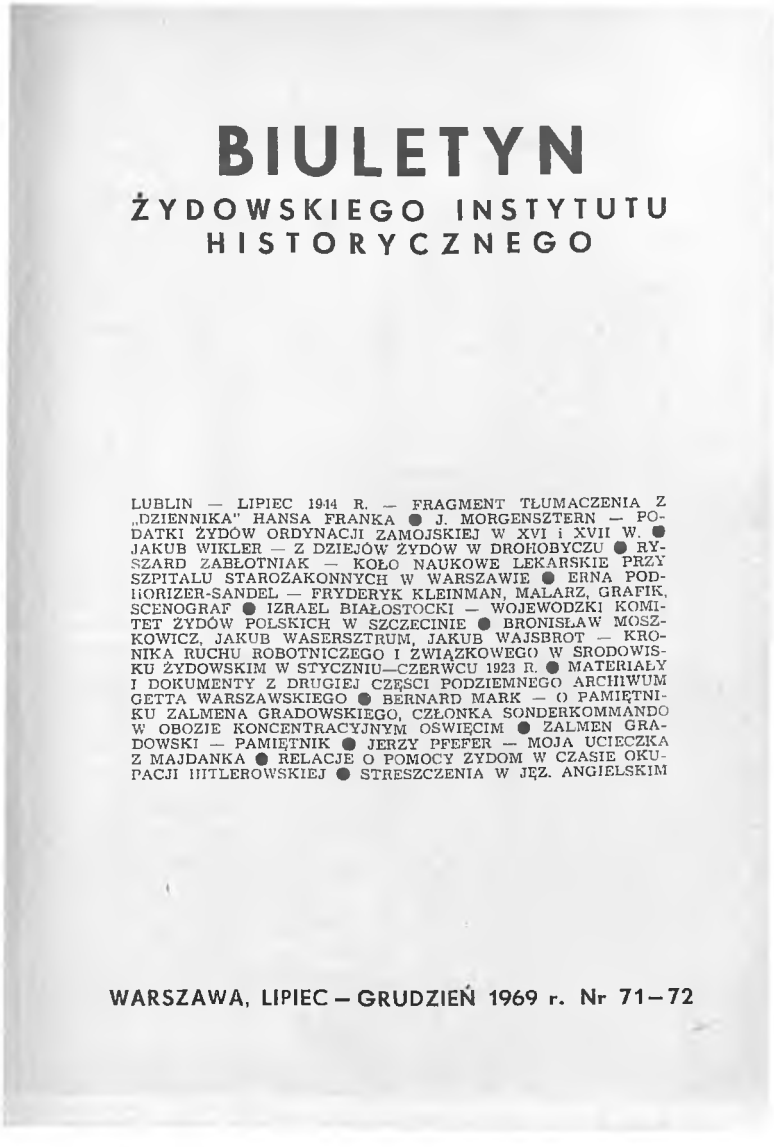
5 Die Rückseite des Briefs (siehe S. 71)



6 Gradowskis Notizheft, die erste Handschrift



7 Bernard Mark neben dem Grab von Y.L. Peretz, Yankev Dinezon und Sh. An-ski. Warschau, um 1966



BIULETYN

ŻYDOWSKIEGO INSTYTUTU HISTORYCZNEGO

LUBLIN — LIPIEC 1944 R. — FRAGMENT TŁUMACZENIA Z „DZIENNIKA" HANSA FRANKA ● J. MORGENSZTERN — PODATKI ŻYDÓW ORDYNACJI ZAMOJSKIEJ W XVI i XVII W. ● JAKUB WIKLER — Z DZIEJÓW ŻYDÓW W DROHOBYCZU ● RYSZARD ZABŁOTNIAK — KOŁO NAUKOWE LEKARSKIE PRZY SZPITALU STAROZAKONNYCH W WARSZAWIE ● ERNA PODHORIZER-SANDEL — FRYDERYK KLEINMAN, MALARZ, GRAFIK, SCENOGRAF ● IZRAEL BIAŁOSTOCKI — WOJEWÓDZKI KOMITET ŻYDÓW POLSKICH W SZCZECINIE ● BRONISŁAW MOSZKOWICZ, JAKUB WASERSZTRUM, JAKUB WAJSBROT — KRONIKA RUCHU ROBOTNICZEGO I ZWIĄZKOWEGO W ŚRODOWISKU ŻYDOWSKIM W STYCZNIU—CZERWCU 1923 R. ● MATERIAŁY I DOKUMENTY Z DRUGIEJ CZĘŚCI PODZIEMNEGO ARCHIWUM GETTA WARSZAWSKIEGO ● BERNARD MARK — O PAMIĘTNIKU ZALMENA GRADOWSKIEGO, CZŁONKA SONDERKOMMANDO W OBOZIE KONCENTRACYJNYM OŚWIĘCIM ● ZALMEN GRADOWSKI — PAMIĘTNIK ● JERZY PFEFER — MOJA UCIECZKA Z MAJDANKA ● RELACJE O POMOCY ŻYDOM W CZASIE OKUPACJI HITLEROWSKIEJ ● STRESZCZENIA W JĘZ. ANGIELSKIM

WARSZAWA, LIPIEC – GRUDZIEŃ 1969 r. Nr 71–72

8 Die erste Veröffentlichung: Bernard Marks Übersetzung der ersten Handschrift ins Polnische im Bulletin des Jüdischen Historischen Instituts (ZIH), 1969 (siehe S. 48 und 343).

Ber Mark

MEGILLAH AUSCHWITZ

Publishing-House „Israel-Book" Tel Aviv, P.O.B. 1777

בער מאַרק

מגילת אוישוויץ

פאַרלאַג „ישׂראל־בוך", תל־אביב, רח' איתמר בן־אבי 4

©

כל הזכויות שמורות
לאסתר מאַרק

Printed in Israel 1977 נדפס בישראל

דפוס „להב" בע"מ, תל־אביב, טל. 36564

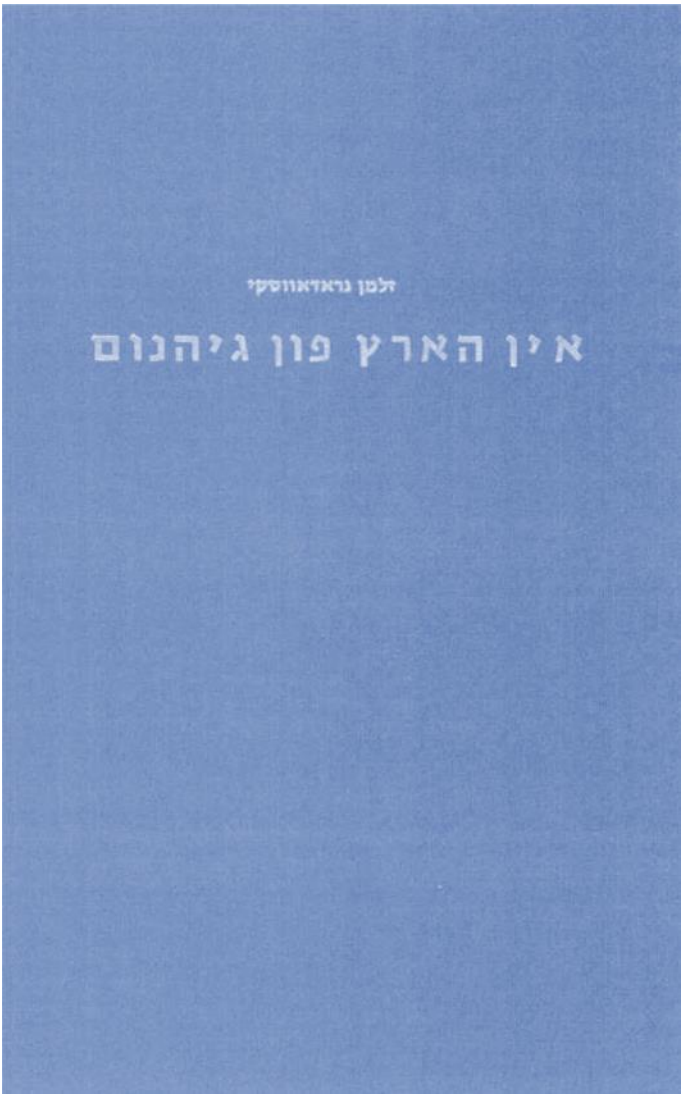
9 Die erste jiddischsprachige Edition der ersten Handschrift unter dem Titel *Megilot Oyshvitz* von Bernard Mark, 1977 (siehe S. 48, 302 und 343)

10 Zwei der wenigen erhaltenen Blätter aus dem zweiten Konvolut: Brief Gradowskis an den Leser (siehe S. 145)

11 Beginn des Kapitels »Die Nacht« (siehe S. 160)

12 Abschrift Chaim Wollnermans

13 Letzte Seite der Abschrift Chaim Wollnermans (siehe S. 259)



14 Zalman Gradovski: *In harts fan gehenem.* Jerusalem 1977.
Veröffentlichung der Abschrift von Chaim Wollnerman

15 Chaim Wollnerman und seine Frau Yokhid

SCHREIBEN IN AUSCHWITZ

von Aurélia Kalisky

> Warum hat sich die Vorstellung von einem universalen Bewusstsein hartnäckig in Hunderten von Aussagen wiederholt, Aussagen von Leuten, die allen Grund hatten, an dessen Existenz zu zweifeln? Oder auch: warum wählte ein Schneider, der es plötzlich für nötig hielt, eine Art Manifest zu schreiben, dafür ausgerechnet die Form des Gedichts?
>
> Michel Borwicz[1]

Der Pakt

Keines der Opfer, die Zeugen der Shoah wurden, kam dem Prozess der Massenvernichtung so nah wie die «Arbeitsjuden» oder die Mitglieder der «Sonderkommandos» in den Vernichtungslagern.[2] Wenn wir die Überlebenden dieser Gruppen ihr Zeugnis ablegen hören, wenn wir ihre Texte

1 Borwicz 1973, S. 60.

2 Es gab sechs Vernichtungslager (oder «Tötungszentren»): Das erste war Chehnno (Dezember 1941), wo mit Kohlendioxyd aus Lastwagen-Abgasen getötet wurde, dann die drei im Rahmen der Aktion Reinhardt geschaffenen «Tötungszentren» (Beizec, Sobibor und Treblinka), schliesslich die Vernichtungslager, die in schon bestehenden Konzentrationslagern eingerichtet wurden: Auschwitz-Birkenau und Lublin-Majdanek. Die Häftlingsgruppen, die mit Leichen und Hinterlassenschaften der Opfer umgehen mussten, hiessen in Majdanek und Auschwitz «Sonderkommandos», wurden aber in den Lagern der Aktion Reinhardt und in Chełmno anders bezeichnet (hauptsächlich als «Arbeitsjuden», siehe hier in der Einleitung, S. 23, Fn. 28). Es gab auch Kommandos mit ähnlichen Funktionen im Zwangsarbeitslager von Lemberg-Janowska und während der sogenannten «Sonderaktion 1005» (siehe S. 25, Fn. 31, und S. 296, Fn. 51).

lesen, können wir kaum glauben, dass sie die Kraft zum Überleben und darüber hinaus zum Erzählen ihrer Erfahrung fanden. Noch unglaublicher erscheint es, dass einige dieser Menschen es fertigbrachten, in Auschwitz zu schreiben, in der Zone der Krematorien, während der Vernichtung; zu einer Zeit und an einem Ort, an dem alles darauf abgestellt war, sie daran zu hindern.

Von Primo Levi bis Elie Wiesel, von Jean Amery bis Ruth Klüger, um nur einige zu nennen, haben Zeugen von Auschwitz das Überleben im Schatten der Gaskammern beschrieben. Doch der unausdenkbare Ort selbst, das Innere der Krematorien, liegt in einem toten Winkel. Den Text eines Mitglieds des Sonderkommandos zu lesen bedeutet, sich mit der Realität des Vernichtungsprozesses zu konfrontieren, übermittelt von einem Zeugen, der *alles gesehen* hat, der *alles weiss.*

Als Salmen Gradowski seinen Brief vom 6. September 1944 verfasst, «in Augenblicken grösster Gefahr und Erregung» (S. 71)[3], befindet er sich an der Schwelle des Todes. Anfang September 1944 hatten die Deutschen das Sonderkommando angewiesen, die Aschegruben zu leeren, was für eine bevorstehende Liquidation sprach. Die geplante Revolte des Sonderkommandos konnte jeden Augenblick beginnen. Gradowski hatte nichts mehr zu verlieren.

Monate zuvor hatte ihn die Notwendigkeit, Zeugnis abzulegen, noch ans Leben gebunden. Um das Risiko, exekutiert zu werden, zu minimieren, entschloss er sich, die Briefe, die er seinen Manuskripten beilegte, chiffriert zu unterzeichnen. Aber nun gilt dieser letzte Vorbehalt nicht mehr. Dem Schreiben und Bezeugen wird die bewaffnete Erhebung folgen – der sichere Tod. Gradowski spricht von sich selbst in der Vergangenheitsform: «Ich habe das geschrieben, als ich im Sonderkommando war. Ich kam aus dem Kielbasiner Lager. Bei Grodno.» (S. 69) Tatsächlich fand der Aufstand des Sonderkommandos erst einen Monat später

3 Zitate in Anführungszeichen, denen eine Seitenzahl folgt, entstammen Gradowskis Text. Die Werke anderer Autoren sind in der Bibliographie aufgeführt und werden hier mit Verfassernamen und Erscheinungsjahr zitiert.

statt. Aber der Augenblick, in dem der Zeuge sich aufs Sterben vorbereitet und Abschied vom Leben nimmt, wurde festgehalten. Denn «es kann sein, dass dies hier, die Zeilen, die ich hier schreibe, das einzige Zeugnis meines früheren Lebens sein wird.» (S. 157) Antizipierend zeugt der letzte Brief also auch vom Tod des Zeugen.

Für Gradowski, der da «am Rand des Grabes» (S. 146) schreibt, bleibt das Überleben seines Manuskripts die einzige Hoffnung, auch wenn er nicht weiss, ob sein Text einen Empfänger finden wird. «Aber glücklich werde ich sein, wenn meine Schriften zu Dir gelangen, Du freier Bürger der Welt.» (S. 157) Ohne Adressat existiert das Zeugnis als Zeugnis nicht. Es bleibt im Leeren hängen. Deshalb hat Gradowski seine Texte als Zeitkapseln konzipiert, die an die Zukunft adressiert sind – eine vergrabene Flaschenpost, die Fragmente einer Erfahrung aus der Gegenwart der Katastrophe in das «Nach Auschwitz» transportiert. Der Brief und der Anfang des ersten Manuskripts ist ganz auf ein «Du» hin ausgespannt, richtet sich an einen Gesprächspartner der Zukunft, den «lieben Finder» und «Leser», den «freien Bürger» und «Mensch der Welt». Der testimoniale Pakt, der hier mit dem Leser geschlossen wird, ist einseitig; niemand kann für diesen Pakt bürgen. Der Leser existiert nur in der Imagination des Zeugen, er nimmt in der Fiktion des Textes Gestalt an, verkörpert sich gleichsam in einem Schreiben, das ihm leidenschaftlich zugewandt ist, ihm Amt und Last der Zeugenschaft anvertrauen will: «Komm und sieh.»

Von den Anfangsseiten an, einer Art Prolog zum folgenden Bericht, sind wir buchstäblich *gefangen* in einem Text, der zu *uns* spricht, sich an jeden von *uns* wendet. Aufgefordert, der so sehr ersehnte Leser zu sein, lassen wir uns auf die Lektüre ein, von der wir ahnen, dass sie auch eine Prüfung bedeutet. Die gebieterische Stimme des Zeugen scheint die undurchdringliche Barriere zwischen uns, die wir in einer Situation ohne Todesgefahr lesen, und der des Zeugen in Birkenau durchbrechen zu wollen: «Komm hierher [...] und ich werde Dir erzählen.» Die Stimme wird ungeduldig, befehlend: «Komm schon jetzt, wo die Katastrophe noch in vollem Gang ist» (S. 75).

Als er diese ersten Absätze im Herbst 1943 niederschreibt, weiss Gradowski, dass niemand sich ihm anschliessen wird; er schreibt von einem paradoxen Ausserhalb-der-Welt aus, abgeschnitten von der Welt freier Menschen, und sein Schreiben muss die Erfahrung der Zerstörung durch diese Trennung hindurch überbringen. Indem er sich an seinen zukünftigen Leser wendet und ihn beschwört, dass er sich ihm imaginierend anschliessen möge, schlägt er eine fragile Brücke zwischen radikal geschiedenen Raumzeiten: zwischen dem Hier und Jetzt einer «Höllenwelt», einer «Totenwelt», und dem Dort, dem Anderswo, dem Nachher. Die Schrift webt das zerrissene Band wieder zusammen zwischen den kollektiv von der Menschheit ausgeschlossenen Juden und dem «freien Bürger» einer politischen Gemeinschaft, jenem «Bruder» in einer Menschheitsfamilie, die zerteilt worden ist. So rekonstruiert sie etwas wie die Kontinuität der Welt, über die Abtrennung eines Teils der Menschheit von ihr selbst hinweg.

Die dringliche, ja aufdringliche Stimme scheint zunächst den Abgrund zwischen dem Jetzt der Vernichtung und dem Jetzt unserer Lektüre zu leugnen. Die direkte Ansprache irritiert: Wir haben uns eingestellt auf den Bericht eines Zeugen, der sein Erleben im Sonderkommando wiedergibt, und lesen stattdessen eine seltsame Erzählung, etwas wie ein episches Poem oder Klagelied. Und in der Tat: Je weiter die Lektüre voranschreitet, desto offensichtlicher wird der komponierte, eminent literarische Charakter des Textes. Die wiederholten Sätze des Prologs wirken wie Formeln aus einer Anrufung, und bald entsteht eine rhythmische Litanei, etwas wie ein prophetisches Raunen. Die Erzählung scheint die individuelle Situation des Zeugen zunehmend zu transzendieren.

Der «Spaziergang», zu dem wir eingeladen sind, wird nur imaginär sein. Zugleich wissen wir, dass die Realität, die diesen stilisierten, so unverblümt poetischen Text inspiriert hat, nicht der Imagination eines Dichters entstammt, sondern der Erfahrung eines Zeugen. Das kompliziert sowohl unsere Beziehung zu seinem Zeugnis als auch unser Verhältnis zur Literatur. Denn neben den bekannten Bildern und Berichten, die unsere

Vorstellung von Auschwitz besetzt halten, weckt die Lektüre der ersten Seiten unweigerlich andere Erinnerungen. Wir hören das Echo grosser Texte aus der Überlieferung: die biblischen Schriften, die *Divina Commedia* Dantes.

Gradowski scheint einen Umweg zu wählen, um seine Leser nicht direkt der Realität aussetzen zu müssen; als wollte er darüber wachen, dass ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnen. Die Realität sollen sie nur von seiner Darstellung her, aus seinen «Bildern» und über eine poetisierte Sprache imaginieren: «Komm hierher, [...] und ich werde Dir erzählen und zeigen» (S. 74). Zugang zu dem Geschehen finden die Leser nur über die Worte des Zeugen: «Hör zu, mein Freund, was hier geschieht» (S. 81). Zuletzt bringt er die Entdeckung der Einzelheiten in die Ordnung eines Narrativs, unterwirft sie den Regeln einer Zeitlichkeit, die die der Lektüre sein wird: «Hab keine Angst vor den grausamen, blutrünstigen Bildern, auf die Du stossen wirst. Hab keine Angst, ich werde Dir das Ende nicht vor dem Anfang zeigen.» (S. 77)

Die Verwirrung angesichts dieser so offensichtlich literarischen Verfahrensweise erinnert an das, was David Hume als «authentisches Unbehagen» bezeichnet hat. Der Ausdruck meint das Gefühl, das eine Tragödie erzeugen würde, die nicht mehr Schauspiel wäre, sondern die Wirklichkeit selbst, die sich als Kunst ausgibt.[4] Wir wissen nicht, wie wir diesen Text aufnehmen sollen, der die «willentliche Aussetzung der Ungläubigkeit» hinfällig werden lässt, von der Samuel Taylor Coleridge gesprochen hat. Der romantische Dichter forderte vom Leser, seiner Darstellung im Namen eines «Vertrauens in die Dichtung» *(poetic faith)* zu glauben.[5] Gradowski bittet seinerseits, dem Zeugen zu glauben, selbst wenn er auf die Macht der Dichtung rekurriert in seinem Versuch, dem Leser die Realität

4 «It is certain, that the same object of distress which pleases in a tragedy, were it really set before us, would give the more *unfeigned uneasiness* [...]», David Hume 1987, S. 218, Hervorhebung A. K.

5 Coleridge 1984, S. 169.

vor Augen zu führen. Statt den Zuschauer zu befreien, indem sie ihn von Leidenschaften reinigt, scheint die Schrift den Leser in eine Welt einzuladen, in der Katharsis unmöglich geworden ist. Gradowski weckt Mitleid und Furcht, aber er befreit den Leser nicht, ganz im Gegenteil: Er weist ihn an, seinerseits Zeuge zu werden.

Inmitten der Katastrophe geschrieben, nehmen sich Gradowskis Texte wie eine Anomalie aus im Korpus der kanonischen Werke über die Shoah und «nach Auschwitz». Ihre «Unmittelbarkeit»[6] zum Geschehen verstört. Jeden Tag war Gradowski beim Tod von Hunderten, zuweilen Tausenden Menschen dabei. Und jeden Tag nutzte er Momente freier Zeit zum Schreiben – teilweise in den Räumen, die über den Öfen lagen und durch ihren Betrieb beheizt wurden[7]. Jehoschua Wygodski, einer der ersten Kommentatoren der Manuskripte Gradowskis und selbst Auschwitz-Überlebender, hat schon 1977 seine Verwunderung ausgedrückt über etwas, das er als «psychologisch beunruhigendes Problem» sah:

> Dieser Gradowski hier – ist das kein zu erörterndes Thema? – [...] ebendieser Mensch *schreibt.* [...] Sein Wille, aufzuschreiben, was er gesehen und erlebt hat, ist verständlich – aber woher nimmt er diese fast künstlerische Haltung in jener Hölle? Wie war das möglich? Wie kann das passieren, dass ein Mensch, nachdem er *jene* Arbeit ausgeführt hat, sich zum Schreiben hinsetzt, und zwar zu *solchem* Schreiben?[8]

Das «beunruhigende Problem» stellt sich auch noch in ganz anderer Weise. Was heisst Vertrauen in die Dichtung, wenn es sich an diesem von grausamster Wirklichkeit heimgesuchten Ort manifestiert? Was heisst

6 Briegleb 1989.

7 Das Sonderkommando wurde von Ende Mai 1944 bis Mitte November 1944 in über den Öfen gelegenen Räumen untergebracht, in den Krematorien II und III.

8 Gradovski 1977, S. 11. Hervorhebungen im Text.

«Schreiben in Auschwitz», wenn das Schreiben seine Legitimität aus der lebenswichtigen Aufgabe gewinnt, das Zeugnis von der Vernichtung zu überliefern? Was wird aus der literarischen Tradition in einem Augenblick, in dem die Literatur selbst und mit ihr das Menschsein in einer gemeinsamen Welt jeglichen Sinn verliert?

Gezwungen, zum Zeugen der Zerstörung eines ganzen Volkes und einer Kultur zu werden, der des osteuropäischen Judentums, wollte Gradowski der Dichter sein, der von diesem Ereignis berichtete. Um die Eigenart seiner Aufzeichnungen zu verstehen, muss man sich Züge einer literarischen Tradition vergegenwärtigen, die der Prüfung ausgesetzt war, *Zeugnis ihrer eigenen Zerstörung zu werden.*

An den Rändern des Kanons

Nach 1945 hat sich ein Kanon der Überlebenden-Literatur herausgebildet, die aus der Erfahrung der nationalsozialistischen Verfolgung und der Ermordung der europäischen Juden entstanden ist. Er hat sich im Lauf der Zeit stark verändert, unablässig kamen neue Texte hinzu, während andere an den Rand gerieten. Mit wenigen Ausnahmen wie dem Tagebuch der Anne Frank oder, später, Victor Klemperers Tagebüchern, legen die (zumindest dem deutschen und überhaupt dem westlichen Publikum) bekanntesten Werke Zeugnis aus der Retrospektive ab. Der entkommene Zeuge, mit dem Verfasser identisch, setzt auf den autobiographischen Pakt, der zunächst jegliche Fiktionalisierung auszuschliessen scheint.[9] Lyrik bleibt innerhalb dieses Textkorpus marginal.

In den Debatten über die Möglichkeiten und Bedingungen von Kunst und Literatur «nach Auschwitz» wurde über den angeblich «unvorstellbaren» und «unausdenkbaren» Charakter des Ereignisses gestritten und die «Nichtdarstellbarkeit» der Shoah, die «Unsagbarkeit» der Erfahrung, die

9 Dazu Lejeune 1975.

«Unmöglichkeit» und «Barbarei» des Gedichts, der Fiktion, überhaupt aller Kultur «danach» konstatiert.[10]

Der Blick des Lesers heute hat sich vor allem an autobiographischen Werken ausgebildet, die mit sparsamen Mitteln auskommen. Schreiben über Auschwitz scheint geradezu einhergehen zu müssen mit dem Bemühen um Nüchternheit, einer Zurückhaltung in Form und Ausdruck, die jeglichem Pathos entsagt. Die Herausbildung des Kanons in der Ära des «Holocaust als Kultur» (Imre Kertesz) ging mit der Marginalisierung von Werken aus den sogenannten kleinen Literaturen einher. Manche dieser Texte, auf Jiddisch, Polnisch, Russisch, Ukrainisch, Ungarisch, Tschechisch oder Rumänisch verfasst, bedienen sich anderer Schreibweisen und gehorchen einer anderen Darstellungslogik. Mit ihrer Abwesenheit sind auch literarische Traditionen wie die des Judentums in Ost- und Mitteleuropa unsichtbar geworden.[11]

10 Für eine gute Kritik dieser negativen Theorieproduktion siehe Coquio 2015, S. 33-172 (I. De la littérature interdite au «genre littéraire»: prescriptions et canons).

11 Natürlich gibt es Ausnahmen. Man denke an die trügerische Leichtigkeit, den Humor von Jurek Becker in *Jakob der Lügner* (1969) – ein Erbe der jiddischen Literatur; an die realistischen Kühnheiten des Romans *Nacht* (1964) oder die barockisierende Satire in *Der Nazi und der Friseur* (1977) von Edgar Hilsenrath; an das Werk Elie Wiesels oder an die Bezüge zur jüdischen Kultur der Bukowina in der Dichtung Celans. Doch die Ausnahmen scheinen paradoxerweise die Regel zu bestätigen: Ihre Aufnahme in den Kanon war nur möglich um den Preis der (teilweisen) Tilgung ihrer Spezifika, nämlich einer gewissen Exotisierung ihres kulturellen Erbes. Wiesels Werk ist repräsentativ für diese beiden Tendenzen: Nachdem er sein erstes jiddisch geschriebenes literarisches Zeugnis *(Un di velt hot geshvign,* 1956 publiziert) an die westlichen ästhetischen Kriterien angepasst hatte *(La Nuit,* 1958 französisch publiziert), schuf er ein Werk, in dem die Bezüge zum jiddischen kulturellen Universum omnipräsent sind und das vor Kitsch nicht gefeit war. Was die kanonisierten Werke israelischer Schriftsteller angeht (wie Aharon Appelfeld, rumänischer Herkunft, oder Ka-Tzetnik, polnischer Herkunft), so stand weniger ihre

Gradowski griff gerade auf jene Ausdrucksformen zurück, die ihm aus dem reichen kulturellen Erbe des Ostjudentums vertraut waren. Er hat nicht um der Notwendigkeit des Zeugnisses willen die Literatur suspendiert.[12] Die Lektüre seiner *in* Auschwitz verfassten Aufzeichnungen erzwingt eine Erweiterung des durch die ästhetisch-politischen Debatten über die Literatur *nach* Auschwitz verengten Horizonts. Paradoxerweise setzt das voraus, dass wir dorthin zurückkehren, wo der Horizont sich am meisten verengte: in die Ghettos und Lager Osteuropas; in die Zeit, als die Vernichtung der Juden ihren Lauf nahm.

Schreibfieber

Zwischen 1939 und 1945 gab es in fast allen von den Nationalsozialisten annektierten oder besetzten Territorien, in denen eine bedeutende jüdische Bevölkerung lebte, ein bemerkenswertes Phänomen: Viele Menschen, die verfolgt oder in den Ghettos eingeschlossen waren, griffen zur Feder. Sie taten es auf alle möglichen Weisen – vom Gedicht, auf einen Zettel gekritzelt, bis zur Notiz, eingeritzt in die Wände des Transportwaggons; vom Lied, einer bekannten Melodie unterlegt, bis zum voll ausgearbeiteten Theaterstück hinter der Ghettomauer; vom Tagebuch, das bis zum letzten Atemzug fortgeführt wurde, bis zum Roman, der im Kopf bereits fertig war und später niedergeschrieben werden sollte. In den Ghettos, besonders in den grössten, in Warschau, Krakau, Łódź, Lwow, Bialystok, Theresienstadt, Kowno oder Wilna existierte ein intensives kulturelles Leben. In den Konzentrationslagern waren die Möglichkeiten zu schreiben

Identität als Überlebende im Vordergrund als die Tatsache, dass sie sich als Autoren dem jungen Staat Israel zugehörig fühlten.

Über den Kanon der Holocaust- und Shoah-Literatur und seine Evolution siehe Diamant und Roskies 2012.

12 In seiner Nobelpreis-Rede erklärte Imre Kertesz: «Wenn jemand über Auschwitz schreibt, muss ihm klar sein, dass Auschwitz die Literatur – wenigstens in einem bestimmten Sinn – aufhebt.» Kertész 2002, S. 22.

weitaus stärker eingeschränkt; doch auch hier gelang es einer beträchtlichen Zahl von Häftlingen, zu schreiben und zu dichten, selbst wenn sie, weil jede Möglichkeit zum Fixieren oder zum Bewahren fehlte, das Erzeugte oftmals auswendig lernen und auf diese Weise festhalten mussten.

Eine vergleichbare Entschlossenheit, sich kollektiv aufs Schreiben zu verlegen, hatte es in der Geschichte der Menschheit vermutlich nie zuvor gegeben. Gewiss waren auch andere historische Ereignisse von einer enormen Textproduktion begleitet – etwa der Erste Weltkrieg, als Tausende Soldaten Briefe schrieben, Notizen machten, Tagebücher führten oder Romane verfassten. Aber während der Shoah blieb niemand davon unberührt. «Alle haben geschrieben», alle oder fast alle waren von einem «Schreibfieber» ergriffen, notierte der Historiker Emanuel Ringelblum über die Juden Warschaus.[13] Der Philologe Nachman Blumental sprach von einer «Epidemie».[14] Erwachsene, Kinder und Jugendliche, Angehörige des Bürgertums, aber auch einfache Leute, von Versteck zu Versteck Gehetzte oder in die Lager Deportierte: allen stand das Schreiben zur Verfügung, sie schrieben, um die Erfahrung zu bezeugen, die sie gerade durchlebten.

Dieses massenhafte Schreiben fand in ganz Europa statt, besonders intensiv aber in Osteuropa, im früher unabhängigen Polen sowie in den baltischen Ländern, insbesondere Litauen, und in der westlichen Sowjetunion, auf dem Territorium der sogenannten Ansiedlungsrayons. Jenseits der ideologischen und sprachlichen Teilungen, die die jüdische Welt fragmentierten, ungeachtet auch der politischen Differenzen, die mit den jeweiligen nationalen Gegebenheiten einhergingen, hatten die Juden dieser Region, im Zentrum der aschkenasischen Kultur, Anteil an ein und demselben Erbe. Die lebhafte literarische Produktion seit dem 19. Jahrhundert und die Vitalität der jüdischen Presse vereinten die jüdische kulturelle

13 Ringelblum 1963, S. 77-78, ins Deutsche übersetzt in Jockusch 2012b, S. 130-131.

14 Blumental 1966, S. 28.

Welt über nationale Grenzen hinweg. Das Gefühl, zu einer Gemeinschaft, ja, einer Schicksalsgemeinschaft zu gehören, war nicht zu trennen von der Erfahrung unablässiger Verfolgung, die unter jeder neuen Macht und an jedem Ort dieses grossen Territoriums zunahm.

Als diese Bevölkerungen mit der Realität der Ghettos und der Massenvernichtung konfrontiert wurden, verband sich ihr Kampf ums Überleben mit dem Kampf um die Aufrechterhaltung des sozialen und kulturellen Lebens. Weiterhin zu lesen, zu schreiben und zu produzieren, so lange wie möglich Unterricht für die Jüngeren zu gewährleisten – das waren Formen des Widerstands gegen die Zerstörung. Auf dem Spiel stand das geistige Überleben von Individuum und Kollektiv. Ob die Verfasser Schriftsteller oder Journalisten waren, ob einfache Zeugen zum ersten Mal schrieben – sie alle schöpften aus einer Vielfalt an Denkansätzen, Ideologien, literarischen Einflüssen, aber auch sozialen Milieus und regionalen Kulturen. Zugleich aber partizipierten sie, jeder auf seine Art, an den literarischen Formen, die vom Jiddischland[15] ererbt waren. Um zu schreiben, was sie durchlebten, liessen sich die Juden von geliebten Texten der Literatur inspirieren und von allem, was für sie zählte: von Liedern und Gebeten, die seit der Kindheit gesungen und rezitiert wurden, von Gedichten der grossen jiddischen Schriftsteller, die sie in der Schule gelernt oder in den Zeitschriften gelesen hatten, welche vor dem Krieg zirkulierten, wie die Gedichte oder die Novellen und Romane der «klassischen» jiddischen Literatur – besonders Mendele Moykher-Sforim, Sholem Aleichem und Y.L. Peretz.

Ab Frühjahr 1942, als es am Plan ihrer systematischen Vernichtung keinen Zweifel mehr gab, hielt das Bewusstsein, zum Tod verdammt zu sein, die Gemeinschaften umklammert. Wer bis dahin überlebt hatte, tat es nun

15 Frz. «Yiddishland» bezeichnet jenes Territorium, in dem sich vor dem Holocaust der grösste Teil der jiddischsprachigen Gemeinden befand (in Polen, Litauen, Weissrussland, Ukraine, Rumänien und Ungarn). Der Terminus bezieht sich also ausschliesslich auf das ostjiddische Sprachgebiet. Er kam mit dem Dokumentarfilm *Les Révolutionnaires du Yiddishland* von Nat Lilenstein (1982) zunächst in Frankreich auf.

in der Gewissheit, zu den Letzten zu gehören, die vom Verschwinden des Ostjudentums zeugen könnten. Sie fühlten sich *alle* verurteilt. Die Texte, die entstanden, waren bereits Testamente, dazu bestimmt, nicht nur von dem Verbrechen zu berichten, sondern auch die Vernichtung einer Welt zu beschreiben. In welcher Form auch immer, die Schriften der noch Lebenden hielten das Unerhörte des kollektiven Desasters fest. Tagebuch oder Gedichte zu schreiben, ein Lied zu komponieren hiess Ereignisse zu bezeugen, die einen Bruch in der jüdischen Geschichte wie in der Geschichte der Menschheit darstellten. Dieses Zeugnis aber konnte sich auf eine doppelte, für das jüdische kollektive Gedächtnis massgebliche Kontinuität stützen: die der Verfolgungen, welche die jüdische Geschichte und Identität bestimmte, und die kontinuierliche Reihe der Antworten, die diese Verfolgungen in der Kultur hervorgebracht hatten. Sobald sie schrieben, schöpften viele Juden Osteuropas, und zwar nicht nur jene, die eine religiöse Erziehung erhalten hatten, unmittelbar aus der literarischen Matrix der «jüdischen Antworten auf die Katastrophe» – dem «Khurbn».

Den «Khurbn» schreiben – mit der Tradition und gegen sie

«Khurbn» («Ruin», «Destruktion», «Zerstörung» oder «Katastrophe») – mit diesem Wort bezeichnete Salmen Gradowski wie viele jiddischsprachige Zeugen aus Osteuropa die Vernichtung. Biblischen Ursprungs (hebräisch «Churban»), bezieht es sich auf die Zerstörung des Tempels in den Jahren 586 v. Chr. und 70 n. Chr. Alles, was über das Unheil geschrieben wurde, von dem das jüdische Volk heimgesucht wurde, ob in heiligen oder profanen Schriften, kann in seinen vielfältigen Formen als eine «Literatur der Zerstörung» interpretiert werden, die eine «Bibliothek der Katastrophe»[16] begründet hat. Der Akt, eine zugleich individuelle und kollektive

16 David Roskies, Spezialist für jüdische Literatur, hat diese Formulierungen vorge-

Erfahrung des Leids schriftlich niederzulegen, gehorchte dem biblischen Befehl «zakhor!» (gedenke!), durch den sich die in die Diaspora zerstreuten Juden ihrer Einheit und Kontinuität versicherten. Bis zur Shoah waren die Werke dieser Bibliothek meist aufeinander bezogen, erzeugten Echo und Reim über Räume und Zeiten hinweg. Schreiben bedeutete immer, verschiedene Erinnerungsfiguren aus der jüdischen Geschichte und den Legenden zueinander in Beziehung zu setzen: von den Ursprungstexten der Bibel (vor allem dem Buch Jeremia, den Klageliedern Jeremias und dem Buch Hiob) bis zu den Chroniken der Pogrome; dazu kamen die Elegien (Kinot und Selihot) und die liturgischen Dichtungen (Piyutim), die kabbalistische, midraschische und apokalyptische Literatur sowie die historischen Dichtungen und die *memorbikher* des Mittelalters[17].

Die Antworten auf den *khurbn* bezogen sich somit immer auf frühere Katastrophen – von Sintflut, Exodus und babylonischer Gefangenschaft bis hin zu den Kreuzzügen und der Vertreibung der Juden aus Spanien – und zugleich auf die Texte, die diese Katastrophen schilderten. Die historische Begebenheit bekam ihren Sinn, sofern sie die Geschichte früheren Unheils fortschrieb. Dieser Sinn war aber auch immer im Abstand zu suchen, in der Differenz, nicht nur zwischen Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch zwischen dem ersten Text und der Art seiner Vergegenwärtigung in den darauffolgenden.

Die am häufigsten wiederkehrenden Motive der Antworten auf den *khurbn* waren der Bund (besonders die Bindung Isaaks), die Zerstörung des Tempels und der Kiddusch Hashem (die Heiligung des Namens durch das Martyrium). In den Büchern der Propheten war nicht nur das Messianische zu finden, sondern auch, wie im Buch Hiob und in den Klageliedern, eine Tradition des Protests und der Anklage gegen Gott angesichts

schlagen. Er gab seiner Anthologie den Titel *The Literature of Destruction: Jewish Responses to Catastrophe* (Roskies 1989).

17 Siehe S. 15, Fn. 15 und S. 279.

des Bösen und des Unglücks. In diesen Urtexten der Literatur der Zerstörung erhebt sich eine individuelle Stimme und stellt das kollektive Akzeptieren des Leids in Frage. Zuweilen erinnert sie dabei ironisch an die Verheissungen des Bundes, ja, parodiert das göttliche Wort. Besonders dort, wo das gegenwärtige Unheil an Schrecken und Reichweite das Vergangene zu übertreffen schien, griff die Antwort auf den *khurbn* oft die an diese Urtexte angelehnte Form des ironischen «Gegenkommentars» zur Heiligen Schrift auf.[18] Die messianische Vision, gebunden an eine Zukunftsverheissung, hatte freilich immer wieder den Protest in der Klage entschärft.

In der Moderne kam diese Haltung an ihre Grenzen. Ereignisse der modernen jüdischen Geschichte, die im Ausmass des Schreckens mit der ursprünglichen Katastrophe der Tempelzerstörung und des Exils vergleichbar waren, wurden als «dritter Khurbn» bezeichnet. Die Rede war von den grossen Pogromen im Zarenreich: von den Kosakenkriegen Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu den Pogromen vor und während des Ersten Weltkriegs, gefolgt von den Schrecken des Bürgerkriegs in Russland, Weissrussland und der Ukraine. Der um sich greifende jiddische Ausdruck «driter Khurbn»[19] signalisierte bereits einen Bruch. Von einem *khurbn*, der alle früheren übertreffe, einem *letstn khurbn* oder einem *churban bet shlishi* (hebr. Zerstörung des dritten Tempels), sprachen die in den Ghettos eingeschlossenen Juden jedoch erst in den vierziger Jahren. Gemeint war die Shoah[20].

18 Roskies 1984.

19 Zuweilen findet man auch einen anderen jiddischen Terminus, den des «umkum».

20 Der Terminus *Shoah* ist biblisch und bezeichnet eine Naturkatastrophe. Er wird schon während des Genozids gebraucht (besonders im Titel einer 1940 in Jerusalem veröffentlichten Anthologie von Zeugnissen *Shoatyehudey polin*, «Die Zerstörung der polnischen Juden») und wird dann in Palästina und Israel vom laizistischen zionistischen Milieu aufgenommen, um sich von der theologischen Interpretation abzugrenzen, die mit dem Terminus *khurbn* verbunden ist. Er wurde allgemein populär durch den Film von Claude Lanzmann *Shoah* (1985). Der Terminus *Holocaust*,

Damit trugen sie die nationalsozialistische Vernichtung in das Register der Verfolgungen seit der biblischen Zeit ein, brachten aber zugleich den absoluten Bruch zum Ausdruck: als *letzte* Katastrophe bedeutete die Shoah das Ende des Ostjudentums.

Diese Art des Weiterspinnens der Tradition, indem man zugleich gegen sie schrieb oder ihr Ende als Bruch in der Geschichte zum Ausdruck brachte, setzte paradoxerweise voraus, dass man aus den neueren Traditionen schöpfte, die in Osteuropa in dem halben Jahrhundert vor der Shoah zutage getreten waren: der Tradition einer weltlichen Literatur, die den Pogromen entstammte, und einer dokumentarischen Form der Geschichtsschreibung über den *khurbn*.

Dokumentationen und Chroniken der Katastrophe

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, unter dem Eindruck der neuen Pogrome, hatte sich das Zeugnis zu einem Instrument der politischen Aktion gewandelt. Während die Formen religiöser Literatur im Niedergang begriffen waren, bildete sich bei den Juden Osteuropas eine neue Tradition heraus: die Dokumentation des Unglücks. Es ging nicht mehr nur darum, eine Erinnerung festzuhalten, sondern darum, die historische Wahrheit in die Weltgeschichte einzutragen. Wie die Bewegungen zur Verteidigung jüdischer Rechte zwischen den Kriegen gezeigt hatten, dienten die gesammelten Dokumentationen über die Pogrome dazu, auf Rache zu dringen und Gerechtigkeit zu fordern. Dem Zeugnis war eine zugleich ethische und politische Rolle zugewachsen.[21]

zuerst in den USA, danach auch in Deutschland gebraucht, besonders seit der Ausstrahlung der Serie *Holocaust Ende* der 1970er Jahre, bedeutet (eigentlich) das von Gott angeordnete oder in seinem Namen dargebrachte Opfer.

21 Siehe Jockusch 2012a und Melamed 2012. Bedeutendes Beispiel sind die Dokumentationen, die in Reaktion auf die Pogromwellen gegen Juden in der Ukraine 1919/20 begonnen wurden und ihren Höhepunkt erreichten, als sich der ukrainisch-jüdische Uhrmacher Salomon Schwarzbard 1926 für die Erschiessung des ehemali-

Diese Entwicklung war eine der Spätfolgen der Aufklärungs- und Säkularisationsbewegung in der jüdischen Welt. Die Modernisierung der jüdischen Gesellschaft einerseits, die Zunahme antisemitischer Gewalt andererseits hatten um die Jahrhundertwende viele jüdische Intellektuelle ermutigt, mit der theologischen Interpretation der Geschichte zu brechen, sich die Geschichte anzueignen und als Handelnde in Erscheinung zu treten. 1891 hatte der Historiker Simon Dubnow alle Juden Russlands und Polens aufgefordert, schriftliche und materielle Spuren, aber auch mündliche Berichte zu sammeln, um für die Historie die Formen jüdischen Lebens zu fixieren, die durch die Modernisierung, die Säkularisierung und die Verfolgungen bedroht waren. Die Gründung des *Yidisher Visnshafilekher Institut* (YIVO) im Jahr 1925 stand für diese tiefgreifende Umorientierung.[22] In jiddischen, russischen, hebräischen und polnischen Zeitschriften wurde jeder Jude aufgerufen, ein «Sammler» (jidd. *zamler)* für das YIVO zu werden, Dokumente und Zeugnisse zusammenzutragen oder selbst zu produzieren. Der Appell, den Y. L. Peretz, Yankev Dinezon, Sh. An-ski (Shloyme Zanvl Rappoport), alle drei Schriftsteller, Historiker und Ethnographen in einer Person, 1914 nach den von Kosaken begangenen Massakern veröffentlichten, ist ein besonders frappierendes Beispiel für die Popularisierung und demokratische Aneignung jüdischen Geschichtsbewusstseins:

gen ukrainischen Regierungschefs Symon Petljura vor Gericht verantworten musste: u.a. auf Initiative des 1919 in Paris gegründeten Comite des Délégations Juives wurde ein internationales Komitee zu seiner Verteidigung einberufen. Das Verteidigungskomitee setzte eine gigantische Operation in Gang – von der Suche nach Augenzeugen bis hin zu einer grossangelegten Dokumentensammlung, die der Identifizierung von Pogromorten, Tätern und Opfern diente. Als anderes wichtiges Beispiel für das Fortbestehen dieser Initiativen bis in die Nachkriegszeit kann das 1933 vom Komitee der Jüdischen Delegationen herausgegebene *Schwarzbuch* über die Lage der Juden in Deutschland dienen.

22 Das Institut wurde in Berlin gegründet und in Wilna aufgebaut.

> Wehe dem Volk, dessen Geschichte von fremden Händen geschrieben wird und für dessen eigene Schreiber nur das Verfassen von Klageliedern und Gebeten übrigbleibt. [...] Werdet selbst Historiker! Verlasst euch nicht auf fremde Hände! Schreibt, dokumentiert und sammelt![23]

In den zwanziger und dreissiger Jahren entstanden kollektive Editionsprojekte, die den Massakern während des russischen Bürgerkriegs gewidmet waren. Die Buchveröffentlichungen, die sich auf Orte oder Gemeinden konzentrierten, erneuerten die religiöse Tradition der Gemeindechroniken. Sie waren keine rein profanen Berichte, sondern hatten auch Züge von religiös gefärbten Denkmälern, historischen Monographien und literarischen Anthologien. Diese Kollektiv-Publikationen, die sich während und nach der Shoah unter dem *Nacmen yizker-bikher* vervielfachen sollten, waren ihrem Wesen nach synkretistisch: Das Gedenken wollen, das mit der Tradition des *zakhor* verbunden war – besonders mit der Totenehrung in der Tradition des Kiddusch Haschern –, ging mit dem Spurensichern und dem Dokumentieren der Fakten einher. In vielen Fällen bekam die geschriebene Spur des *khurbn* eine sakrale Dimension, sofern sie auch Monument zum Gedächtnis der Toten war.[24] Andere Werke, von einzelnen Autoren in der ersten Person verfasst, näherten sich ihrem Thema in dokumentarischer Absicht, ohne den literarischen Anspruch zu verleugnen; in Form des Tagebuchs, des Reiseberichts, der Chronik oder als Sammlung von Zeugnissen.[25] Auch sie zeigten ein neues Verhältnis zu

23 Auf Jiddisch veröffentlichter Appell in *Der moment* (31/12/1914) und *Haynt* (01/01/1915).

24 Was verschiedene Titel mit Termini wie *sefer zikaron* (hebr. «heiliges Erinnerungsbuch»), *pinkes* (jidd. «Gemeinderegister»), *megiles* (jidd. «heilige Buchrollen») und natürlich *khurbn* unterstreichen.

25 Beispielhaft genannt seien der autobiographische Bericht der Schriftstellerin und Journalistin Rokhel Feigenberg über die Pogrome von Dubove, *A pinkes fun a toy-*

den Formen des *khurbn*, schöpften aber weiter aus dem festen Bestand von Erinnerungsfiguren, Bildern und Vergleichen, mit denen sich die verschiedenen Gesichter der Katastrophe aufeinander beziehen liessen.

Einige Autoren, die in den Jahrzehnten zuvor am Entstehen der historiographischen und ethnographischen Bewegung beteiligt gewesen waren, gründeten während der Shoah geheime Archive. Damit schufen sie die Grundlage für die Arbeit der polnischen historischen Kommissionen nach dem Krieg, die sogenannte *Khurbn-Forschung.* Viele von ihnen führten selbst Tagebücher, in denen sie auch den persönlichen Folgen der kollektiven Katastrophe Ausdruck verliehen. Die Art ihres Schreibens belegt, wie wichtig der Rückbezug auf die Leidens- und Verfolgungsgeschichte und der Rekurs auf traditionelle Formen des Khurbn-Schreibens auch für atheistische Intellektuelle gewesen sein muss. In Warschau verglich Emanuel Ringelblum, marxistischer Historiker und Leiter der Geheimorganisation «Oneg Shabbat» (jidd. *Oyneg Shabes)*[26], in einem seiner letzten, im September 1943 verfassten Texte, die profane Aufgabe des Chronisten und Historikers mit der geheiligten des Sofer, des Kopisten der Torah.[27] Einer seiner engsten Mitarbeiter und Freunde, Abraham Lewin, entschied sich im Augenblick der «grossen Deportationen» im Sommer 1942 dazu, in seinem Tagebuch vom Jiddischen zum Hebräischen überzugehen. Er wollte sich von nun an in der Sprache der alten Khurbn-Chronisten ausdrücken.

Die Radikalität des «letstn khurbn» verlieh dem Geschehen eine uni-

tershtot. Khurbn Dubove (1926), oder auch das bekannte Werk von An-ski *Khurbn Galitsye. Deryidisher khurbn fun Poyln, Galitsye un Bukovine. Fun tog-bukh 1914-1917* (1921-22).

26 Hebt. «Freude am Sabbat». Eine Gruppe hauptsächlich von Gelehrten und Schriftstellern, die einen riesigen geheimen Archiv-Fundus im Warschauer Ghetto sammelte (Dokumente und Zeugnisse, insgesamt mehr als 25‘000 Seiten), den sie im August 1942 in wasserdichte Metallkisten und Milchkannen vergruben oder bei polnischen Freunden versteckten. Siehe Einleitung S. 10, Fn. 3; allgemeiner dazu Kassow 2010.

27 Emanuel Ringelblum 1967, S. 20.

versale und metaphysische Dimension, die nicht nur Form und Perspektive der Aufzeichnungen zweifelhaft machte, sondern den Sinn der Historiographie schlechthin – ein Problem, das den Historiker Ignacy Schiper beschäftigte, einen Mitarbeiter des YIVO in Warschau. Alexander Donat, der Majdanek überlebte, erinnert sich später, welche Gedanken ihn nach seiner Deportation dorthin Umtrieben:

> Alles hängt von denen ab, die den künftigen Generationen unser Testament überliefern werden, von denen, die die Geschichte dieser Epoche schreiben werden. Geschichte wird im Allgemeinen von den Siegern geschrieben. Wenn unsere Mörder siegen, wenn sie es sind, die die Geschichte dieses Krieges schreiben, dann wird unsere Vernichtung als eine der schönsten Seiten der Weltgeschichte präsentiert werden, und die kommenden Generationen werden die Tapferkeit dieser Kreuzritter ehren. Jede ihrer Parolen wird Evangelium sein. Sie können auch beschliessen, uns gänzlich aus dem Gedächtnis der Welt auszuradieren, als hätten wir niemals existiert, als hätte es niemals ein polnisches Judentum, ein Warschauer Ghetto, ein Majdanek gegeben. [...] Aber wenn wir es sind, die die Geschichte dieser Epoche von Tränen und Blut schreiben – und ich bin sicher, dass wir es tun werden –, wer wird uns glauben? Niemand wird uns glauben wollen, denn unsere Katastrophe ist die Katastrophe der zivilisierten Welt schlechthin.[28]

Im Jahr 1915 hatten An-ski, Peretz und Dinezon gefordert, man dürfe sich nicht mit Klageliedern begnügen. Doch reichte es im Anblick der Vernichtung aus, nach den Regeln quellengestützter Geschichtsschreibung zu verfahren, wo es jetzt galt, ein *unglaubliches* Geschehen zu überliefern? Am 9. Januar 1943 fragte sich Abraham Lewin, nachdem er die Zeugnisse von

28 Donat 1965, S. 211 (übersetzt von Almut Seiffert). Ignacy Schiper (1884-1943) war einer der wichtigsten Vertreter der historiographischen Schule Warschaus, neben Majer Balaban (1877-1942) und Emanuel Ringelblum (1900-1944). Sie kamen alle drei in Warschau während des Judenmords um.

Juden gehört hatte, die aus Treblinka hatten fliehen können, nach der Form, die dem Unglück der Gegenwart am ehesten gewachsen sei. Indem er gewissermassen die Aussage von Peretz, An-ski und Dinezon umkehrte, berief sich Lewin in seinem Tagebuch auf den grossen hebräischen Autor Chaim Nachman Bialik, der seit seinen Dichtungen über das Kischinjow-Pogrom (1903) als Nationaldichter betrachtet wurde:

> Wenn ich diese Berichte aus Treblinka höre, beginnt sich in meinem Herzen etwas zu verkrampfen ... Die Angst vor dem, was kommen muss, ist vielleicht stärker als die Qual, die ein Mensch empfindet, wenn er seine Seele preisgibt. Werden diese furchtbaren Geistesqualen einen literarischen Ausdruck finden? Wird ein neuer Bialik kommen, der ein neues Buch der Klagen schreiben kann, ein neues «In der Stadt des Schlachtens»?[29]

Einige Tage später, am 16. Januar, schrieb Lewin zum letzten Mal. Vor seiner Deportation nach Treblinka gelang es ihm noch, seinen Kollegen vom Oneg Shabbat das Tagebuch anzuvertrauen. Der Historiker von Warschau gab die Chronik seiner abgebrochenen Existenz ins Archiv. Einer seiner letzten Gedanken, angesichts des unvorstellbaren Grauens, das ihn in Treblinka erwartete, galt der Notwendigkeit des Gedichts.

Das Zeugnis der Poesie

Gedichte und Lieder spielten in der Kultur Osteuropas, nicht nur der jüdischen, schon immer eine wichtige Rolle. Der polnische Dichter Czeslaw Milosz, der aus dem Milieu der literarischen Avantgarde in Wilna kam und sich später dem Widerstand in Warschau anschliessen sollte, stellte fest:

29 Zitiert nach Kassow 2010, S. 279 (übers, aus dem Englischen).

> Mein Winkel Europas ermöglicht aufgrund der dort stattfindenden ausserordentlichen und todbringenden Ereignisse, für die nur verheerende Erdbeben die passende Metapher scheinen, eine besondere Perspektive, der zufolge alle, die von dort stammen, die Poesie unseres Jahrhunderts etwas anders zu beurteilen pflegen [...]: sie suchen in dieser Poesie einen Zeugen und Teilnehmer an der grossen Umwandlung, die die Menschheit erlebt.[30]

Für den Homo poeticus Osteuropas war die Dichtung ein eigenständiger Akteur der Geschichte. Und für die Juden Osteuropas galt das umso mehr, als sie schon immer das privilegierte Mittel gewesen war, die Erinnerung an die Leiden zu überliefern. Alle kannten Lieder und rezitierten Gedichte – wobei übrigens das jiddische Wort «lid» nicht zwischen Lied und Gedicht unterscheidet. Das grosse Repertoire, von populären Kinderreimen und Volksdichtungen bis zu den Gedichten der jüdischen und nichtjüdischen Klassiker, war Gemeingut. Seit dem 19. Jahrhundert, als die weltliche jiddische Kultur aufblühte, bot die Literatur – auch in Gestalt von Theaterstücken, Novellen und Romanen – eine Zuflucht, eine Art symbolischen Raum des Überlebens. Da die grosse Mehrheit der Juden in dieser Region mindestens zwei- oder dreisprachig war, gab es kaum Verständnisbarrieren. Bestimmte Gedichte kannten alle, sie spiegelten das Bewusstsein wider, zu einem Volk, zu einer Kultur, für viele gar zu einer Nation zu gehören. Und umgekehrt verlieh die besondere Rolle der Literatur im jüdischen Leben dem Dichter und Schriftsteller eine gewissermassen sakrale Rolle, in der der Schreibende sich als Wortführer verstand.

Nationale Eigentümlichkeiten und eine Vielfalt von politischen Orientierungen, die sich auf keinen gemeinsamen Nenner bringen lassen, waren für Jiddischland charakteristisch. Während die Autoren, die sich einer religiösen Tradition verpflichtet fühlten, den *khurbn* als göttliche Strafe begriffen, traten die Anhänger der Avantgarde mit den jüdischen literari-

30 Czeslaw Milosz 1984, S. 9-10.

schen Kreisen auf der ganzen Welt in Kontakt, von Kiew bis Warschau, von Berlin bis Palästina und von Moskau bis New York. Sie trieben ihre ästhetischen Experimente voran und destruierten die aus der geheiligten Tradition geschöpften Motive. Als Erben des parodistischen Humors der Väter der jiddischen Literatur, wie Mendele Moykher-Sforim, Y.L. Peretz und Sholem Aleichem, schreckten die modernen jüdischen Dichter und Schriftsteller der zwanziger und dreissiger Jahre wie H. Leivick, Moyshe Leyb Halpern, Peretz Märkisch, Uri Zvi Grinberg, Moyshe Kulbak oder Chaim Grade vor keiner Kühnheit zurück, um die Krisen der Moderne zu artikulieren. Die Pogrome, die Verfolgungen, die Entwurzelung und das Verschwinden des *shtetl* – all das schilderten sie in Gedichten und Novellen, die nicht nur die jüngsten Formen von Gewalt als Echo der göttlichen Bundesverheissung grell beleuchteten, sondern auch den Mangel an Solidarität und die Passivität der jüdischen Massen anprangerten. Diese Pogromliteratur hielt sich an die traditionellen Antworten auf den *khurbn*, jedoch in einer Form, die an Blasphemie grenzte. Gleichzeitig goutierte ein breiteres Publikum das bittersüsse Lachen der von Sholem Aleichem und Mendele beschriebenen «Luftmenschen» und nahm die Lieder wie die des Dichters und populären Liederschreibers Mordechai Gebirtig in sich auf. Diesem so reichen Korpus jüdischer, besonders jiddischer Literatur gemeinsam war eine parodierende, ja, ironische Form der Vergegenwärtigung kollektiver Ereignisse der jüdischen Geschichte.

Zum Zeitpunkt der Vernichtung, als sich die Vielfalt des jüdischen kulturellen Lebens im Ghetto zusammendrängen musste, trat die Unvereinbarkeit von Tradition und Revolte zunächst in den Hintergrund. Nach dem Krieg würde man dieser besonderen Literatur einen jiddischen Namen geben: die *khurbn literatur*. Sie, die vor allem *khurbn poezie* war, hatte etwas durch und durch Synkretistisches; viele Widersprüche, die der Prozess der Säkularisierung aufgeworfen hatte, brachen wieder auf. Die Dichter – Professionelle wie Laien – griffen zu traditionellen Formen, stützten sich aber zugleich auf das jüngste Erbe, die moderne Pogromliteratur.

In den Ghettos wurden Leseabende organisiert und Dichterwettbewerbe abgehalten. Die Juden des Ghettos nahmen bekannte Lieder oder berühmte Verse auf, ursprünglich russische, polnische, hebräische oder jiddische, von jüdischen oder nichtjüdischen Schriftstellern wie Peretz, Julian Tuwim oder Adam Mickiewicz. Sie wandelten vertraute Wiegenlieder ab, um den unausweichlichen Tod zu besingen, oder parodierten biblische Texte, um einen abwesenden Gott zu verfluchen. Jedes Gedicht war ein Akt des Widerstands. Einige Autoren riefen jedoch explizit zur bewaffneten Aktion auf. Gedicht und Lied waren gewissermassen zu «gemeinschaftlichen» Ausdrucksformen geworden und stellten eine Form des Bezeugens dar, in der sich Klage, Totengedenken, Anklage gegen die Mörder und Aufruf zu Revolte und Rache verdichteten.

Im reichen lyrischen Schaffen der Ghettos konnten ältere Gedichte als retrospektive Prophezeiungen erklingen, wie das berühmte *Lid* «'S brent, briderlekh, 's brent». Ende der dreissiger Jahre von Mordechai Gebirtig verfasst, wurde es im Warschauer Ghetto heimlich neu gedruckt und gesungen. Aber es war vor allem Chaim Nachman Bialik, der sich als Bezugspunkt anbot. Der junge Schriftsteller war 1903, unmittelbar nach dem grossen Pogrom von Kischinjow, in die russische Stadt gefahren, um Zeugnisse und Beweise für eine detaillierte Reportage zu sammeln. Der Besuch inspirierte ihn zudem zu zwei Dichtungen: *Alha-shehita* («Über das Massaker», 1903) und dem langen erzählerischen Gedicht *Bedr haharega* («In der Stadt des Schlachtens», 1904). Seine Reportage wurde nicht veröffentlicht. Die Gedichte hingegen fanden sogleich grosse Resonanz.

Die hebräisch verfasste Dichtung «In der Stadt des Schlachtens» wurde von Bialik selbst ins Jiddische, von Vladimir Zeev Jabotinsky, dem Anführer der Revisionisten, ins Russische übersetzt. Auf der Anklagebank sitzen Seite an Seite die gleichgültige Menschheit und der ohnmächtige Gott, aber auch die Juden selbst, die, um dem Buchstaben der Kultgebote treu zu bleiben, die Ehrung der Opfer aus ihren Reihen vergessen hatten. Bialik unterwarf in seinem Poem die bekannte Form des Protests aus dem

Hiobbuch einer blasphemischen Umwertung: Wer hier den mit dem biblischen Propheten identifizierten Leser führte, war kein Geringerer als Gott selbst, der entmachtet und von den Menschen angeekelt war. Bialik bot den direkten und brutalen Anblick eines verwüsteten *shteth* übersät mit Leichen, die auf dem Fussboden ausgeweideter Häuser herumliegen, zwischen verlassenen Dingen und beleuchtet von einer mitschuldigen Sonne:

> ... aus Stahl und Eisen, kalt und hart und stumm, schmied dir ein Herz, du Mensch – und komm!
> Komm, geh in die Stadt des Schlachtens, sollst sehen mit deinen Augen[31]

Aufgerufen, zum «stummen Zeugen» zu werden, sollte der als «Menschensohn» angesprochene Leser des Gedichts sich vom Geist des Widerstands anstecken und vom Sturm der Revolte mitreissen lassen. Der *khurbn* hatte nichts mehr von einer göttlichen Prüfung, die auf eine messianische Zukunft verwies: Von einer bösartigen Menschheit begangen, schrie er nach Rache.

Bialik, der 1934 starb, war unbestreitbar einer der überragenden Dichter im Ghetto. Niemand kam an ihm vorbei, ob er nun sozialistisch oder zionistisch, religiös oder atheistisch dachte. In Warschau wurden seine Werke in der Untergrundpresse neu aufgelegt, und der jiddische Dichter Yitshok Katzenelson übersetzte anlässlich des sechsten Todestages 1940 Bialiks hebräische Dichtung «Über das Massaker» ins Jiddische. «Durch Bialik ist unseren tiefsten Erlebnissen eine ewige Form gegeben worden, und das hat eine grosse Last von uns genommen», heisst es in seinem Kommentar.[32] Bei Theateraufführungen und Lesungen in den Ghettos von Warschau, Wilna, Kowno oder Łódź, wo sich die jüdische kulturelle Elite sammelte, wurden seine Gedichte deklamiert. Der Dichter, Chansonnier

31 Bialik 1990, S. 7.
32 Katzenelson 1940, S. 1.

und Partisan Shmerke Kaczerginski erzählte, wie am 18. Januar 1942 im Ghetto von Wilna ein Bialik-Gedicht den ganzen Saal zum Weinen brachte. In den Worten des Dichters hallte schrecklicher Sinn nach, alter wie neuer. Das Echo der beiden Vergangenheiten, der biblischen Prophetie und des Kischinjow-Pogroms, schien die totale Zerstörung zu prophezeien, die sich gegenwärtig ereignete. Doch das literarische Werk reichte nicht an den Horror der Gegenwart heran.

Neue Formen mussten erfunden, neue Dichter aufgerufen werden. Abraham Lewin fragte sich, ob ein «neuer Bialik» in der Lage sein würde, den massenhaften Tod der Juden in Treblinka in die Form eines Gedichts zu bringen. Der religiöse Erzieher Chaim Nachman Kaplan stellte sich dieselbe Frage:

> Unsere Vorfahren, die mit dem Unglück vertraut waren, machten ihre Leiden in Klageliedern unsterblich. [...]
> Wer wird unsere Nöte unsterblich machen? Der nationale Glanz, der der religiösen Poesie innewohnt, kommt nicht in Zeitungsberichten zum Ausdruck. [...] Eine Katastrophe, die in die Dichtung eingeht – selbst eine nichtreligiöse Dichtung wie Bialiks «In der Stadt des Schlachtens» [...], findet Verbreitung im Volk und wird künftigen Generationen weitergegeben. Ein Dichter, der das Unheil in poetische Form kleidet, errichtet ihm damit ein ewiges Denkmal. Und dieses Denkmal liefert historisches Material, von dem sich künftige Generationen nähren.
>
> **Dichter des Volkes, wo bist Du?**[33]

Als frommer Jude sah Kaplan im «ewigen Denkmal» des Gedichts den historischen Stoff. Umgekehrt würden für die, die wie Lewin all ihr Ver-

33 Chaim Kaplan am 3 0. November 1939, in Kaplan 1967, S. 93-94. Kaplan war es wichtig, den Jüngeren des Ghettos die jüdische religiöse Tradition weiterzugeben. Er schrieb seine Chronik auf Hebräisch, als eine geheiligte Mission, und hatte entschieden, sie *Megilatyisurin* («Rolle der Agonie») zu nennen.

trauen in die profane Arbeit des Archivars und des Historikers gesetzt hatten, die Dokumente und Zeugnisse von jedermann, einmal gesammelt, «das reichste Material für die darstellen, die aus ihren Klagen die Elegie unserer Epoche komponieren werden»[34].

Viele Dichter antworteten auf Lewins und Kaplans Appell. Im Warschauer Ghetto schrieb und inszenierte Yitshok Katzenelson biblische Dramen. Im lothringischen Vittel vollendete er dann im November 1943 sein episches Gedicht *Dos lid fun oysgehargetn yidishn folk (Grosser Gesang vom ausgerotteten jüdischen Volk)*, fünfzehn Gesänge zu je fünfzehn Strophen, moderne Klagelieder, in denen die grossen Deportationen des Sommers 1942 in Warschau als Ende des polnischen Judentums erzählt werden. Katzenelson wurde mit seinem Sohn nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.[35]

Einige Texte waren schon während der Vernichtung in Umlauf. Die Dichtungen Katzenelsons etwa kamen bis ins Ghetto von Bialystok, wo sie als Appell zur Revolte verstanden wurden. Bei der Nachricht vom Tod des Dichters schrieb Mordechai Tenenbaum, einer der Gründer der Jüdischen Kampforganisation (2OB)[36], an seine Schwester:

> Alles, was wir dachten, fühlten, phantasierten, er hat es geschrieben. Er fluchte, ahnte, hasste besser als Bialik. Wir lieferten ihm die Scherben unseres Elends, und er machte sie ewig, sang sie. Das war unser gemeinsames Gut.[37]

34 Äusserung von Menachem Kon, Mitglied des Oneg Shabat, in: Lewin 1988, S. 237 (Übers, aus dem Englischen von Almut Seiffert).

35 Eine Freundin Katzenelsons, Miriam Nowitsch, hatte zusammen mit dem Dichter sein Manuskript vergraben und konnte es nach dem Krieg in Vittel wiederfinden. Parallel dazu hatte sich die 1945 nach Palästina ausgewanderte Ruth Adler, die ebenfalls Katzenelson in Vittel kennengelernt hatte, eine Kopie des Manuskripts gesichert.

36 *Zydowska Organizacja Bojowa*, kurz *ZOB*, jidd. *Ydishe Kamf Organizatsye*.

37 Tenenbaum-Tamaroff, 1947, S. 144. Übersetzt aus der frz. Version von Almut Seiffert; in Poliakov 1986, S. 267. Mordechai Tenenbaum-Tamaroff hatte das Unter-

Zum neuen Propheten geworden, übernahm der professionelle Autor die Verantwortung dafür, dass der historische Stoff als dichterisches Monument der Zukunft überliefert werden konnte. Er hatte darüber zu wachen, dass die zahllosen, von Laien, darunter auch Kindern, verfassten Gedichte ebenfalls bewahrt und aus dem Ghetto hinausgebracht wurden. Sie zu sammeln, in Archiven zu bewahren, heimlich in die freie Welt zu schaffen, sie zu verbergen und zu vergraben hiess, Wortkörner zu säen, damit sie in einer zukünftigen, freien Welt keimen könnten, wie es Abraham Sutzkever in seinem 1943 in Wilna geschriebenen Gedicht «Weizenkörner» ausdrückte. Er erinnerte an die Legende von jenem ägyptischen König, der in seiner Pyramide Weizenkörner vergraben liess, die neuntausend Jahre nach seinem Tod keimten: «Wie es uraltem Weizen / wieder zu blühen gelang, / also nähren die Wörter, / also gehören die Wörter / dem Volk bei seinem ewigen Gang.»[38]

Die Weizenkörner der Wörter, der poetischen Bilder und der neubelebten überlieferten Erinnerungsfiguren, die in der freien Welt geerntet werden sollten, waren nicht nur die der grossen Poeten; es ging auch um all die anonym gebliebenen Juden, deren Texte nach den Massenverhaftungen verwaist auf den Strassen der Ghettos herumlagen. Wie viele andere hat der Journalist Hillel Seidman, orthodoxer Jude und Referent für religiöse und kulturelle Angelegenheiten der jüdischen Gemeinde in Warschau, die Einzigartigkeit dieser kollektiven poetischen Produktion erkannt. Im Januar 1943 betrachtet er die unzähligen Gedichte von namen-

grundarchiv im Bialystoker Ghetto gegründet. Beim Aufstand im Ghetto kam er ums Leben.

38 «Weizenkörner», in Sutzkever 2009, S. 74. Als einer der wichtigsten Dichter der literarischen Szene im Wilna der Vorkriegszeit betrachtete Sutzkever das kollektive poetische Schaffen als geistigen Widerstand, der für ihn untrennbar mit bewaffneter Gegenwehr verbunden war. Er unternahm es, zusammen mit dem Bibliothekar der Ghettobibliothek Hermann Kruk und dem Dichter Shmerke Kaczerginski, neben zahlreichen kostbaren Büchern, Manuskripten und Kultobjekten, auch im Ghetto entstandene Gedichte und Texte zu retten.

losen ermordeten Autoren, die in dem kleinen Archivraum der Gemeinde aufgehäuft sind, und schreibt in sein Tagebuch:

> Die Gedichte sind hauptsächlich aus Warschau, aber wir haben auch aus Krakau, Lemberg, Łódź, Pietrow und Kielce welche bekommen, auf Jiddisch, Hebräisch und Polnisch.
> Ich lese sie oft, abgegriffene, kaum lesbare Schriften und – Abgründe öffnen sich vor mir. Abgründe von Unglück und Schmerz. Begriffe, die früher nie möglich waren – tauchen auf aus diesem Abgrund.
> Hat die Weltliteratur so einen Satz wie:
> «... Wie werfen einen grünen Kranz
> auf ein Grab, gegraben in der Luft? ...»
> Nur in der Ungeheuerlichkeit unserer grossen Katastrophe ist es möglich geworden, dass solche Ausdrücke Wahrheit seien, abspiegeln können die – Wirklichkeit.[39]

Bestimmte Bilder tauchten in Gedichten verschiedener Autoren auf, als hätten sie sich ihnen aufgedrängt, wie etwa bei Mieczyslaw Jastrun, dessen Gedicht «Begräbnis» Seidmann hier zitiert[40]. Das ergreifende Bild des in der Luft gegrabenen Grabes würde später durch Paul Celan in die Weltliteratur eingehen.

Wer im Ghetto ein Gedicht schrieb, musste sich den Glauben an die Sprache bewahrt haben: dass sie fähig sei, der als total wahrgenommenen Katastrophe einen Sinn zu entreissen. Selbst in ihrer Unbeholfenheit und in ihrer mitunter konventionellen Rhetorik zeugen die Texte der Amateurdichter des Ghettos von dieser ruhelosen, dringlichen, verzweifelten Suche nach dem angemessenen Wort. Der *leiste khurbn* schien jedes Ele-

39 Hillel Seidman 1947, S. 209, übersetzt von Almut Seiffert.

40 Es war in der von der Untergrundpresse im Warschauer Ghetto 1944 herausgegebenen Anthologie *Z Otchłani* («Aus dem Abgrund») abgedruckt, die auch Gedichte von Michel Borwicz und Czeslaw Milosz enthielt.

ment der Wirklichkeit zum Archetyp werden zu lassen; die Realität selbst war es, die das «Urphänomen von Poesie»[41] hervorrief. Die wahnwitzige Situation, in der sich die eingeschlossenen und zum Tode verurteilten Menschen befanden, war «die Quelle von Poesie überhaupt»[42] geworden.

Aber wer würde die Gedichte schreiben, die von jenen Orten – Sobibor, Treblinka, Auschwitz – sprechen könnten, Orten, an denen die Wirklichkeit die Vorstellungskraft derart überstieg, dass das kulturelle Erbe lächerlich unzureichend und die dichterische Form selbst völlig leer erschien? Wer würde neue Bilder finden, um den wahnwitzigen Anblick wiederzugeben, der die Juden erwartete, wenn sie bei ihrer Ankunft in den Vernichtungslagern aus den Viehwaggons gejagt wurden? Wer würde der Bialik sein, der nicht mehr von Kischinjow und auch nicht von den Ghettos von Warschau und Wilna, sondern von Auschwitz und Treblinka erzählte?

Das Wissen und das Sehen

Seit dem Überfall auf die Sowjetunion, als die Operationen der *Einsatzgruppen*[43] und die ersten Vergasungen begannen, zirkulierten verschiedenartige Zeugnisse: Berichte von Juden, denen es gelungen war, aus Ver-

41 Blumental 1966, S. 29.

42 Ebd.

43 Die Einsatzgruppen waren Spezialeinheiten der Sicherheitspolizei und des SD, die mit der Vernichtung von Juden, Kommunisten und «radikalen Elementen» (Heydrich) in den von Deutschland besetzten Gebieten beauftragt waren; im Wesentlichen wurden sie während des deutschen Vernichtungskriegs in der Sowjetunion seit 1941 eingesetzt. Sie folgten dem Vormarsch der Wehrmachtstruppen und begingen Massaker in vielen Städten und Dörfern. Die Juden bestimmter Grossstädte wurden an speziellen Exekutionsorten ermordet, wie Ponary bei Wilna und Babi Jar (Babyn Jar) bei Kiew. Man vergisst aber oft, dass die Einsatzgruppen schon 1939 mit dem Polenfeldzug mobilisiert wurden. Allein 1939 exekutierten sie mehr als 60 000 polnische Zivilisten, darunter etwa 7000 Juden, ebenfalls polnische Staatsbürger.

nichtungslagern oder von Orten der Massenexekution zu fliehen. Botschaften, die aus Zügen geworfen wurden. Zeugnisse und Briefe von Überlebenden aus den «liquidierten» Ghettos, Gerüchte und Gedichte, die mündlich zirkulierten.[44] Anders als die Juden, die aus Westeuropa oder aus Ungarn oder Griechenland kamen, hatten die Juden Osteuropas, wenn sie nach Treblinka, Bełżec oder Auschwitz deportiert wurden, bereits

44 Es gab sieben Zeugnisse von Juden, die aus Vernichtungslagern entkommen waren: Das früheste ist das von Szlama Ber (Szlamek Bajler) Feiner (oder Wiener), der sich während des Krieges Jakob (Yaakov/Yankev) Grojanowski nannte. Er wurde Anfang Januar 1942 aus dem Ghetto von Izbica Kujawska nach Chełmno deportiert, wo er den «Arbeitsjuden» zugewiesen wurde. Er floh ein paar Tage später, nachdem er bei der Vergasung seiner Angehörigen dabei gewesen war. Er schaffte es ins Warschauer Ghetto, wo er sein Zeugnis auf Jiddisch an Hersch und Bluma Wasser übergab, die Mitglieder des Oneg Shabbat waren. Sein Zeugnis über Chełmno, ins Polnische und Deutsche übersetzt und als «Grojanowski-Rapport» bezeichnet, wurde über den polnischen Widerstand im Juni 1942 der polnischen Exilregierung zugeleitet – die die Information wochenlang zurückhielt (siehe Engel 1987). Später schickte er den Wassers auch Informationen über Bełżec. Das vollständigste Zeugnis war das von Abraham Krzepicki, der am 25. August 1942 aus Warschau nach Treblinka deportiert wurde und 18 Tage später entkam. Nach Warschau zurückgekehrt, vertraute er der Journalistin und Schriftstellerin Rachel Auerbach, die Oneg-Shabbat-Mitglied war, einen langen Bericht an. Auerbach verbreitete Rapporte, die sie aus diesen Informationen, aber auch aus Zeugnissen anderer entflohener Juden sowie aus Briefen von Juden des Warthegaus zusammenstellte. Andere Zeugnisse zirkulierten in der Ghetto-Untergrundpresse, besonders der Bericht zweier aus Treblinka geflohener Juden, Azriel Wallach undJakob Rabinowicz, der am 20. September 1942 in einer Zeitung des Bund (Allgemeiner jüdische Arbeiterbund in Litauen, Polen und Russland) publiziert wurde. Ferner das Zeugnis von Jankiel (Yankel/Jakob) Wiernik, der am 23. August 1942 nach Treblinka deportiert und am 2. August 1943, dem Tag des bewaffneten Aufstands, geflohen war. Es wurde vom Bund und von der Zegota, dem Rat für die Unterstützung der Juden (poln. *Rada Pomocy Zydom),* der zur polnischen Widerstandsbewegung gehörte, gedruckt und in etwa 2000 Exemplaren verbreitet. Es wurde ebenfalls der Exilregierung sowie der Regierung der Vereinigten Staaten zugeleitet. Siehe Lea Prais 2014 und die Serie *Jewish Responses to Persecution* (2010-2015).

Kenntnis von diesen Orten. In den Dezembertagen 1942, als Salmen Gradowski und seine polnischen Kameraden Leyb Langfus und Salmen Lewental in Auschwitz-Birkenau ankamen, wussten sie schon, dass ein Massenverbrechen stattfand: Langfus und Lewental stammten aus einer Gegend nördlich von Warschau, die seit 1939 besetzt war. Gradowski, der bis 1941 in der Sowjetunion überleben konnte, besass mit Sicherheit Informationen über Massaker und Vernichtungslager.

Aber dieses Wissen blieb abgekoppelt vom *Glauben* an ihre Realität. Die systematisch und in grossem Massstab fabrizierte Lüge von einer «Umsiedlung» in sogenannte Arbeitslager, wo das Leben der Juden noch als ökonomisch wertvoll eingeschätzt werden würde, dieser organisierte «tragische Bluff» (S. 85), von dem Gradowski spricht, war bis zum Ende wirksam, auch bei den Juden der Ghettos. Das «Opium» (S. 87) der Hoffnung trotzte allen Beweisen und wirkte als «Chloroform» (S. 85,178), das jede Initiative zur Revolte lähmte. Es zog seine Wirksamkeit aus der Unmöglichkeit, sich von den Angehörigen zu trennen, und zugleich aus dem Unglauben, den die Ungeheuerlichkeit des Verbrechens provozierte. Mehrere Male beruft sich Gradowski auf diesen paradoxen «Unglauben», der zum Hindernis für jeden kollektiven Widerstand wurde. Er beschreibt – vielleicht am eindrucksvollsten von allen Zeugnissen der Shoah –, wie komplex der psychische Zustand der Opfer war, der zwischen Realitätsverleugnung und Ungläubigkeit oszillierte.

Für einen jüdischen Häftling, der für das Sonderkommando in Birkenau bestimmt war, wurde alles, was er bisher nur gelesen oder gehört hatte, nach der Ankunft im Lager durch «schreckliche Worte, unglaubliche» (S. 130) bestätigt – von anderen Häftlingen, die ihm erklärten, dass seine Angehörigen «gerade durch den Schornstein gegangen» seien. Der Neuankömmling schaffte es einfach nicht, diesen Worten zu glauben: «Nein, es ist nicht möglich. Sie würden nicht so leichthin darüber reden. Ihr Mund könnte sich dafür nicht öffnen. Sie hätten dafür keine Worte, sie wären selber nicht mehr auf dieser Welt.» (S. 127) Solange das Wissen noch

Sprachgestalt hatte, in Worten daherkam, solange die Realität nicht direkt wahrgenommen worden war – der Geruch verbrannten Fleisches, der Anblick von Gruben mit Hunderten, Tausenden verwesenden Leichen –, so lange hielt sich eine Form von Unglauben.

Der unüberbrückbare Graben zwischen dem indirekten Wissen und dem frontalen Anblick dessen, was in den Gaskammern geschah, hat Shoshana Felman dazu veranlasst, die Vernichtung der Juden einen «historischen Angriff auf den Akt des Sehens» zu nennen.[45] Alles war so organisiert, dass das Zeugnis dessen, der gesehen und wahrgenommen hatte, niemals weitergegeben werden durfte, denn jeder Augenzeugenbericht konnte als Beweis für das Verbrechen dienen. Obwohl sie als Erfüllung einer historischen Mission verstanden wurde, sollte die planvolle Vernichtung der Juden Europas *«ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt […] er Geschichte»*[46] bleiben. Ignacy Schiper hatte das verstanden; schon im Warschauer Ghetto ahnte er, dass die Nazis, statt aus dem Judenmord «eine der schönsten Seiten der Weltgeschichte» zu

45 Felman 1990, S. 61. In der deutschen, deutlich gekürzten Version des Textes findet sich die Formulierung nicht: Felman 2000.

46 Heinrich Himmler in seiner Rede vom 4. Oktober 1943 in Posen: «Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht. – ‚Das jüdische Volk wird ausgerottet', sagt ein jeder Parteigenosse, ‚ganz klar, steht in unserem Programme [...] Von allen, die so reden, hat keiner zugesehen, keiner hat es durchgestanden. Von euch werden die meisten wissen, was es heisst, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 daliegen oder wenn 1000 daliegen. Dies durchgehalten zu haben, und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwäche – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. *Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte [...].* Insgesamt [...] können wir sagen, dass wir diese schwerste Aufgabe in Liebe zu unserem Volk erfüllt haben. Und wir haben keinen Schaden in unserem Inneren, in unserer Seele, in unserem Charakter daran genommen.» Die Rede wurde in Nürnberg als Beweismaterial verwendet: Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg 1989, S. 110-173, hier S. 145-146. Hervorhebung A.K.

machen, eher alles daransetzen würden, die Juden «komplett aus der Geschichte der Welt ausradieren» zu können.

Die Politik der Geheimhaltung, die den Massenmord umgab, wirkte bis in die Sprache hinein. Termini wie «Aussiedlung», «Aktion» oder «Sonderbehandlung» dienten dazu, das Verbrechen mit Euphemismen zu bemänteln, damit es geleugnet werden konnte.[47] In einer Zeit, in der es nur wenige technische Möglichkeiten gab, einen Film zu fälschen, und auch die Manipulierbarkeit von Photographien begrenzt war, musste jedes Bild des Verbrechens als Beweismittel schlechthin verhindert werden. Die Nazis wussten um die epidemische Macht von Bildern und verboten deshalb ihre Produktion und Verbreitung.[48] Den Massenexekutionen durch die Einsatzgruppen, die während der Invasion der Sowjetunion zuweilen vor aller Augen durchgeführt wurden[49], folgte eine weiträumige Operation des

47 Es waren jüdische Gelehrte und Intellektuelle, selbst Opfer der Verfolgung, wie Nachman Blumental und Victor Klemperer, die als Erste die Rolle der Sprache, besonders der deutschen Verwaltungssprache im Prozess der Vernichtung analysiert haben.

48 Dies verhinderte nicht, dass zahlreiche Photographien der Untaten entstanden; Urheber waren fast immer die Täter.

49 Während der Exekutionen im Osten ist es oft vorgekommen, dass die Deutschen die lokale nichtjüdische Bevölkerung ermutigten oder zwangen, bei den Massakern dabei zu sein, teils zur Abschreckung oder um sie zur Organisation von Pogromen zu mobilisieren. Dies stellte den Extremfall einer Situation dar, in welcher die gesamte nichtjüdische Bevölkerung zum «teilnehmenden Beobachter» gemacht wurde, um Elzbieta Janickas auf Polen gemünzten Begriff zu verwenden (siehe Janicka 2018). An vielen Orten – besonders in Litauen und in der Ukraine – war sie in die Massaker involviert, wobei die Deutschen auf den dort tief verwurzelten Antisemitismus zählen konnten. Die Zeugnisse über die Einsatzgruppen – dort, wo sie operierten, von jüdischen und nichtjüdischen Zeugen geliefert – zirkulierten während des Krieges in der Presse und in Form von Gedichten. Sie bilden die Anfänge der sogenannten «Schluchtenliteratur», deren paradigmatischer Ort die Schlucht von Babi Jar ist, wo am 2 9. und 3 0. September 1941 über 33 000 Juden ermordet wurden. Siehe Annie Epelboin und Assia Kovriguina, 2013.

Spuren verwischens und der Vernichtung von Beweisen *a posteriori*[50]. Das industrielle Töten in den Vernichtungslagern, in Chehnno und in den Lagern der Operation Reinhardt wurde erdacht, weil es effektiver war als die Massaker der Einsatzgruppen und zudem vor Blicken geschützt im Geheimen durchgeführt werden konnte. Die Tötungszentren wurden tief im Wald gebaut und durch grosse Barrieren isoliert. Auch in Birkenau wurde ab Juni 1944 die Zone der Krematorien durch Sichtblenden aus Holz (Krematorien II und III) oder Reisig (Krematorien IV und V) kaschiert und vom Rest des Lagers durch Barrieren abgetrennt. In allen Vernichtungslagern waren die Tötungsinstallationen als sanitäre Gebäude getarnt, und auf dem Sanitätskraftwagen, der in Auschwitz das Zyklon B und das SS-Personal für die Vergasung sowie den Arzt zu den Vernichtungsanlagen fuhr, prangte das Rote Kreuz.

Der Versuch, das kriminelle Geschehen aus dem historischen Wissen herauszuhalten, ist charakteristisch für alle Genozide im 20. Jahrhundert. Die Zerstörung der Möglichkeit von Zeugenschaft geht mit der Zerstörung der Möglichkeit eines geteilten und somit mitteilbaren Vorstellungsvermögens einher. Die Sonderkommandos mit ihrem Auftrag, die Opfer zu den Gaskammern zu begleiten und dann die Leichen als *corpora delicti*, als Spuren, Indizien, Beweise des Verbrechens, verschwinden zu lassen,

50 Im Frühjahr 1942 wurde der Sonderkommando-Führer der Einsatzgruppen, Paul Blobel, damit beauftragt, die Spuren des Massenverbrechens an Juden und Kriegsgefangenen zu verwischen. Es kommt zur «Sonderaktion 1005». Deportierte Juden werden angewiesen, aus den Leichengruben und Massengräbern der Terrains, in denen die Einsatzgruppen agiert haben, und in den Vernichtungslagern die Kadaver auszugraben und dann zu verbrennen (siehe Einleitung S. 25, Fn. 31). Gleich nach dem Krieg gab die Schriftstellerin Rachel Auerbach das Zeugnis von Leon Welicz-ker Wells heraus, der zwischen Juni und November 1943 an der Sonderaktion 1005 beteiligt war und ein Tagebuch hatte führen können. Sein Text wurde 1946 von der Jüdischen Historischen Kommission veröffentlicht. Eine deutsche Fassung enthält das Buch *Im Feuer vergangen. Tagebücher aus dem Ghetto* 1958, S. 11-165.

hatten dafür zu sorgen, dass das «Ruhmesblatt» von der Auslöschung der Juden Europas niemals geschrieben werden würde. Indem sie bei der Vernichtung in ihrer «effizientesten» Form assistierten, nämlich in den Gaskammern, waren sie die zentralen Zeugen des Geschehens *und* des Versuchs, es aus der Geschichte zu tilgen. Deshalb wussten sie: Selbst, wenn es ihnen gelänge, ihre Zeugnisse zu übermitteln – die Monstrosität des Verbrechens würde bei allen, die es nicht mit eigenen Augen gesehen hatten, auf Ungläubigkeit stossen.[51] Die Vernichtung zu bezeugen, während sie sich ereignete, hiess also, von einem Ort aus zu schreiben, an dem der gewöhnliche Abstand zwischen Sprache und Wirklichkeit, Innerem und Äusserem, Gleichzeitigkeit und Nachzeitigkeit zum Abgrund geworden war.

Die Wahl der Form

Die Vernichtungslager, deren Namen man manchmal in einem Lied oder Gedicht gehört hatte und die einen hatten schaudern lassen vor Angst, ohne dass man sich doch ein Bild davon hätte machen können, hatten mit dem Leben «im Warteraum des Todes», wie Jean Amery die Ghettos des Ostens nennen würde[52], nichts mehr gemein. In Birkenau ankommen, hiess, an einen Ort zu gelangen, der ausschliesslich zum Zweck der Vernichtung eingerichtet worden war. Diese Erkenntnis liess den Neuankömmling, der für das Sonderkommando selektiert wurde, in eine Art Stumpfheit sinken. Dann setzte ein Alltag ein, in dem der Überlebenswille sich ständig an den grausamen Aufgaben im Sonderkommando messen

51 Hannah Arendt war eine der Ersten, die diese Dimension begriffen: «Die Ungeheuerlichkeit der begangenen Untaten schafft automatisch eine Garantie dafür, dass den Mördern, die mit Lügen ihre Unschuld beteuern, eher Glauben geschenkt wird als den Opfern, deren Wahrheit den gesunden Menschenverstand beleidigt.», Arendt 2006, S. 909.

52 Amery 2005.

musste. Die Mitglieder der Widerstandsgruppe hatten die Entscheidung, weiterzuleben, an den Entschluss geknüpft, Zeugnis abzulegen und darüber hinaus eine bewaffnete Revolte zu organisieren. Der Aufstand und das Zeugnis waren zum einzigen Zweck ihrer Existenz geworden.

Nicht nur die Angehörigen des Sonderkommandos schrieben: Auch anderen Gefangenen gelang es, Dokumente – besonders Listen von Häftlingen – anzufertigen, darunter persönliche Zeugnisse, Gedichte und Zeichnungen, von denen einige es in die Aussenwelt schafften.[53] Doch die Texte, die die Angehörigen des Sonderkommandos in der Erde vergruben, waren anderer Natur: nicht geschrieben, um die Aussenwelt zu alarmieren, sondern, um der *Nachwelt* das Wesen und das Ausmass des Massenmordes zu vermitteln. Als Archiv für die Zukunft sollten sie das Verbrechen in die Weltgeschichte einfügen. Die Idee des antizipierten Archivs war die einzige Möglichkeit, sich der besonderen Art von *Vernichtung der Realität* entgegenzustellen, die der genozidären Gewalt inhärent war und

53 Den beiden tschechischen Juden Adolf Vrba und Alfred Wetzler, die dem «Kanada»-Kommando angehörten und mit Leuten vom Sonderkommando Kontakt gehabt hatten – Wetzler war Blockschreiber in Block 9 des Männerlagers BII d, Vrba war Schreiber im Quarantänelager Bla-, gelang am 7. April 1944 die Flucht aus Auschwitz. Ihr Zeugnis, der «Vrba-Wetzler-Bericht», erschien kurz darauf in einer Schweizer Zeitung, wurde der ungarischen Regierung und (im Juni 1944) auch dem amerikanischen State Department zugeleitet. Andere, weniger detaillierte Zeugnisse waren beigelegt, die 1943 bis 1944 von Häftlingen verfasst wurden, die aus Ausch-witz ausgebrochen waren. Das Ganze war der Kern der sogenannten Auschwitzprotokolle. Ein Auszug auf Deutsch wurde 1962 veröffentlicht (Vrba 2014). Eine Gruppe in Auschwitz I plante sogar die Redaktion eines Sammelbandes mit dem Titel «Auschwitz», von dem nur die Einleitung erhalten geblieben ist. Diese Einleitung, die in mehr als einer Hinsicht an die Texte Salmen Gradowskis erinnert, schrieb Abraham Levite; nach dem Krieg wurde sie dem YIVO übergeben, der ihn 1946 publizierte. Ein Auszug findet sich, von Almut Seiffert aus dem Jiddischen übersetzt, bei Kalisky 2016, S. 86-88. Über weitere heimlich verfasste Schriften siehe auch Nicholas Chare und Dominic Williams Einleitung mit weiteren bibliographischen Hinweisen (Chare und Williams 2016).

voraussetzte, dass jede Spur des Verbrechens getilgt und jeder Zeuge eliminiert würde.

Acht Manuskripte wurden gefunden, andere Texte und Dokumente hingegen nie. Ein überlebender Zeuge sprach von insgesamt 36 Behältern.[54] Man kann davon ausgehen, dass unter den verlorenen Dokumenten solche waren, die offensichtlich als Beweise dienen sollten: Listen von Transporten, an die sich mehrere Überlebende erinnern, Pläne des Lagers und der Gaskammern, persönliche Dokumente und Gegenstände. Vergessen wir aber nicht, dass die Manuskripte als solche *materielle* Beweise waren. Dass sie während der Vernichtung verfasst wurden, im Innern des Krematoriums, mit Schreibutensilien, die aus den Transporten stammten und dann in der Asche vergraben wurden, macht sie selbst zu *corpora delicti.* Sie zeugen nicht nur als geschriebener Text von den Verbrechen, sondern auch in ihrer Materialität. Wie Salmen Gradowski in seinem Begleitbrief schreibt:

> Dieses Büchlein sowie noch andere haben in den Gruben gelegen. Es hat Blut an sich gezogen von zeitweise nicht ganz verbrannten Knochen oder Stücken Fleisch. Der Geruch macht sich gleich bemerkbar. (S. 70)

Wie die Zähne, die die Leute vom Sonderkommando sorgfältig dazwischen vergruben, waren die Manuskripte stumme Zeugen. Sie stellten Indizien dar für die Fakten, die sie dokumentierten. Sie waren dazu bestimmt, überlebende Objekte[55] zu werden oder, um Gradowskis Ausdruck aufzunehmen, lebende Zeichen (jidd. *lebedike simonim),* von denen jedes Element für sich – die Behälter, in denen sie eingeschlossen und begraben waren, die Tinte, das beschriebene Papier – auf seine Art Zeugnis ablegen würde. Bei jedem aufgefundenen Manuskript sind die berichteten Fakten

54 Siehe Einleitung S. 36h, Fn. 55 u. 57.

55 Siehe Hirsch und Spitzer 2006.

unlösbar mit dem Artefakt verbunden, durch das sie übermittelt werden.[56]

Das gilt für alle vom Sonderkommando vergrabenen Manuskripte. Die Texte der polnischen Juden Leyb Langfus, Salmen Lewental und Salmen Gradowski sollten jedoch als Einheit angesehen werden. Sie waren die Frucht eines Kollektivprojekts, vergleichbar den geheimen Archiven in den Ghettos.[57] Alles deutet daraufhin, dass ihre Autoren sich nicht nur über die Natur der zu verfertigenden Dokumente und den Inhalt des zu Schreibenden verständigten, sondern über weit mehr: Wie sollte das zukünftige Archiv beschaffen sein? Musste man sich vor allem auf die Wiedergabe von Fakten konzentrieren, von Daten, Zahlen, Namen, Ortsbeschreibungen – um Beweismaterial zu erstellen? Oder sollte man eher die letzten Augenblicke von Opfern festhalten und die Bedingungen des Lebens im Sonderkommando schildern? In den Texten der drei Autoren scheinen sich diese Themen zu überlagern, ja, zu verflechten.

Das Dokumentenkonvolut, das am 17. Oktober 1962 ausgegraben wurde, enthielt eine auf Polnisch verfasste Liste der Transporte von Opfern, die im Lauf des Oktober 1944 ermordet wurden, und zwei Manuskripte, das eine Leyb Langfus, das andere Salmen Lewental zugeschrieben. Dem Bericht der Ereignisse, der sich in beiden Manuskripten findet, hatten Langfus und Lewental ein Dokument beigefügt, das als Sachbeweis die-

56 Siehe Chare und Williams 2016 und Chare 2016.

57 Auf diesen Zusammenhang wurde schon von Georges Didi-Huberman (Didi-Huberman und Ebeling 2007, S. 25-26) hingewiesen und zuletzt von Dan Stone sowie von Nicholas Chare und Dominic Williams, in Chare und Williams 2013. Genannt werden müssen auch die Notizen und Briefe, die von der letzten Gruppe «Arbeitsjuden» in Chełmno geschrieben wurden. Siehe Blumental 1966 und Krakowski und Altman 1991. Gefunden wurde auch eine Reihe von Gedichten, siehe Blumental 1966. Ausser den im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau gefundenen Manuskripten sind das die einzigen uns bekannten Zeugnisse, die von Angehörigen der Sonderkommandos *innerhalb* eines Vernichtungslagers und *während* des Judenmords verfasst wurden.

nen konnte. Die penibel geführte Liste – die gewissermassen die Arbeit der Täter, die über ihre Taten Buch führten, reproduzierte – nennt das Datum der Ankunft, die Zahl der Opfer, ihr Geschlecht, ihre Herkunft und die Nummer des Krematoriums, in dem sie ermordet wurden. Die Liste war ein Dokument zur Beglaubigung des Verbrechens vor einem zukünftigen Tribunal und eine Quelle für die Historiker, die die Geschichte des Lagers Birkenau schreiben würden. Da sie allerdings mit den Zeugnissen von Lewental und Langfus vergraben worden war, konnte die Liste auch anders interpretiert werden. Von den Opfern verfasst, erhielt sie einen weiteren Sinn: den des Gedenkens. Die Liste kann geradezu als eine Art säkularisiertes Pendant zu der Märtyrerliste gelesen werden, die die jüdischen Gemeinden des Jiddischland in ihren *memorbikher* und*pinkesim* zusammengestellt hatten. Glich sie letztlich nicht einer Chronik, in der jeder Eintrag die Trauer um Hunderte Verschwundene wachrief? Wie Abraham Levite im Januar 1945 im Vorwort zu «Auschwitz» schrieb, dem Sammelband, den eine Gruppe von Gefangenen aus dem Lager hinausschaffen wollte:

> Es geht uns hier nicht um Fakten und Ziffern, nicht darum, trockene Dokumente zu sammeln – das wird auch ohne uns getan werden. Auch ohne unsere Mithilfe wird die Geschichte von Auschwitz zusammengestellt werden können.[58]

Indem die Liste mit ihren «Fakten und Ziffern» die Anonymität des Massenmords konterkarierte, schuf sie eine Art Ersatzgrab, besser: ein Kenotaph für die ermordeten Juden. Das, was vor allem zählte, wenn man von Auschwitz aus schrieb, war der Versuch, mitzuteilen, «wie wir lebendigen Toten erinnerten und fühlten, dachten und redeten»[59]. Die Berichte und Beschreibungen sind als Ergänzung und Kontrapunkt, als Zu- und Gegensatz zu den «trockenen Dokumenten» gedacht. In Gradowskis Notizbuch

58 Kalisky 2016, S. 86. Siehe auch S. 298, Fn. 53.
59 Ebd.

sind zwei Seiten unbeschrieben, auf denen die Zeichnung einer Tabelle zu erahnen ist, die für Listen von Häftlingen gedacht war. Auch einige der ausgerissenen Seiten könnten dazu gedient haben, Listen anzulegen, die anderswo vergraben liegen und nie gefunden wurden.

Die Texte von Leyb Langfus, Salmen Lewenthal und Salmen Gradowski waren bereits als Korrektiv zur Geschichtsschreibung der Sieger gedacht, wie Ignacy Schiper es in Warschau als Wunsch formuliert hatte. Wie viele Schriften aus den Ghettos erscheinen sie als Produkt der jüdischen Tradition der «Antworten auf den *khurbn*». Aus diesem Grund dürften Ber und Ester Mark ihnen bei der Erstveröffentlichung den Titel «Megilot Oyshvitz» gegeben haben, der auf die heiligen Buchrollen und auf die *yizker-bikher* Osteuropas Bezug nimmt.

Zugleich hat sich jeder der drei Autoren für eine Form entschieden, die einer Poetik *ad hoc* gehorcht und jeweils einer der Haupttendenzen jüdischer und jiddischer «Literatur der Katastrophe» zugeordnet werden kann: Leyb Langfus, der die Box mit Gradowski teilte, würde Chronist der Vernichtung werden; seine Texte lehnen sich deutlich an die Form der traditionellen*pinkesim* des osteuropäischen Judentums an. Salmen Lewental würde als Opfer-Zeuge und zugleich als Beobachter-Zeuge schreiben, als Historiker und Ethnograph von Birkenau, der sich an künftige Wissenschaftler wandte. Dabei zögerte er nicht, das Thema der Gewöhnung an den Horror innerhalb des Sonderkommandos anzusprechen und der Verhärtung, die bei manchen daraus folgte. Er versuchte, dem Psychologen der Zukunft die seltsame Gleichgültigkeit derer verständlich zu machen, auf die der tägliche Anblick von Toten keinen Eindruck mehr machte und die nur noch dem reinen Überlebenswillen gehorchten.[60]

Gradowski verstand sich als Dichter. Ohne es zu wissen, würde er jener werden, den sich Abraham Lewin, Ignacy Schiper und Chaim Kaplan ge-

60 Für eine aufschlussreiche Lektüre von Langfus' und Lewentals Texten siehe Chare und Williams, 2016.

wünscht hatten: der Bialik von Auschwitz, der den letzten epischen Gesang des ermordeten jüdischen Volkes schrieb.

In Auschwitz weiterschreiben

Als Gradowski im Spätherbst 1943 beschloss, seinen ersten Text zu schreiben, bekam sein Wunsch, Schriftsteller zu werden, den er seinem Schwager David Sfard anvertraut hatte, einen Sinn, der bis dahin nicht vorstellbar gewesen war. Die von «Pathos», von «Liebe zu Israel und Liebe zu Zion» erfüllten Entwürfe, denen nach Sfards Urteil «die konkrete bildhafte Schilderung» fehlte[61], gehörten einer verschwundenen Welt an. In Birkenau musste er eine Form finden, in der er die «blutrünstigen Bilder» (S. 77) von der Realität der Massenvernichtung *sehen lassen* konnte.

Jeder seiner Texte sollte einen anderen Aspekt der Vernichtung wiedergeben. Gradowski liess seinen Leser wissen, dass er ihm nur «einen Tropfen, ein Minimum» (S. 71) von der Realität zeigen könne, dass er aber sein Zeugnis als Mosaik begriff, in dem jeder Teil eine Perspektive, einen Aspekt, eine Facette der Realität enthüllen würde. Zugleich scheint er den Anspruch gehabt zu haben, dem Leser einen Blick auf das Ganze der Vernichtung zu geben – jeder seiner Texte erhebt das Partikulare in den Rang des Universalen, das Wirkliche in den Rang des Mythischen. Er stürzte sich in ein Unternehmen, von dem er wusste, dass es zum Scheitern verurteilt war, das er aber trotzdem auf sich nahm: die *Totalität* der Katastrophe zu erfassen.

Die Schilderung seiner Deportation vom Ghetto in Lunna bis zur Ankunft in Auschwitz in «Komm hierher, Du Mensch» bildet das letzte Kapitel in der langen Leidensgeschichte des jüdischen Volkes: den *letstn khurbn*, erzählt von einem, der dazu verurteilt war, Zeuge zu werden. Dieser Logik folgt auch «Der tschechische Transport», in dem der Bericht vom Ende des tschechischen Familienlagers eine Art metonymische Er-

61 Siehe Sfards Zitat in der Einleitung S. 19.

zählung vom Ende des ganzen jüdischen Volkes wird. Jede Geste, jedes Wort, jedes Lied der Opfer, verklärt durch den Bericht, bekommt eine mythische Dimension. Jedes anonyme Individuum, das der Blick des Erzählers umfängt, um seine Gefühle zu beschreiben, um in seine Gedanken einzudringen, steht beispielhaft für andere, was die offensichtlich sorgfältig durchdachte und durchkomponierte Textstruktur zeigt: Der Erzähler hält sukzessive bei Menschen unterschiedlichen Alters inne, und jeder von ihnen erscheint ihm als emblematisch für die grosse Familie des jüdischen Volkes: das Kind, das junge Mädchen, die aufblühende junge Frau, die Mutter, die Liebenden, der Ehemann, der Vater ... Jedes von ihnen stellt eine andere Lebensphase dar, eine andere Art, vom Leben Abschied zu nehmen. In «Eine Mondnacht» ist es der Mond, der die Totalität der Katastrophe und ihre kosmische Dimension sehen lässt und die Herzen und Seelen bis auf den Grund erhellen kann. Der vierte und letzte Text berichtet von der Selektion im Sonderkommando selbst, die den kollektiven Tod bedeutete. Gradowski geht hier vom Partikularen aus – der besonderen Lage des Sonderkommandos in Birkenau –, um seinen Leser darüber nachdenken zu lassen, was das Wesen der Katastrophe ausmacht: eine Trennung, ein Schnitt, eine unheilbare Spaltung der Menschheit durch die Genozid-»Zertrennung» hindurch.

Salmen Gradowski war ein gebildeter Mensch mit schriftstellerischen Ambitionen. In seiner Heimatstadt Suwalki, wo es eine gute Bibliothek und ausgezeichnete Buchhandlungen gab, hatte er die Klassiker der jiddischen Literatur gelesen. Tief religiös und zugleich Zionist kannte er die Torah und studierte den Talmud. Als frommer Jude achtete er die Tradition, was ihn nicht daran hinderte, die weltliche Literatur zu lieben, auch wenn sie die religiösen Texte infrage stellte oder sogar konterkarierte. Politisch engagiert, hat er vermutlich die jiddischen Zeitschriften gelesen, die damals in Umlauf waren, und die Debatten zur Kenntnis genommen, die die Intellektuellen seiner Zeit Umtrieben. Gradowski kannte die Ant-

worten auf den *khurbn*, die traditionellen wie die der jüdischen Moderne. Wie den meisten Juden der Ghettos dürfte auch ihm die reiche jüdische literarische Tradition Osteuropas, von Bibel und Talmud bis zu den Dichtern der Avantgarde, beim Schreiben gegenwärtig gewesen sein.

So nimmt er am Anfang von «Komm hierher, Du Mensch» die Struktur und die Motive der «Stadt des Schlachtens» von Bialik auf. In den Kreisen der Revisionisten, in denen Gradowski in Suwalki verkehrte, spielte Bialiks Dichtung eine besondere Rolle. Wenn die Vision der Stadtlandschaft von Kischinjow nach dem Massaker auch keine Gemeinsamkeit mehr hatte mit Birkenau, dürfte Gradowski doch die Notwendigkeit empfunden haben, diesen Faden aus der neueren Tradition aufzunehmen, um einerseits den *letstn khurbn* in die Reihe früherer Antworten auf den *khurbn* einzuzeichnen, andererseits den Abstand zwischen dem Pogrom und der Gaskammer begreiflich zu machen.

Bialik wollte mit seiner Dichtung eine Entsakralisierung der Gewalt bewirken, eine Säkularisierung des historischen Ereignisses, angesichts dessen Gott auf seine Ohnmacht reduziert wurde. Statt Wohlergehen als Lohn für Gottesfurcht zu versprechen, klagt der heruntergekommene Gott, der den Propheten durch die Ruinen führte, die Opfer – in Umkehrung der liturgischen Form – dafür an, dass sie sich ständig auf Ihn verlassen hätten. Die Schönheit des Frühlings und die Sonne, die nicht aufgehört hatte, die entstellte Landschaft des Massakers zu verklären, «um keinen Strahl geringer / und leise und still und so, als ob nichts wäre» (S. 9)[62], hatten die Rolle schweigender Komplizen gespielt. Versteinert von dem Schreckensanblick kann der Mensch-Prophet, von Gott als Zeuge herbeigerufen, nicht weinen: «... trocken, wie ein Stein in der Wüste, bleibt dein Auge.» (S. 19)

Gradowski greift die Worte des Propheten auf. Doch anders als bei Bialik ist es nicht Gott, der redet und den Menschen zum Zeugen seiner Ohn-

62 Bialik 1990.

macht nimmt, es ist der Dichter-Zeuge, der heruntergekommene Mensch des Sonderkommandos, tot unter Toten (S. 158), der den «freien Bürger der Welt» zur Rache ruft und ihn einlädt, um die ermordeten Juden Trauer zu tragen. Bei Bialik offenbarte die Gewalt des Pogroms die Feigheit und den sterilen Glauben der Opfer; bei Gradowski werden die Opfer fast ausnahmslos verklärt. Gradowski widerspricht absolut allem, was ein Echo auf die Überzeugungen der Täter sein könnte; und wenn sein zukünftiger Leser wie der Leser Bialiks sich ein Herz aus Stahl schmieden muss, wenn er sich vorstellen soll, dass die Juden keine Menschen mehr sind, sondern «ekelhafte Tiere, deren Existenz umgebracht werden muss», dann nur deshalb, «weil sonst der Anblick nicht auszuhalten sein wird» (S. 80). Bei Gradowski sind es die Täter, diese «grausamen kultivierten zweibeinigen Tiere» (S. 75), die ihre Menschlichkeit verloren haben.

In den Texten ist das Echo von Psalmen und biblischen Versen zu hören, aber auch von Kommentaren, Midraschim und talmudischem Fragen. In vielen Passagen scheint das Geschriebene zur Rezitation bestimmt zu sein. Im Sonderkommando gehörte Gradowski zu einer Gruppe von polnischen Juden, die sich um Leyb Langfus gesammelt hatte und jeden Tag betete. Es kam vor, dass er «einen Psalm, ein Kapitel Mischna» mit den frommen Juden des «Reinigungskommandos» rezitierte[63]. Jakob Freimark berichtet, Gradowski habe bei jedem Transport gebetet, dessen Leichen er verbrennen musste.

Das «Ich» in den Texten Gradowskis ist nicht der Autor als Verfasser-Zeuge eines autobiographischen Berichts. Es ist die *Persona* eines Dichter-Zeugen, eine vom Verfasser zu unterscheidende Textfigur, die sich als autonomer und allwissender Erzähler ausgibt. Selbst wenn sich die Stimme des Erzählers stellenweise individualisiert und die einzelne Erfahrung

63 Ber Mark in *Scrolls of Auschwitz,* 1985, S. 157, eine Aussage von Jakob Freimark zitierend (mit Verweis auf die nicht mehr aktuelle Signatur im Yad Vashem Archiv, «Yaakov Freimark», Nr. 944/99-F). Zu Freimark siehe oben S.35ff.

des Zeugen aufruft, ist es evident, dass die Stimmen des Zeugen, des Verfassers und des Erzähler-Dichters beim Lesen als Zusammenklang gehört werden müssen – gleichsam als Sprecher des jüdischen Volkes, das seine Menschenbrüder zu Zeugen seines Unglücks nimmt, so wie in den Klageliedern Jeremias die Stadt Jerusalem nacheinander Gott und die Menschen zu Zeugen nimmt.

Ist in den Klageliedern die Stimme des Dichters bald kollektiv, bald individuell, so wendet sich bei Gradowski der Erzähler an ein «Du», um den Leser in seinen Bericht zu inkorporieren, während das Erzähler-Ich als teilweise kollektive Stimme zu hören ist, die öfters in ein «Wir» des Opferkollektivs oder der Sonderkommando-Mitglieder hinübergleitet. Gradowskis Klage ist in sich polyphon, und sie ist chorisch, wie das zentrale Gebet der jüdischen Liturgie, die Amida, die in der ersten Person Plural gehalten ist, um das Gebet ganz Israels auszudrücken.

In «Eine Mondnacht» stellt Gradowski Fragen an eine transzendente Wesenheit, die durch den Mond symbolisiert wird. Das ist zweifellos einer seiner deutlichsten Gegenkommentare zu den heiligen Texten. In der Torah ist der Mond eines der Symbole der göttlichen Macht und des bleibenden Bundes, aber auch ein Symbol der Hoffnung. Seine Wiederkehr *(Rosch Chodesch,* Neumond und Monatsbeginn) wird durch Rezitieren des Hallel begrüsst und durch die Riten des *kidesh levone* und des *mekhadeshdevone* (jidd. Mondheiligung), mit denen der Neumond und der Vollmond gefeiert werden. Die an den Mond als einen gegen die Leiden der Juden indifferenten Zeugen gerichteten Vorwürfe können als indirekte Anklage gegen Gott interpretiert werden. Die Verwünschungen des Mondes sind ins Gegenteil verkehrte Hymnen auf die Schöpfung, ironischer *kidesh levone.* Aber sie sind auch eine Umkehrung von Hiobs Protest gegen Gott: «Warum verbirgst Du Dein Angesicht?» und nehmen allgemein Bezug auf den *besterpanim* (Verbergen des göttlichen Angesichts), ein wiederkehrendes Thema in der jüdischen Theologie, das sich auf das

Schweigen Gottes bezieht. Der Mond, der sich weigert, dunkel zu werden, und hartnäckig den «Totenwinkel» (S. 143) Birkenau erleuchtet, wo «im Mondenschein» (S. 212) der Mord am Volk Israel vollendet wird, kann auch als eine ins Gegenteil verkehrte Manifestation der Schechina interpretiert werden, die in der talmudischen und midraschischen Literatur zuweilen die Form wunderbaren Lichtes annimmt, das in der mystischen Literatur dem weiblichen Element der Gottheit assimiliert wird.[64] Zutiefst zwiespältig erscheint die «Mondin» Gradowskis bald als ohnmächtiger Zeuge, dann wieder als bösartige Präsenz, die zum Komplizen der Täter wird:

> Und der Mond, da gibt es sicherlich zwei. Einen Mond für die Völker, einen liebevollen und milden, der der Welt zärtlich lächelt und den Gesang von Glück und Freude hört.
> Und einen Mond für unser Volk, einen harten, brutalen. Ruhig und versteinert steht der da und hört sich das Jammern und Schreien der Herzen an, der Millionen, die ringen mit ihm, mit dem kommenden Tod (S. 161f.).[65]

64 Die Schechina ist die weibliche Emanation Gottes in aller Schöpfung. Sie ist die Manifestation Seiner Gegenwart und transzendentale Begleiterin des ins Exil zerstreuten Volkes. Der Terminus, der in der talmudischen und mystischen Literatur und in der Haggada vorkommt, bezeichnet Gott, sofern er seine Gegenwart an einem bestimmten Ort manifestiert. Ob sie beschützend und wohltätig oder im Gegenteil übeltätig ist, hängt vom Handeln der Menschen und ihrer Gottesfurcht ab. Der verschleierte Mond kann auch als eine weitere Anspielung auf Bialiks «In der Stadt des Schlachtens» gelesen werden, worin Gott den Menschen auffordert, einer «todmüde[n], schwarze [n] Schechinah» (Bialik 1990, S. 17), ewig in Trauer, «in Wolken eingehüllt ihr Haupt» (S. 21), die Opfer – «umsonst so gelebt, so gestorben» (S. 21) – zu zeigen, um das Zeugnis vom Massaker in die Welt zu tragen.

65 Der Übersetzer und Herausgeber der hebräischen Edition, Avichai Zur, spricht in diesem Zusammenhang vom paradoxen Glauben Gradowskis, der an Häresie grenzt. Siehe Gradowski 2012, insb. S. 310-313.

Für den literaturverliebten Anfänger ist der Mond jedoch auch der Mond der romantischen und neoromantischen Literatur.[66] Quelle der Inspiration für die Dichter und schützendes Gestirn für die Liebenden, personifiziert er die Schönheit der Menschenwelt, die den Juden versagt ist, weil man sie aus der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossen hat. Er ist es auch, den der Dichter am Anfang der «Mondnacht» oder des «Tschechischen Transports» anruft, um sofort abgewiesen zu werden.

In den grossen Texten der jiddischen Literatur kommt der Mond oft vor: um die der jüdischen Diasporaexistenz eigenen Spannungen zur Evidenz zu bringen; oder als Bild für die Gleichgültigkeit der Welt und Gottes gegen die neue Entfesselung antisemitischer Gewalttätigkeiten[67]. Von Moyshe Kulbak über Sholem Asch bis zu Uri Zvi Greenberg taucht dieses Motiv immer wieder auf.

66 Einige Kommentatoren Gradowskis haben bei ihm einen Einfluss polnischer Neoromantiker, besonders Stefan Zeromskis wahrgenommen. Magdalena Ruta, die Gradowski neu ins Polnische übersetzt hat, stellt eine gewisse stilistische Verwandtschaft fest – insbesondere bestimmte expressive Wendungen und hyperbolische Formeln sowie die in Dreiergruppen auftretenden Synonyme (Brief Magdalena Rutas an A.K.). Nicholas Chare und Dominic Williams wiederum zitieren zahlreiche Beispiele romantischer Texte, in denen das Motiv des Mondes und des Mondlichts erscheint (Chare und Williams 2016, S. 71-74). Sie insistieren mit ebensolchem Recht auf den Einfluss von Schriftstellern der revisionistischen Bewegung, besonders was die Rolle des Dichters als Prophet, Führer und Visionär betrifft.

67 Gradowski hatte sicherlich *Fischke der Krumme* (1869) gelesen, einen Roman von Mendele Moykher-Sforim, der schon vor dem Krieg als Klassiker betrachtet wurde (Mendele 1961). Am Anfang dieses Romans einer negativen Initiation nimmt Fischke den «silbernen Mond mit dem nachdenklichen Gesicht» zum Zeugen seines Unglücks und sucht Trost in seiner Betrachtung. Am Ende seiner missratenen Emanzipation, als er keine Hoffnung auf die Menschheit mehr hat, sind Mond und Sterne nicht mehr stärkend und tröstlich, sondern «hoch, stolz und fern von uns Menschen» (S. 160). Es ist auch vom Kiddush levana die Rede (S. 54) «Ebenso wie ich zu dir springe und dich nicht erreichen kann, so mögen mich auch meine Feinde

Ein Beispiel verdient besondere Beachtung: die *Märchen aus Tausend und einer Nacht (Mayses fun toyznt eyn nakht)* von Sholem Aleichem. Hier berichtet Jankel, ein Jude, der aus Europa in die Vereinigten Staaten flieht, von den antisemitischen Verfolgungen in der polnischen Stadt Krasnik während des Ersten Weltkriegs. In dem Kapitel «Segnung des Neuen Mondes» erzählt Jankel, wie in der von den Preussen eroberten kleinen Stadt eine jüdische Delegation auf den Friedhof geführt wird, um dort im Mondeslicht erschossen zu werden. Als sie dabei sind, ihr eigenes Grab zu schaufeln, werden die Juden im letzten Augenblick durch die Ankunft der Russen gerettet. Der Rabbiner sagt sogleich dem Mond Dank für dieses Wunder. Im nächsten Kapitel wird er als Erster von den neuen Okkupanten aufgehängt, und das Kapitel schliesst mit dem Bild des vom Mond beleuchteten Körpers, der für immer in der aufrechten Haltung erstarrt ist, in der man das Amida-Gebet spricht. Es scheint sicher, dass Gradowski sich der beissenden Ironie erinnerte, mit der Sholem Aleichem den Ritus der Heiligung des Mondes vor dem Hintergrund der antisemitischen Gewalt erzählte.

Wenn auch die Omnipräsenz eines Mondes, der vom Dichter mit der obstinat gestellten Frage nach dem «Warum» der Existenz Birkenaus überschüttet wird, eine Anklage gegen Gott ist, ein Echo des «Warum?» Hiobs und Jeremias[68], scheint es doch so, als wende Gradowski sich von der theologischen Interpretation ab. Denn sein «Warum?», das unaufhörlich wiederkehrt, ist vor allem an jene Menschen gerichtet, die zu «Teufeln» für ihre Nächsten geworden sind. Die Antwort, die die Seelen der ermordeten Juden im Kapitel «Die Vereinigung» einklagen, fordern sie nicht vom Mond, an den sie sich wenden, sondern von den Menschen, jenen freien Menschen, die sie rächen sollen. «Nicht leuchten wirst du mit

nicht erreichen». Nicolas Chare und Dominic Williams haben diesen Bezug ebenfalls hervorgehoben, Chare und Williams 2016, S. 72.

68 Hiob 13,24 und Jeremia 5,20.

deinem Licht der irdischen Welt, bis eine Antwort auf unser Blut uns hier oben erreicht.» (S. 218) Das «Warum?» Gradowskis ist also eine durch und durch weltliche Frage, denn das unerhörte Verbrechen in Auschwitz ist nicht göttliche Züchtigung. Und wenn die Aneinanderreihung von Fragen Gradowskis Schrift in die talmudische Tradition einzeichnet, so zeigt sie zugleich deren Ohnmacht, die Wirklichkeit des Judenmords zu deuten. Da es keinerlei Hoffnung auf göttliche Rettung gibt, kann der Zeuge sein Zeugnis nur an einen abwesenden Empfänger adressieren; dessen Personifizierung ist der Mond: «Du allein bist die Zeugin ihres Unglücks, der Katastrophe meines Volkes und meiner Welt.» (S. 156) Der an diesen stummen, das Verbrechen betrachtenden Zeugen gerichtete Appell, in dem sich Klage und Anklage gegen eine zwiespältige Göttlichkeit mischen, ist also vor allem poetisches *Mittel*, um einen neuen Sinn zu erzeugen. Und dieser Sinn liegt gerade in der Unfähigkeit der ererbten Form, der Vernichtung Sinn zu geben, es bleibt nur ein «Warum?» an einen ohnmächtigen Zeugen gerichtet, von dem man weiss, dass er nicht für den Zeugen wird zeugen können.

Gradowski versucht, sehen zu lassen. Die Möglichkeiten zur Wiedergabe des Wirklichen durch moderne Aufnahme- und Reproduktionstechniken, Photographie und Kino waren ihm bewusst, und seine Erzähltechnik hat kinematographische Züge. Der Erzähler bietet einerseits einen panoramatischen Überblick, eine Totale auf den Prozess der Vernichtung; andererseits hebt er die Individuen innerhalb der jüdischen «Masse» heraus, bedient sich des *close-up*.

«Komm und sieh», ruft Gradowski seinem Leser zu. Um die Vernichtung *sichtbar* zu machen, lädt er ihn ein zu einer visionären Reise. Zu dieser Idee könnte ihn einer der wichtigsten Romane der jiddischen Literatur inspiriert haben – *Die Mähre (Di klyatshe)* (1873) von Mendele Moykher-

69 Mendele Moykher-Sforim, *Die Mähre*, aus dem Jiddischen übertragen von Fred Weininger, Stuttgart 1984. Den ersten Hinweis auf diese Referenz bei Gradowski verdanken wir Batia Baum, siehe Kuhn-Kennedy 2013, S. 244.

Sforim[69]. Erzählt wird von der Initiationsreise des Yisrulik (Kleiner Israel), eines schnurrigen Aufklärers *(maskil)*, der sich auf den Weg gemacht hat, um ein *mentsh* zu werden. Am Ende des Romans wird Yisrulik von Asmodäus in die Lüfte entführt, einem Dämon aus der kabbalistischen und talmudischen Literatur, einer Figur, die bei Mendele auch auf den russischen Zaren anspielt. Auf einem Drachen reitend, lässt der Dämon den Blick seines Begleiters in alle unsichtbaren Winkel der Erde dringen, die sich unter ihnen ausbreitet.[70] «Schau und sieh!», drängt er unablässig und zeigt dem kleinen Menschlein die vom Krieg verheerten Landschaften, wo Plünderer die Kadaver, die sie ausrauben, «mit kalten Augen» anschauen; er zeigt ihm einen Pogrom, er zeigt ihm Rüstungsfabriken; aus deren Schornsteinen quillt «der Rauch der *Zivilisation*, wie sie bei euch genannt wird» (S. 163). Diese bösartige Zivilisation dient mit ihrer Technik einem modernen Goldenen Kalb, dem «Gott der Spekulationen», sie macht die Fabrik zu ihrem Altar (S. 165). Den Roman wird Gradowski im Kopf gehabt haben, als sein Erzähler-Zeuge den Lesern vorschlägt, auf die Flügel eines stählernen Adlers zu klettern und «mikroskopische Brille» (S. 79) aufzusetzen, um ein ganz anderes Reich des Todes zu besuchen: nicht mehr die verwüstete Landschaft des Pogroms, nicht das durch Industrialisierung zerstörte Shtetl, sondern die irdische Hölle Birkenau, erfunden von «kultivierten Mördern» einer «zivilisierten Rasse» (S. 77), die auf dem Altar der Krematorien von Auschwitz ihrem «‚Führer'-Gott» (S. 199) die Juden opfern.

70 Der Dämon befiehlt Yisrulik hinzusehen, aber auch Zeuge zu werden: «Schau und sieh» (S. 150); «Zier dich nicht und schau, schau, schau» (S. 152); «zittere nicht, berichte»; «... da sieh, auf dass die Welt es auch sieht!» (S. 155) «Rascher, Isrulik, rascher hierher! Sieh und höre, wie mir grosse Ehre auf Erden zuteilwird!» (S. 176).

Vergil in Auschwitz

Gradowski spann den Faden der jüdischen Tradition von Antworten auf den *khurbn* weiter. Doch angesichts einer totalen Vernichtung musste er befürchten, dass der «freie Bürger der Welt», sein zukünftiger Leser, kein Jude sein würde. Die Kultur und die Sprache, in der er sich ausdrückte, würden womöglich verschwunden sein. Damit sie die freien «Menschen» und die freie «Welt» erreichte, musste er die kollektive jüdische Erfahrung in ein *Ausserhalb-ihrer-selbst* hinaustragen. So lässt sich der in vier Sprachen geschriebene Satz interpretieren, der das erste Manuskript begleitet: Er macht einen des Jiddischen nicht mächtigen Leser, einen Fremden, zum Verwahrer einer der letzten Schriften der jiddischen Kultur.

Was lag also näher, als sich der universalen Metapher der Unterwelt zu bedienen und Anleihen bei der Weltliteratur zu machen? Sein zukünftiger Leser würde Dante kennen, kaum aber Bialik, Mendele Moykher-Sforim oder Sholem Aleichem. Ob Gradowski das *Inferno* in der Übersetzung ins Jiddische gelesen hat[71], können wir nur mutmassen. Verschiedene Textmotive sprechen dafür. Wie Primo Levi, der beim Schreiben von *Ist das ein Mensch* ein ganzes «Programm» in sich vorfand, konstituiert aus Texten, die er in seiner Jugend gelesen hatte[72], so schöpfte auch Gradowski aus einem kulturellen Repertoire, von dem er glaubte, es verbinde ihn mit den Menschen der «freien Welt». Er wollte einen Raum des Gesprächs eröffnen, um eine Gemeinschaft des Sehens und Verstehens wiederherzustellen.[73] Den universalen Mythos der Unterwelt aufzunehmen war eine Möglichkeit, der Absolutheit der vernichtenden Realität entgegenzutre-

71 *Digetlekhe komedye-. dergehenem fan Dante Aligyeri*, frei übertragen vom italienischen Original, S. Kokhav/S. Stern, Kowno 1932.

72 So sagt er es im Interview mit Germaine Greer, Levi 2001, S. 3.

73 Fleur Kuhn-Kennedy 2017.

ten, indem man sie in die kontinuierliche Geschichte von Repräsentationen und Symbolisierungen menschlicher Erfahrung hineinverwebte.

Die Übertragung der literarischen Gattung der Jenseitsreise auf die Wirklichkeit von Auschwitz macht sogleich das Problematische dieser Symbolisierung deutlich. Victor Klemperer hatte nach dem Krieg gute Gründe, streng darüber zu urteilen, dass die Höllenmetapher überhandnehme und ein Schreiben, das sich auf abgedroschene Klischees, rhetorische Figuren und Metaphern gründe, seine Grenzen habe.[74] Hannah Arendt sprach darüber, dass das «Bild der Hölle» unzureichend, ja unangemessen sei, wenn es um den massenhaften Mord an Opfern von «übernatürlicher Unschuld» gehe.[75] Dem Aufenthalt und dem Tod im Lager Auschwitz war keine Sünde vorausgegangen, der christliche Mythos vom Bestrafungsort hatte keinen Inhalt mehr.

Bereits vor Arendt und Klemperer hatten Denker und Schriftsteller diesen Zusammenbruch des Mythos unter der doppelten Last einer Verabsolutierung des Wirklichen und seiner Tarnung durch die NS-Sprache beschrieben. Nachman Blumental schrieb 1947: «Zu Recht hat ein französischer Schriftsteller bemerkt, dass – im Licht dessen, was im Zweiten Weltkrieg geschehen ist – Dante eigentlich in der Hölle gar nichts gesehen hat! Wollte ich die deutsch-faschistische Terminologie auf Dantes Hölle anwenden, würde ich sie als *‚Erbolungsheim'* bezeichnen (in deren spezifischem Sinn des *‚Erholungsheims für Juden')* – und sieht heutzutage Bialiks ‚Stadt des Schlachtens' nicht aus wie eine Idylle aus dem einstigen guten, lieben Leben?! ...»[76]

Und schon 1946 hatte Rachel Auerbach, nachdem sie Treblinka besucht und als Mitglied der Delegation der Jüdischen Historischen Kom-

74 Klemperer 1959. Klemperer bezog sich auf das 1958 erschienene Buch *Im Feuer vergangen* (siehe S. 296, Fn. 50).

75 Arendt 1989, S. 51.

76 Blumental 1966, S. 27.

mission Überlebende befragt hatte, dieses Paradox des Zusammenbruchs des Mythos unter einer selbst mythisch gewordenen Realität erörtert:

> Vergessen Sie für immer Ihr Lächeln! Und vergessen Sie auch Ihre Bezeichnung «Mensch», wenn es denn tatsächlich Menschen waren, die solche Dinge geschehen lassen konnten!
> Das Gilgamesch-Epos erzählt, wie der göttliche schöne, starke Held Enkidu, König von Babylon, sich verändert hatte nach dem Abstieg in die Unterwelt auf der Suche nach dem Schatten seines Vaters. [...] Er war wütend auf die Götter und Göttinnen und fiel in tiefe Depression.
> Dies geschah, weil er endlich und ein für alle Mal die wahre Bedeutung des Todes begriffen hatte, genau wie unser eigener jüdischer König im Buch Kohelet.
> An den Wänden von Dantes mittelalterlichem Inferno gab es eine Aufschrift: «Lasst alle Hoffnung fahren, die Ihr hier eintretet!» Was also hätte über dem Eingang von Treblinka stehen sollen? Es waren nur Angaben über die Ablieferung von Wertsachen und die Abgabe der Kleidung zur Desinfektion...[77]

Indem sie die Wirklichkeit von Auschwitz in die jahrtausendelange universale Tradition einer Arbeit am Mythos einzeichnete[78], machte Rachel Auerbach deutlich, dass die Unterwelt-Metapher für die Umschreibung der Realität der Vernichtungslager unumgänglich und gleichwohl zum Scheitern verurteilt war. Der Zusammenbruch des Mythos schien seine Aktualisierung, wie im Fall Gradowskis, jedoch umso inständiger zu for-

77 Auerbach 2014, S. 408.

78 Das *Gilgameschepos* zitierend, bezieht sich Auerbach auf den sumerischen Mythos der Unterwelt, interpretiert als Ursprung der jüdischen Vorstellungen über den Aufenthaltsort der Toten (Sheol). Der Sheol ist nicht die Hölle, das Gehinnom, das in der Bibel einem realen Ort entsprach, dem Hinnomoder Ben-Hinnom-Tal im Süden Jerusalems, wo ein Opferkult für den Gott Moloch zelebriert worden war. Das Gehinnom wurde in der rabbinischen Literatur auch als ein Strafort gedachtes Totenreich gedeutet.

dern. Wie Mendele Moykher-Sforims Roman *Die Mähre* ihm ein hermeneutisches Modell geboten hatte (der Blick des Reisenden konnte die Totalität des Geschehens umfassen), versprach das Motiv der Jenseits- oder Unterweltreise aus Dantes *Inferno* Gradowski viel weiter reichende Möglichkeiten.

Im ersten Text, «Komm hierher ...», erfindet Gradowski die *Persona* eines Dichter-Zeugen, die Stimme wird, wie man Leib werden kann. Als autonomer und allwissender Erzähler ist er eine quasi mythische, prophetische, ja «dämonische» Persönlichkeit[79], die zwischen der «Toten-» oder «Höllenwelt» des Augenzeugen und der «freien Welt» des Lesers/Visionärs vermitteln wird. Wie Vergil in Dantes *Inferno* repräsentiert er eine Zeugenfigur, die für den als sekundären Zeugen aufgerufenen Leser die Welt von Auschwitz interpretiert. So führt er ihn durch die Stätten der Vernichtung «spazieren» und beantwortet seine Fragen.[80] Der Leser wird zum «Herzen der Hölle» gelangen, das von der Gaskammer mit ihren vier «Augen» (eine Erinnerung an die sechs Augen Luzifers bei Dante) und den «Höllenmäulern» der Verbrennungsöfen (wohl Pendant des eisigen Zentrums und des Mauls Luzifers im *Inferno)* gebildet wird. Die Öfen

79 Fleur Kuhn-Kennedy sowie Dominic Williams und Nicholas Chare haben den «dämonischen» Aspekt bei Gradowskis Erzähler unterstrichen, Kuhn-Kennedy 2017 und Chare und Williams 2016.

80 In den Jenseitsreisen findet man häufig ein übernatürliches Geschöpf-Engel, Heiliger oder verstorbener Dichter –, das auf die Fragen des Sterblichen antwortet, den es auf eine Reise durchs Jenseits führt und dem es hilft zu interpretieren, was er sieht. Der Mediävist Matthias Däumer hat für die frühesten jüdischen und christlichen Jenseitsreisen die Einzigartigkeit der wiederkehrenden Figur des «angelus interpres» hervorgehoben, dessen berühmtestes Beispiel Dantes Vergil bleibt. Er hat insbesondere die poetologischen, medialen und epistemischen Konsequenzen dieser Figur des «Mittlers» analysiert, die Folgen für die Struktur des Zeugnis-Austausches selbst hat. Siehe Däumer 2015 und 2017.

werden die Opfer am Ende ihres graduellen Abstiegs ins «Grab» des Bunkers verschlingen.[81] Die Erzählung folgt der Chronologie eines historischen Prozesses und ist zugleich Übergang zu einer mythischen Zeit und einem mythischen Ort: Auschwitz, wo ein «Todesengel» und «Satan» mit den modernen Zügen eines «‚Führer'-Gottes» regiert (S. 199), ist eine «irdische Hölle» (S. 143), die an das biblische Gehinnom erinnert, und gleichzeitig ein Ort *ausserhalb* der historischen Welt und Zeit, ein Jenseits, «von wo es kein Zurück gibt, weil dort die Ewigkeit ihre Grenze gemacht hat» (S. 81). Jeder Mensch, der dort überlebt, ist entweder ein Teufel oder ein Toter auf Abruf, ein «Schatten» (S. 92), der keine menschlichen Gefühle mehr haben kann. Seine Tränen gerinnen, erfrieren, wie die Tränen der Verdammten in den Gesängen XXXII und XXXIII des *Inferno.* Die Opfer, die in Birkenau ankommen, unmittelbar dem Tod geweiht, sind aber ganz anders als die verdammten Seelen Dantes.

Kommentatoren Gradowskis haben darauf hingewiesen, wie bedeutsam es ist, dass in seinen Texten die Opfer vornehmlich weiblich sind.[82] Die Frauen und Kinder wurden gleich nach der Ankunft ermordet, und Gradowski versucht im gesamten Text, sich ihre letzten Gedanken und ihre letzten Minuten vorzustellen und sie dem Leser zu vermitteln. Das Schreiben verweist auf eine unmögliche und bereits kollektive Trauer der am Leben gelassenen selektierten Männer; die individuelle Erfahrung des Zeugen – der Verlust der eigenen Frau und Familie – scheint nur in Splittern auf.

Warum Gradowski den Bericht über die Vergasung der Frauen des tschechischen Familienlagers gewählt hat, um das «Herz der Hölle» zu beschreiben, hat einen Grund. Das Familienlager, in dem die Frauen ihre Haare behalten konnten und in dem die Kinder verschont und einige Monate lang besser ernährt wurden als das übrige Lager, stellte eine Anoma-

81 Auch im Tanach (besonders Jesaja 5,14 und Sprüche 30,20) findet sich die Allegorisierung des Totenorts (Sheol) als unersättliches Grab, das seine Opfer «verschlingt».

82 Chare und Williams 2016, S. 74 ff.

lie in Birkenau dar. Es stiftete eine Hoffnung, die abstrakt war – die Frauen und Kinder boten, wenigstens teilweise, das Bild des Lebens *vor* dem Lager und waren Gegenstand von Sehnsucht und Nostalgie –, die aber gleichzeitig auch sehr konkret war, weil die Leute des Sonderkommandos mit einem Aufstand der noch kampffähigen Männer des Familienlagers rechneten.[83] Die Liquidierung des Familienlagers, insbesondere die Ermordung der Frauen und Kinder, stellte deshalb eine weitere Stufe von Verzweiflung, ja eine Katastrophe innerhalb der Katastrophe dar.

Die Dominanz der weiblichen Opfer legt eine weitere Interpretation nahe. Durch die Kinder, die sie zur Welt bringen, sind die Frauen die Trägerinnen der Zukunft des jüdischen Volkes. Die Zerstörung zielt direkt auf die Mutterschaft und die Kinder, weil sie die zu vernichtende Zukunft durch Abstammung repräsentieren. In dem Bericht, den Gradowski von ihrem Tod, dem Tod machtloser, der Gewalt ausgelieferter Opfer, gibt, erweisen sie sich als Handelnde: durch ihre Worte und durch ihre Lieder – Lieder der Klage *und* politische Lieder –, die ihren Widerstand ausdrücken und den Henkern eine weltliche Rache, nämlich die Rache der «freien Welt», ankündigen.

Die Opfer werden «ohne jeden Grund, ohne jede Schuld» (S. 164) getötet. An die Stelle der Schuldbekenntnisse der verdammten Seelen bei Dante treten die letzten Gedanken, die letzten Worte, die Lebensgeheimnisse (S. 147) der Opfer, mehrheitlich Frauen; der allwissende Erzähler-Dichter ist ihr Bewahrer und Verkünder geworden. Die Organisation der «Totenwelt» Auschwitz entspricht einem pervertierten *contrapasso*, wo jeder allegorische Sinn der den Opfern zugefügten Qualen verschwunden ist. «Und wie symbolisch sieht alles aus!» (S. 92) «Und wie traurig symbolisch ist die Arbeit! Man nimmt uns gleich zum Grubengraben», ruft der Erzähler-Zeuge bei seiner Ankunft im Lager (S. 138).

Die verstörende Szene, in der junge Frauen von Mitgliedern des Son-

83 Über das Familienlager siehe Einleitung S. 41, Fn. 65.

derkommandos sexuelle Kontakte fordern, hat etwas Unwirkliches[84] und trägt zweifellos zu einer Idealisierung bei: Der Erzähler-Dichter blendet die Frage der Teilverantwortlichkeit der Männer aus, die in diesem Augenblick die Opfer in die Gaskammer schicken, und beschreibt sie als mitfühlender Beobachter. Aber vielleicht kann man es wagen, die Stelle als eine Art Umkehrung der Genesis-Erzählung von der Ursünde zu lesen (Gen. 3,7). Die entblössten Frauen wurden gezwungen, sich vom «Mantel des Lebens» zu trennen, also von allem, was sie mit der Welt verband. Kleidung genau wie Schmuck oder sonstige Gegenstände, die in anderen Passagen von Gradowski erwähnt oder ausführlich beschrieben werden, sind Kennzeichen der Zugehörigkeit zu jenem Leben, das der Menschheit nach dem Sündenfall eigen ist. Die Nacktheit der Opfer provoziert ihre Scham, aber Gradowski beschreibt sie in ihrer unschuldigen Würde und Schönheit, die wesentlich Abglanz des «Mantels von Licht» sind, von dem im Zohar geredet wird.[85]

Nach der Vergasung sind die nackten Körper zu einem «Knäuel» geworden, aus dem nur fürchterlich verrenkte Körperteile herausstehen, «als habe der Teufel gerade vor dem Tod mit ihnen ein Teufelsspiel gespielt und sie in solcher Pose hingelegt» (S. 213). In Auschwitz wird die Ursünde von «Satan» und den menschlichen «Teufeln» in seinem Dienst begangen. Der halluzinatorische Anblick der zu einem obszönen Klumpen

84 Was nicht bedeutet, dass es solche Ereignisse nicht gegeben hat: Ähnliche Szenen sind von anderen Mitgliedern des Sonderkommandos geschildert worden. In einem Interview hat einer von ihnen erzählt, dass im Sonderkommando die Frage debattiert wurde, ob die Männer das Recht hätten, Berührungen mit den todgeweihten Frauen zu akzeptieren, wenn diese sie darum bäten. Siehe Greif 2011, S. 279.

85 Nach dieser kabbalistischen Interpretation waren Adam und Eva vor der Ursünde nicht nackt, sondern trugen ein «Gnadenkleid». Siehe dazu Agamben 2010. In einem Brief an die Verfasserin verwies die Übersetzerin Batia Baum auf die Nähe zwischen den hebräischen Wörtern *ur* (Feuer, Erleuchtung) und *or* (Haut, Epidermis, Leder), die sich nur durch einen Buchstaben unterscheiden.

verflochtenen Körper erinnert auch an die alptraumhaften Visionen der expressionistischen Dichtung, die den Pogromen entstammte, wie die des «Haufens» (jidd. *kupè)* in dem gleichnamigen Gedicht von Peretz Märkisch (1921)[86]. Gradowski bedient sich womöglich dieses lästerlichen Gedichts, in dem der Leser auch durch die Vision einer Landschaft nach dem Massaker geführt wird («Komm!» «Geh langsam» «Schritt für Schritt. Nach mir») und zu einem zum Klumpen verschmolzenen Leichenhaufen, der zum ironischen Analogon des Bergs Sinai geworden ist («Der König-Haufen spuckt dir deine zehn Gebote ins Gesicht!»). Aber Gradowski steht Bialiks Poetik und der Tradition näher; die blasphemischen Akzente der expressionistischen Poesie fehlen völlig. Während diese oft mit einer verstörenden Verinnerlichung der Gewalt durch den sexualisierten Blick des Dichters spielte, spürt man in Gradowskis Beschreibung der aufgelösten Körper, wie sein Blick durch die Zerstörung hindurch die Integrität der toten Leiber zu bewahren versucht.

Durch die radikale Unschuld der Opfer ist das irdische «Jenseits» Birkenau ein Ort, der keinerlei eschatologischen Sinn mehr hat. Auch wenn mit dem Tod der Opfer die Welt untergeht – das durch die Katastrophe erzeugte Ende der Zeiten ist nicht das Ende der «freien» Welt. Diese existiert ausserhalb von Auschwitz weiter. Nichtsdestoweniger markiert die Vernichtung das Ende einer *gemeinsamen* Welt, und dieses Ende wiederholt sich im Tod der Opfer, deren jedes, wie Gradowski schreibt, eine «Welt» an sich darstellt. Die Beschreibung der Verbrennung, die dem Leser kein Detail erspart, betont die zeitliche und die eschatologische Dimension des mit technischer Effizienz durchgeführten Massenmords:

86 Peretz Markischs Gedicht parodierte Bialiks Motiv der Wanderung durch eine vom Massaker gezeichnete Landschaft. Seine Dichtung handelt von einem Pogrom, das am 20. September 1920 in der ukrainischen Stadt Horodyschtsche stattgefunden hatte. Williams und Chare verweisen auch auf H. Leivicks Gedicht *Di shtal* (1920).

«Zwanzig Minuten dauert die ganze Prozedur – und ein Leib, eine Welt ist Asche geworden» (S. 216).

Dieses Zusammenwirken von entgegengesetzten Zeitlichkeiten findet sich auf allen Ebenen des Textes, das Schreiben oszilliert zwischen dem Berichten, das dem historischen Ereignis gilt (mit Daten, Fakten, Namen, präzisen Beschreibungen des Ablaufs der Vernichtung), und dem Bezeugen einer kollektiven Erfahrung, das das Ereignis als Bruch in der jüdischen Geschichte interpretiert (die Liquidierung des Familienlagers ist ein neues Tisch'a be Aw), aber auch im Kontinuum der Menschheitsgeschichte symbolisiert.

An diesem Ort, wo «das Unglaubliche, das Irreale Wirklichkeit» und «Faktum» geworden ist (S. 118), erscheint die literarische Darstellung selbst sonderbar verdreht: Das Wirkliche scheint so unwirklich, dass es eine der Phantasie entsprungene Darstellung sein könnte. Wie soll man Fakten «bezeugen», die ganz und gar unwirklich wirken? In der Passage über die Liquidation des Familienlagers, wo der Erzähler den Anblick der nackten Frauen beschreibt, die darauf warten, dass sich die Türen der Gaskammern öffnen, fragt er sich selbst:

> Wir können nicht fassen, ob das Bild hier Wirklichkeit ist oder nur ein Traum. Sind wir irgendwo in eine Welt von nackten Frauen hineingefallen und bald wird ein Teufel beginnen, ein Spiel mit ihnen zu treiben? Oder sind wir in irgendein Museum, ein Kunstatelier geraten und diese Frauen jederlei Alters, deren Gesichter so vielerlei Verschiedenes ausdrücken in ihrem leisen Weinen und Stöhnen – haben sich eigens als Modelle für den Künstler aufgestellt, sind für seine Kunst hergekommen? (S. 192)

Um das «authentische Unbehagen» zu transzendieren, das von einer Wirklichkeit erzeugt wird, an der jegliche künstlerische Bemühung scheitern muss, sucht Gradowski weiterhin Zuflucht bei der Kunst, als handle es sich auch darum, die literarische Darstellung der Prüfung durch diese Wirklichkeit auszusetzen. So stellen seine Texte sämtliche Theorien in

Frage, von Jacques Derrida bis Marc Nichanian, die, um das Phänomen der Zeugenschaft zu denken, eine Opposition herausarbeiten zwischen dem Attestieren der Fakten und dem Enthüllen einer (zum Teil empirischen) Wahrheit einerseits und dem literarischen Erzeugen und der Vermittlung einer ethischen, existentiellen Dimension der Erfahrung andererseits.[87] Bei Gradowski werden die jüdische und die jiddische Literatur, aber auch die Weltliteratur in Gestalt Dantes einer radikalen Erprobung unterzogen, indem sie *in den Dienst des Zeugnisses* gestellt werden.

Das integrale Zeugnis

Die Verzerrung der literarischen Darstellung durch die Realität, zu deren Mitteilung sie beitragen muss, verändert die literarische Form und ihr Modell tiefgreifend. Von dieser durch das Zeugnis transformierten Literatur ist keinerlei Tröstung mehr zu erwarten. Sie muss den Leser berühren, um ihm ein radikal negatives Wissen mitzuteilen, das ihn nur ebenfalls in tiefes Unglück stossen kann. Der Leser kann sich nicht entziehen. «Vergessen Sie für immer Ihr Lächeln», warnte Rachel Auerbach den Leser von *Oyfdi felder fun Treblinke*. Als einer, der nicht wie Auerbach post festum schreibt, sondern als direkter Zeuge des Verbrechens, fordert Gradowskis Wegbegleiter den Leser auf, Abschied von seinen menschlichen Gefühlen zu nehmen, um dabei zu sein, wenn die Menschheit sich von sich selbst abschneidet.

Um den durch die Darstellung erzeugten Anblick auszuhalten, muss man der doppelten Bewegung des Textes folgen: Der Leser muss sich einerseits vom Pathos der Beschreibungen des Infernos berühren lassen. Indem er die Litaneien des Zeugen aus dem Sonderkommando liest, indem er die schrecklichen Beschreibungen, die der Bericht enthält, in seiner Imagination nachvollzieht, wird er Mitgefühl mit den Opfern empfinden.

87 Die bedeutendsten Texte in dieser Hinsicht sind Derrida 2005; Weigel 1999; Nichanian 2004.

Und zugleich muss er, um es ertragen zu können, sein Mitleid ersticken, die Wirkung in Grenzen halten, die das Pathos auf ihn ausüben will. Der Anblick der «blutrünstigen Bilder» wird auch selbst dafür sorgen, sein menschliches Empfindungsvermögen abzustumpfen: «[...] ganz allmählich wird Dein Auge starr werden, Dein Herz stumpf und Deine Ohren taub.» (S. 77)

Der Leser wird eingeladen, sich auf dem schmalen Grat zu bewegen zwischen der «freien Welt», aus der er kommt und in der man weinen und Trauer empfinden kann, und der Totenwelt, aus der jede Spur eines Gefühls verschwunden ist. Er muss ein «Beobachter» bleiben («Komm, stellen wir uns an eine Seite, um das gräuliche, schauerliche Bild besser beobachten zu können», S. 83), er muss die Klage der Opfer hören und sich in ihr Leiden hineinfühlen. Dieser enge Raum, der Distanz ermöglicht, ist in Wirklichkeit der einzige, in dem das Zeugnis entstehen und dem Leser vermittelt werden kann, damit er selbst zum (sekundären) Zeugen werde.

Um diesen textlichen Raum zu schaffen, musste Gradowski sich gewissermassen aufspalten. Nur so war er in der Lage, nicht nur die Fakten und die eigenen Erfahrungen wiederzugeben, sondern auch zu versuchen, die Totalität der Katastrophe zu bezeugen. Die Gesamtheit seiner Texte gehorcht einer besonderen Struktur, in der der Zeuge, der die Erfahrung durchlebt, der Autor des Zeugnisses, und die Figuren, die Autor und Zeuge repräsentieren, sich teilweise *entsolidarisiert* haben, um eine Art interne Zeugenschaftskette zu bilden. Das Motiv der Jenseitsreise, wo eine dem Jenseits entstammende Kreatur dem Leser das Jenseits erklärt, ist Gradowskis poetologische Lösung, um eine Welt zu bezeugen, aus der alle menschlichen Gefühle verbannt sind, einschliesslich *seiner eigenen.* Dort, wo «die individuelle Katastrophe [...] verschlungen worden [ist] von der allgemeinen», kann das Individuum «am Rand des Grabes» selbst «zu den schlimmsten Leiden nicht mehr hinfühlen, hinspüren», seine Gefühle sind «erstarrt, abgestumpft, atrophiert» (S. 144).

Dort, wo ein «Toter» nicht mehr «andere Tote beweinen» kann, wird der Text des Zeugnisses zum Ersatz für seine Klage um die Toten: «Ich widme

ihnen alle meine Schriften», schreibt Gradowski im Vorwort zum «Tschechischen Transport», «das ist meine Träne, mein Seufzer für meine Familie und mein Volk» (S. 158). Der moderne Vergil, der den «freien Menschen» im Inferno von Auschwitz führt, ist ein Geschöpf, das schon vom Menschsein Abschied genommen hat. Trotzdem muss sein Text, wenn es ihm gelingen soll, die Wahrheit über das Geschehen mitzuteilen, Entsetzen und Mitleid bei seinem Leser wecken, ohne ihm eine wie immer geartete Katharsis zu gewähren.

Der Zeuge in Gradowskis Texten musste sich von sich selbst als dem leidenden Subjekt der Vernichtungserfahrung entfernen, um in die Lage zu kommen, diese Erfahrung bezeugen zu können. Die Vervielfältigung der Textfiguren, die damit einhergeht, ist nicht auf den ersten Text beschränkt. In der «Mondnacht» steht der Erzähler-Dichter dem Zeugen wohl am nächsten, er appelliert an die Mondin als Zeugin in der ersten Person. Er klagt sie an, dass sie indifferent bleibe und Komplize sei, und ruft sie zugleich an als vertraute Trösterin. Im «Tschechischen Transport» schafft das ständige Oszillieren zwischen der ersten Person Plural – dem kollektiven und vielköpfigen Zeugen – und dem allgemeinen Du, an das er sich wendet, ebenfalls eine unstabile Zeugnisinstanz.

Durch diese Verfahren stellt Gradowskis Textkonvolut vieles von dem, was in den letzten Jahrzehnten über Zeugnis und Zeugenschaft geschrieben wurde, radikal in Frage. Laut Dori Laub und Shoshana Feimann hat die Shoah eine beispiellose Krise der Zeugenschaft provoziert. Dies hänge sowohl an der Ungleichheit und Unvereinbarkeit der unterschiedlichen Erfahrungen als auch an einer Art «strukturellen» Unmöglichkeit des Zeugnisses. Ein Subjekt, das ein Vernichtungslager durchmachte – besonders als Angehöriger des Sonderkommandos –, war gezwungen, sich von sich selbst zu verabschieden, selbst als Subjekt zu «sterben», um zu überleben: es habe da «einen autobiographischen Moment des Todes des Zeu-

8 8 Felman 1990, S. 78. Siehe auch Felman und Laub 1992.

gen»[88] gegeben, der durch die Erfahrung der Vernichtung bewirkt war. Das Subjekt, das im Nachhinein die Fähigkeit hat, von diesem Tod – einer radikalen Form von Entsubjektivierung – Zeugnis zu geben, kann also niemals mehr mit dem Zeugen identisch sein, der all das als Gegenwart erlebte. Die unglaubliche Realität der Vernichtung gibt dem natürlichen Abstand zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen dem unmittelbaren Erleben und seiner Wiedergabe eine andere Qualität und macht ihn unüberwindbar.

Nach dieser Lesart ist das Zeugnis wesentlich durch seine Unmöglichkeit definiert, es ist dazu verdammt, im ethischen wie im epistemischen Sinn eine Leerstelle zu bleiben. Das verwandte Konzept der «Lücke» ist auch bei Giorgio Agamben in *Was von Auschwitz bleibt* Herzstück der Argumentation. Für Agamben, der sich auf das Denken Primo Levis stützt, ist der «integrale Zeuge», der «wirkliche» oder «eigentliche Zeuge» oder auch der «absolute Zeuge» der Muselmann: der im Lager Überlebende, ein auf seine biologischen Funktionen reduziertes Geschöpf, das «den Abgrund berührt» und «das Haupt der Medusa erblickt hat». Der entkommene Zeuge kann immer nur Pseudozeuge sein, einer, der aufgrund von «Bevollmächtigung» Zeuge ist.[89] Daraus folgt, dass die Struktur des Zeugnisses notgedrungen auf einer «Lücke» beruht, nämlich der Sprechunfähigkeit dessen, der zeugen müsste, es aber nicht kann.

Wenn man Gradowski liest, merkt man jedoch, dass man es hier mit einer anderen Art von «integralem Zeugnis» zu tun hat. Die Überlebensbedingungen innerhalb des Sonderkommandos machten es seinen Mitgliedern möglich, den ganzen Prozess der Vernichtung zu beschreiben, von der Selektion bis zur Verbrennung der Leichen. Sie sind diejenigen, die *alles* gesehen haben. Sie litten weniger, ab Frühjahr 1944 gar keinen Hunger, verfügten über die materiellen Möglichkeiten zum Schreiben, und die Ruhezeiten, die ihnen zugutekamen, gewährten ihnen Augenblicke von Distanz, Rückzug, Reflexion. Indem er eine Zeugenfigur erfand, die Inter-

89 Agamben 2003; Levi 1990, S. 83.

pret und Wegbegleiter für den Leser wird, hat Gradowski sich im Schreiben und durch das Schreiben in eine Form der poetischen Subjektivierung hineingewagt, die die erlittene Entsubjektivierung zu kompensieren versucht. Er gibt der fundamentalen Dualität zwischen dem Zeugen und dem Autor des Zeugnisses, zwischen dem Inneren und dem Aussen des Lagers, zwischen dem Während und dem Danach eine poetische Form.

Der Zeugnisstruktur in Gradowskis Texten ist also das Paradox eines Zeugen inhärent, der sich in mehrere Instanzen hinein vervielfältigen muss, um das Geschehen wiedergeben zu können. Gradowski produziert ein polyphones Zeugnis, indem er eine Struktur erdenkt, bei der die schweifende Subjektivität des Lesers, getragen von der des Dichter-Erzählers, reisen, vagabundieren und zwischen verschiedenen fremden Subjektivitäten zirkulieren kann. Der Mittler führt den Leser bis in die Gaskammer und imaginiert die letzten Gedanken einiger Opfer im Augenblick ihrer Agonie. Er ist imstande, selbst vom Todesaugenblick der Opfer Zeugnis abzulegen, und übt gewissermassen Widerstand gegen die Entmenschlichung der Opfer, indem er sie wieder zum Subjekt macht. Diese Rückgabe geschieht durch die Skizzierung kleiner Episoden ihrer Vergangenheit, Erfahrungssplitter, die eine Art Gegentext zur Beschreibung der Vernichtung ihrer Körper bildet.

Der Verzicht des Zeugen auf seine Subjektivität zugunsten einer Geleitfigur, die Erzähler und Dichter zugleich ist und *alles* beschreiben kann, ist die Voraussetzung dafür, sich in jedes Opfer «einfühlen» zu können. Aber diese «Einfühlung» muss ihre Grenzen kennen und darf die Totalität nicht aus den Augen verlieren. Die Empfehlungen an den Leser, sich zu «desensibilisieren», die an mehreren Stellen des Textes zu finden sind, müssen auch als Erklärungen gelesen werden, die Gradowski dem Leser gibt, um seine eigene Lage als Zeuge aus dem Sonderkommando verständlich zu machen:

> Man muss das Herz, das fühlende, abtöten, jedes Schmerzgefühl in ihm betäuben. Man muss in sich die grausamen Leiden überschreien, die wie ein Sturm alle Glieder ergreifen. Man muss zu einem Automaten werden, der nicht sieht, nicht fühlt und nicht versteht. (S. 214)

Jedes Mitglied des Sonderkommandos musste seine Subjektivität und seine Affekte abtöten, um zu überleben und seine Aufgabe zu erfüllen. Ähnlich wie der SS-Mann, der den Anblick Tausender von Leichen zu ertragen hatte[90] – mit dem fundamentalen Unterschied, dass das Sonderkommando-Mitglied als *Opfer* zur aktiven Teilnahme am Prozess der Vernichtung gezwungen wird. Aus diesem Grund beschreibt Gradowski das Hantieren mit den Leichen nach der Vergasung im Modus der Entpersönlichung: Es sind «Füsse und Hände», die sich an die Arbeit machen, während die handelnden Subjekte aus dem Sonderkommando sich gewissermassen von der Szene absentiert haben (S. 214). Diese Darstellung ist nur um den Preis einer gewissen Idealisierung möglich: Es ist bekannt, dass manche Angehörige des Sonderkommandos sich brutal verhielten gegen die Opfer und auch gegen ihre Kameraden; dass sie in der von Primo Levi beschriebenen ethischen «Grauzone» agierten. Die Idealisierung bedeutet aber nicht, diesen Aspekt zu verschweigen: In einem seiner Vorworte erklärt Gradowski, dass er als Mitglied des Sonderkommandos gefühllos hat werden müssen, um zu überleben, und eben daran leidet, dass er seine Toten nicht beweinen kann. Doch sein Text «Die Zertrennung» – eine Art allegorisiertes Weinen – will dem Leser die besondere Lage des Sonderkommandos begreiflich machen. So schreibt er im Vorwort:

> Falls Du, lieber Leser, uns einmal wirst verstehen wollen, unser «Ich» kennenlernen, dann musst Du Dich in diese Zeilen gut eindenken, dann

90 Zu Himmlers Rede siehe oben S. 294, Fn. 46.

> wirst Du Dir ein Bild von uns machen können und auch verstehen, warum wir so waren und nicht ganz anders (S. 219).

Gradowski hatte sich entschieden. Er wollte dem Leser die Natur des Verbrechens in seinem Ablauf erklären, was ohne eine klare Scheidelinie zwischen «Teufeln» und «Opfern» nicht möglich war. Deshalb bleiben die Beziehungen zwischen den Opfern – selbst im Moment der Vergasung, vor welcher die Darstellung Gradowski nicht haltmacht – vor der Entmenschlichung bewahrt. Die Idealisierung, die in diesen Agonie-Szenen am Werk ist, ist eine Form der Fiktionalisierung, die Bedingung, dass die zerstörte «Gemeinschaftlichkeit des Sehens»[91] mit dem Leser wiederhergestellt werden kann.

Die Zertrennung

Die Vervielfältigung des Zeugen, der sich aufspaltet in den unmittelbaren Zeugen, den Verfasser des Zeugnisses und die Textfigur des Dichter-Erzählers, der den Leser führt, ermöglicht es Letzterem, sich in das Zeugnis «gut einzudenken»[92]. Der Leser wird also nicht nur aufgefordert, Auschwitz zu sehen und dem Vorgang der Vernichtung beizuwohnen. Er wird aufgefordert, über die Natur der Gewalt nachzudenken, die da am Werk ist, indem er über das Zeugnis von der Zerstörung und über seinen Sinn meditiert. Gradowskis Texte werden zusammengehalten von einer Leitidee, einem Gedanken, einem Begriff: dem des Judenmords als «Zertrennung»[93]. Für Gradowski entspricht dieses «moderne» Verbrechen einem «gemeinen, sadistischen, teuflischen Gesetz» (S. 93), das tief irratio-

91 Nach dem Ausdruck von Shoshana Felman, Felman 2000, S. 181.

92 Der jiddische Terminus, den Gradowski nutzt, ist «zikh gut fartrakhtn», was in diesem Kontext «reflektieren» und «nachdenken» bedeutet.

93 Jidd. «tsesheydung»: Trennung, Abschied.

nal ist und den Opfern deshalb unverständlich bleibt. Sie werden, wie der Text unablässig wiederholt, ermordet «ohne jeden Grund», und der Erzähler-Dichter kann auf die Frage nach dem «Warum?» nur mit einer Art modernem Klagelied antworten, in dem die Frage für immer ohne Antwort bleiben wird. Dagegen kann der Zeuge versuchen, etwas von der Katastrophe zu verstehen, das heisst, der erlebten Erfahrung einen Sinn zu geben, indem er schreibt.

Für Gradowski ist die Menschheit eine grosse Familie, ein «unteilbarer Organismus» (S. 91). Es ist die Einheit dieser Familie, die das «Gewebe einer idyllischen, glücklichen, phantastischen Welt» (S. 147) ausmacht. Jedes Wesen ist mit anderen und mit dem Leben durch diese Fäden verbunden, die das «Bündlein der Lebendigen» bilden (1. Samuel 25,29). Diese Metapher vom Faden, in verschiedenen Formen dekliniert – «goldener Faden», «Ewigkeitsfaden», «Lebensfaden», «Geschichtsfaden» –, repräsentiert die Vielfalt von Bindungen, die das «Gewebe» der Menschheit ausmachen, vom Individuellsten bis zum Universalen: familiäre Verbindungen, die Gradowski die «Familienbande» oder den «Familien-Bund» nennt (S. 87, S. 222), die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde und einer Gemeinschaft bis hin zur Menschheitsfamilie. Alle diese Fäden bilden auch das Gewebe des Lebens, das jedes Individuum an diese mit Menschenbrüdern geteilte Welt bindet, ein Gewebe, das aus Erinnerungen und Besitz gemacht ist, Gegenständen, die «von Generation zu Generation [...] einen Faden durch die Geschichte gewebt haben» (S. 89) und so die Vergangenheit mit der Zukunft verbinden. Jeder Mensch webt sich für die Zeit, die sein Leben dauert, in das «Bündlein der Lebendigen» ein, aber dieses Einzeichnen trägt seine Existenz über die begrenzte Zeitlichkeit hinaus, um ihn «in die Ewigkeit» einzuweben (S. 117).

Der Versuch, die Zerstörung zu explizieren, bedeutete für Gradowski, zu beschreiben, wie die Menschen immer weiter von ihrer Heimat, ihrer Vergangenheit, ihrer Geschichte, ihren Nächsten losgerissen wurden. Das gewaltsame Zerschneiden dieser Fäden zu erzählen hiess, dem Leser den

Prozess des Zugehörigkeitsverlustes («déappartenance»)[94] vor Augen zu führen, der den Genozid charakterisiert.

Die drei längeren Texte («Komm hierher, Du Mensch», «Der tschechische Transport» und «Die Zertrennung») schildern die verschiedenen Formen dieses Vorgangs: In «Komm hierher ...» geht es um das Herausgerissenwerden aus der Heimat und um die Ankunft im Lager bis hin zur Selektion, wo die unauflöslichen Familienbande zerschnitten werden. Im «Tschechischen Transport» findet eine neue Zertrennung statt, die die erste wiederholt; die Liquidation des Familienlagers stellt eine Amputation an dem neuen Organismus dar, der durch die erzwungene Gemeinschaft der Opfer im Lager gebildet wird. Die Metapher von den Fäden ist hier allgegenwärtig, durchläuft einen genau komponierten Text, in dem der «Zertrennung» in der Vergasung die «Vereinigung» der Aschen und der Seelen nach der Verbrennung der Körper korrespondiert. Diese Vereinigung der Seelen der Opfer in einer Aschensäule, die den Text abschliesst, hat mit einer Wiedervereinigung der Seelen im «Bündlein der Lebendigen», von dem im Buch Samuel die Rede ist, nichts mehr zu tun. Sie antwortet nicht auf die «Zertrennung», repariert sie nicht: die Zertrennung bleibt irreversibel.

Die Chronologie der von Gradowski aufgezeichneten Ereignisse hätte es erfordert, den letzten Text dieser Ausgabe, «Die Zertrennung», vor den «Tschechischen Transport» zu platzieren. Aber die «Zertrennung», die hier erzählt wird, verkörpert in Wahrheit den tiefsten Riss, die unwiderrufliche Zertrennung. Aus diesem Grund ist es gerechtfertigt, den Text an den Schluss zu stellen. Gradowski erzählt dort von der Selektion eines Teils des Sonderkommandos mit dem Ziel der teilweisen Liquidation.[95]

94 Dieses Konzept verdanken wir dem französischen Philosophen Philippe Boucherau und der von ihm entwickelten «testimonialen Philosophie». Den Texten Gradowskis hat er einen ausserordentlichen Kommentar gewidmet in *La Grande Coupure. Essai de philosophie testimoniale* (2018), siehe Bibliographie.

95 Zu den historischen Daten über die Anordnung der Texte und die Geschehnisse, auf die sie sich beziehen, siehe Einleitung S. 59 ff.

Nachdem sie «zertrennt» worden waren, losgerissen von ihrer Heimat, ihren Familien, ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft, mithin von der freien Welt, hatten die Angehörigen des Sonderkommandos sich in einem neuen «Organismus» vereint, der durch die gemeinsame Arbeit zu einer «einheitlichen, geschlossenen, verschmolzenen Gruppe von Kameraden» «geformt und zementiert» (S. 222) worden war, einem «Knäuel», einem «Bruder-Bund». Dieser Knäuel ist auch Familie geworden: Die «Brüder» vom Sonderkommando hatten sich die verlorenen Familien ersetzt, waren «deine Frau, dein Kind, dein Vater, deine Mutter, deine ganze Familie» geworden, «die dir auf der Welt noch geblieben war» (S. 223).

In «Appell» (S. 221) findet die Selektion statt, und ganz allmählich wird das «Gefühl von Brüderlichkeit» «betäubt» und die «kollektive Verantwortlichkeit von Einer für Alle, Alle für Einen» weicht einem «tiefsitzenden Überlebenstrieb», der zum «Opium» wird. Es zeigt sich «die Schwäche, die Nacktheit des Wesens, das Mensch heisst» (S. 222). In «Komm hierher ...» waren die deportierten Juden durch ein anderes «Opium» von einer Revolte abgebracht worden: dem Gefühl der Verantwortlichkeit für die Familie und der Hoffnung, überleben zu können, dem «Lebensinstinkt» (S. 87). Es waren die Gefühle freier Menschen gewesen, die noch nicht «kontaminiert» waren von dem «teuflischen Gesetz» der «Höllenwelt Auschwitz». An ihre Stelle tritt nun der eine «Überlebenstrieb». Statt sich mit aller Kraft der durch die Selektion angekündigten «Zertrennung» zu widersetzen, sehen die Mitglieder des Sonderkommandos, wie in ihnen der «Lebensinstinkt» triumphiert, ein «Trennungsopium», das die «Zertrennung» des Sonderkommandos ermöglichen wird.

In «Die Zertrennung» zeigt sich also, wie die Vernichtung das Menschsein doppelt gespalten hat: Nicht nur hat sie das «Gewebe» der Menschheit zerrissen, indem sie einen Teil der «Menschenfamilie» zu Tode brachte, sondern sie hat auch die überlebende Menschheit tief und unheilbar verändert, indem sie die Solidarität und die zwischen den Menschen gewebten Bande unmöglich machte. Diese ultimative «Zertrennung» nennt Gradowski an mehreren Stellen seines Textes «den grossen Riss», «das

grosse Unglück». Diese innere «Zertrennung» war dem Überleben im Vernichtungslager inhärent und hatte eine Art *terra ethica incognita* geschaffen, in der die Opfer gezwungen waren, die Unvermeidlichkeit der «Zertrennung» zu verinnerlichen, um überleben zu können. Dies mussten die Mitglieder des Sonderkommandos jeden Tag, den sie in der Krematoriumszone von Birkenau zubrachten, erfahren: wenn sie die Opfer ins Gas führten, sie zwangen, sich auszuziehen, zuweilen unter Anwendung von Gewalt. Einige von ihnen – angefangen bei Gradowski und der Widerstandsgruppe – versuchten, sich mit der Notwendigkeit des späteren Zeugnisses zu rechtfertigen oder den Gedanken an die bewaffnete Revolte dagegenzusetzen. Diese innere «Spaltung» des Erzählers, der das, was er empfindet, dem ganzen Sonderkommando zuschreibt, wirft ein neues Licht auf die narrativen Dispositionen der übrigen Texte. Die Vervielfältigung des Subjekts – Zeuge, Autor des Zeugnisses und Erzähler-Dichter, der in alle Subjektivitäten der Opfer hineingleiten kann – findet ein schmerzhaftes Echo in diesem letzten Grosskapitel: Im Namen eines «Wir» wird die unheilbare Spaltung des Subjekts ins Auge gefasst, die direkt aus der Logik des Überlebens in Birkenau resultiert. Dieser Gedanke verkompliziert zwangsläufig den Begriff der ethischen «Grauzone», wie er, ausgehend von Primo Levis Überlegungen zum Sonderkommando, von Giorgio Agamben entfaltet wurde.

Was bleibt nach dem «grossen Riss» von dieser letzten Familie, die das Sonderkommando war? Was bleibt nach dem Verschwinden des Glaubens und der Hoffnung, sogar, wie Gradowski schreibt, des «letzten Trosts» (S. 259)? Es bleibt ein Klagegedicht. In einer Welt, in der alles darauf abgestellt ist, die Spur der Welten zunichtezumachen, deren Träger jedes Menschenwesen war, ertönt die Klage der bei der Selektion verschont gebliebenen Trauernden, der «Leidtragenden». Es bleibt die Klage der Dinge, die nach dem Weggang der Menschen Zurückbleiben, der Sachen, die in den leeren Boxen liegen, all dessen, was die von nun an durch eine «Trennwand» (S. 231)[96] von den Lebenden Geschiedenen einmal mit der

96 Ein Terminus, der die rituelle Scheidewand in der Synagoge bezeichnet, siehe S. 231,

Welt und dem Leben verbunden hatte. In diesen ausserordentlichen letzten Kapiteln klingen Reminiszenzen an die jiddische Dichtung der 1920er Jahre nach, sie erinnern an die Topoi von Beschreibungen der Landschaften nach Pogromen, wo die Sachen der Verschwundenen den Boden bedecken und die Federn der ausgeweideten jüdischen Bettdecken und Kopfkissen die Himmel verdunkeln. Wenn die Menschen verschwunden sind, tragen die Dinge die Spuren des Lebens und der Subjektivität der Verschwundenen, sie sind das, was bleibt, stumme Zeugen, die der Dichter in langen, wie ein Gebet rhythmisierten Passagen zum Sprechen bringt, in einer Elegie auf die Zerteilung des Menschlichen. War es diese Poesie der Dinge und die erschreckende Poesie der Barbarei, an die Nachman Blumental dachte, als er 1947 behauptete, die Realität des Genozid sei «die Quelle der Poesie überhaupt» geworden?

Fn. 6*:* Gradowski verwendet auch den Terminus «Trauerriss», jiddisch *krie* aus dem Ausdruck *krie raysn* für das Trauerritual, wo beim Tod eines Verwandten die Kleidung zerrissen wird.

Übersetzen aus einer ermordeten Sprache

von Holger Nath

Jiddische Texte ins Deutsche zu verwandeln, in jene Sprache, in der die Ermordung der europäischen Juden und mit ihnen der jiddischen Kultur erdacht und *formuliert* wurde, konnten viele Überlebende sich nicht vorstellen. Heute, Jahrzehnte später, erscheint es hingegen unabdingbar, Zeugnisse aus einer Sprache, die sich damals am Rande der Auslöschung befand, gerade den deutschen Lesern näherzubringen.

Um die Schwierigkeiten zu verstehen, die sich beim Übersetzen aus dem Jiddischen in das nahverwandte Deutsch auftun, muss man sich zunächst einige sprachhistorische Gegebenheiten klarmachen. Die jiddische Sprache entstand vor etwa tausend Jahren im Rhein-Mosel-Gebiet bzw. in der Gegend um Regensburg an der Donau und bestand damals hauptsächlich aus mittelhochdeutschen, hebräisch-aramäischen und wenigen romanischen Elementen. Judenverfolgungen während der Kreuzzüge und des Schwarzen Todes sowie die Einladung polnischer Fürsten an die deutschen Juden, sich in Polen niederzulassen, führten im Mittelalter zu einer Migration vom deutschen Sprachraum nach Polen, ins Baltikum, nach Weissrussland und in das Gebiet der heutigen Ukraine. Überall, wo sich die aschkenasischen Juden niederliessen, übernahmen sie auch Elemente aus den sie umgebenden Kulturen und Sprachen. Polnisch, Ukrainisch und Weissrussisch verschmolzen mit der jiddischen Sprache und verliehen ihr einen neuen Klang und neue Bedeutungsinhalte, die den slawischen Sprachen näher standen als dem Deutschen. Vor der Shoah war Jiddisch mit elf Millionen Sprechern die drittgrösste germanische Sprache nach Englisch und Deutsch. Die Vernichtung der Juden, aber auch die Assimilation an die jeweilige Mehrheitsumgebung hat diese reiche Sprache auf etwa eine Million Sprecher reduziert.

Der jiddische Philologe Max Weinreich bezeichnete das Jiddische als

«fusion language», als «shmeltsshprakh». Das bedeutet, dass die drei Hauptkomponenten, die germanisch/deutschen, die hebräischaramäischen und die slawischen, nicht isoliert auftreten, sondern in der Sprache eng miteinander verbunden sind. Ein Jiddischsprecher konnte sich relativ leicht zwischen diesen drei oder mehr Sprachen bewegen. Er wusste, aus welcher Komponente ein Wort stammt, d.h., er besass «komponentnvisikayt» (Komponentenkenntnis). Dreisprachigkeit und Komponentenkenntnis bieten eine grosse Menge an Variationen, wobei die Rolle der slawischen Sprachen besondere Beachtung verdient. Das Jiddische besitzt ein sehr produktives System für Vorsilben und Endungen. Deutsche Präfixe und Verbkonstruktionen übernehmen oft eine slawische Bedeutung, die u.a. Beginn, Ende, Einmaligkeit oder Wiederholung einer Handlung ausdrücken: «derschrajbn» oder auch «onschrajbn», z.B., bedeuten «etwas zu Ende schreiben». Dieser Einfluss ist daher nicht zu verkennen, weshalb man Jiddisch eigentlich stärker in die slawische Sprach- und Kultursphäre rücken sollte.

Das Jiddische wird mit hebräischen Buchstaben geschrieben, doch die jiddische Schreibschrift unterscheidet sich stark von der hebräischen Druckschrift. Sind handschriftliche Texte daher ohnehin schwer zu lesen, kommt bei den Manuskripten des Sonderkommandos noch die starke Beschädigung durch Feuchtigkeit usw. hinzu.

Für Salmen Gradowski war es selbstverständlich, auf *mameloschn*, in seiner Muttersprache, zu schreiben. Mit all den Anspielungen und Anknüpfungen an die literarische Tradition führt sein Schreiben die *goldene kejt* fort, die goldene Kette der jiddisch-jüdischen Kultur, ein Repertoire an Gedichten, Geschichten und Legenden, das von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Man muss sich vergegenwärtigen, dass Gradowski in einer Blütezeit der jiddischen Kultur aufgewachsen war. In Litauen, Polen und den westlichen Gebieten der Sowjetunion war nach dem Ersten Weltkrieg ein jiddischsprachiges Schulsystem geschaffen worden. Zeitungen, Radiosender, Theater in jiddischer Sprache fanden ein interes-

siertes Publikum. In Wilna, Minsk und Kiew wurden jiddische Forschungsinstitute gegründet, wo auf Jiddisch geforscht und auf Jiddisch veröffentlicht wurde. Zur jiddischen Literatur, die nach Meinung des Czernowitzer Schriftstellers Josef Burg weitaus reicher war als die hebräische, gehörten die mittelalterlichen Heldensagen ebenso wie moralisierende religiöse Werke der Aufklärungszeit und die Schundliteratur des 19. Jahrhunderts bis hin zum modernen Symbolismus. Bis in die 1930er Jahre hinein gab es eine wahre Übersetzungswelle der Weltliteratur ins Jiddische, während kaum aus dem Jiddischen übersetzt wurde, nicht einmal ins Deutsche.

Gradowski bedient sich eines literarischen Stils, wie er im späten 19., frühen 20. Jahrhundert noch gebräuchlich war und dessen Wiedergabe im Deutschen eine echte Herausforderung bedeutet. Seine Sprache ist in Orthographie und Satzbau stark *dajtschmerisch*[97] beeinflusst, d.h., er benutzt oft Formen und Strukturen, wie wir sie nur aus der deutschen, nicht aber aus der jiddischen Grammatik kennen. Auffällig ist auch der Wechsel zwischen jiddischer und deutscher Syntax. In Hauptsätzen steht das Partizip Perfekt wie im Deutschen am Satzende. Statt «sej wem gefirt in di naje hejmen!» lesen wir «sej wem in di naje hejmen gefirt». Vor allem in Nebensätzen benutzt er die deutsche Wortstellung, in denen das Prädikat am Ende des Nebensatzes steht. Diese Form des nachgestellten Prädikats ist im Jiddischen sehr ungewöhnlich und wird öfters in Gedichten und Liedern angewendet. In der Prosa dagegen ist diese Form eher selten; doch man findet sie beispielsweise bei dem bekannten sowjetisch-jiddischen Schriftsteller Der Nister (1884-1950). Für einen Übersetzer ist dieser Wechsel zwischen rein jiddischen und deutschen Konstruktionen eine weitere Hürde.

97 Der Begriff *Dajtschmerisch* beschreibt eine Form des Jiddischen, die weder Deutsch noch reines Jiddisch ist. Vertreter der jüdischen Aufklärung *(Haskalah)* sahen Jiddisch als eine korrumpierte Form des Deutschen an, und sie versuchten durch diese *Dajtschmerismen*, das Jiddische dem Deutschen näherzubringen und es zu ‚verbessern'.

Anscheinend war Gradowski nicht nur ein Wanderer zwischen den Sprachen und Komponenten, sondern auch zwischen jiddischen Dialekten. Gelegentlich finden sich slawisch geprägte attributive Konstruktionen, die von der Übersetzerin meist in die übliche deutsche Form gebracht wurden. An mehreren Stellen benutzt er Wörter aus dem Polnischen und Russischen, die in der jiddischen Sprache so nicht vorkommen: Poln. *gazownia* (Gaswerk) für Gaskammer, poln. *samochod* (Auto) und *russ. Pulemjot für* Maschinengewehr, -pistole. Vermutlich sind die polnischen Wörter Bestandteil der Lagersprache. Genausogut können die Polonismen auf die polnische Mittäterschaft im KZ hinweisen. Nur das russische Wort *pulemjot,* dessen Gebrauch in der Standardsprache nicht empfohlen wird, gibt Anlass zu Vermutungen: War dies ein gebräuchlicher Ausdruck bei Gradowskis Mithäftlingen im Sonderkommando, oder war er mit dem russischen Sprachraum durch seine weissrussische Herkunft vertraut?

Ein Beispiel für die Komponentenkenntnis Gradowskis stammt aus einer von ihm gestrichenen Passage. Das gelöschte jiddische Wort ersetzt er durch eine Form, die zwar im Jiddischen vorkommt, aber dem Deutschen näher ist: aus «sape sich on mit» wird «setig on» (sättige). Ein Wort aus der slawischen Komponente wird durch eines aus der deutschen Komponente ersetzt. Wieder stellt sich die Frage: Ist Gradowskis Entscheidung eine rein stilistische? Deutsch diente ihm dann als die Hochsprache. Oder geht es ihm eher darum, ein Wort mit einer geringeren Verbreitung durch eines mit einem grösseren Sprecher-/Leserkreis zu ersetzen? Dies war einer der Hauptgründe, warum der jiddische Schriftsteller Mendele Moykher-Sforim seine Romane bearbeitete. Statt lokal begrenzter Slawismen wählte er Formen, die auch in anderen jiddischen Dialektgebieten verständlich waren.

Der slawische Einfluss ist auch am Gebrauch der Adjektive zu erkennen. Zum einen gibt es, im Gegensatz zum Deutschen, Diminutive oder Koseformen des Adjektivs: *grininker* (Diminutiv von jidd. *grin* für dt. grün). Gradowski stellt seine Adjektive, wie es im Slawischen auch mög-

lich ist, oft nach. Dies findet man häufig in jiddischen Gedichten und Volksliedern, und daher wird diese Nachstellung im Jiddischen auch als normal empfunden. In der Übersetzung wurde sie nur gelegentlich übernommen.

Es ist paradox, dass Gradowski in dieser *dajtschmerischen* Sprache schreiben konnte, wo er doch täglich die Grausamkeit seiner deutschen Bewacher erleben musste. Warum folgte er nicht dem Grundsatz der Jiddischisten Anfang des 20. Jahrhunderts: *wos wajterfun dajtsch* (je weiter entfernt vom Deutschen desto besser)?[98] War der *dajtschmerische* Stil für ihn trotz allem noch immer die Hochsprache? Gradowskis Wahl könnte auf seine Kenntnis der jiddischen Bibelübersetzung hindeuten, die der jiddische Dichter Jehoasch in den 1920er Jahren veröffentlichte. Ähnlich wie im Cheder, der jüdischen Elementarschule, die Jungen ab drei Jahren besuchten, übersetzte Jehoasch die Bibel primär in die deutsche Komponente. Andere Sprachelemente werden so weit wie möglich vermieden. Hat Gradowski hier eine innerliche Übersetzung angefertigt und seine Gedanken und Beobachtungen wie in einer Bibelübersetzung für den künftigen Leser in die deutsche Komponente übertragen?

Salmen Gradowski entschied sich jedenfalls bewusst für diesen Sprachstil, der einem heutigen Jiddischsprecher antiquiert vorkommen muss. Es gibt in seinen Manuskripten nur wenige Streichungen. Alles scheint vorformuliert und in einem Zug niedergeschrieben zu sein, als ob sich der jiddische Ausdruck *jidisch redt sich* (Jiddisch spricht sich von selbst) bewahrheiten sollte.

Angesichts der Vernichtung, deren er Zeuge war, wusste Gradowski,

98 Der Jiddischismus war eine Bewegung, die sich für die Anerkennung der jiddischen Sprache und Kultur in Osteuropa einsetzte und u.a. auch Autonomierechte für die osteuropäischen Juden verlangte. Mit ihrem Erstarken entstand eine puristische Bewegung, die sich dieses Motto auf die Fahnen schrieb. Statt deutsche Wörter und Orthographie zu importieren (wie es während der Aufklärung, aber auch durch die jüdische Arbeiterbewegung geschah), sollten unter Anwendung der jiddischen Wortbildungsregeln neue Wörter geschaffen werden.

dass die jiddische Sprache zu einer «Niemandssprache» zu werden drohte.» Übersetzer seiner Texte ins Deutsche werden somit vor eine schwierige Aufgabe gestellt: Sie müssen das Jiddische in der Sprache der Täter erklingen lassen – in dem Bewusstsein, wie gross die Gefahr ist, dass die Ermordung der jiddischen Sprache und Kultur durch ein Verschwinden des Jiddischen in der ihm zugleich so verwandten, doch gewissermassen entgegengesetzten Tätersprache gleichsam vollendet wird.

Um das doppelte Risiko einer zu weit getriebenen «Verdeutschung» einerseits und einer Exotisierung andererseits zu vermeiden, wurde die Übersetzerin Almut Seiffert von Miriam Trinh unterstützt, einer Expertin der jiddischen Literatur der NS-Zeit, die Jiddisch unterrichtet und praktiziert. Beide haben sich zum Ziel gesetzt, Gradowskis Jiddisch gerade auch als *lebendige* Sprache wiederzugeben.

99 An Paul Celans Gedicht «Die Niemandsrose» erinnernd, hat die Jiddischistin Rachel Ertel ihr 1993 erschienenes Buch über die jiddische Dichtung während der Vernichtung mit dem Titel *Dans la langue de personne* versehen. Efrat Gal Ed hat ihrerseits ihre Biographie des jiddischsprachigen Dichters Itzig Manger *Niemandssprache* betitelt.

Bibliographie

1. Auswahlbibliographie der Schriften Salmen Gradowskis

(zusammengestellt von Andreas Kilian)

1.1. Gesammelte Schriften Gradowskis (chronologisch)

Zalmen Gradowski: *From the Heart of Hell. Manuscripts of a Sonderkommando Prisoner, Found in Auschwitz,* Oswięcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 2017 (englische Übersetzung aus dem Jiddischen von Barry Smerin und Janina Wurbs).

Zalmen Gradowski: *Je me trouve au cœur de l'enfer. Les manuscripts dun Sonderkommando retrouvés à Auschwitz,* Oswięcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 2017 (französische Übersetzung aus dem Polnischen von Oskar Hedemann).

Zalmen Gradowski: *Me encuentro en el corazon del infierno. Manuscrites de un Sonderkommando hallados en Auschwitz,* Oswięcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 2017 (spanische Übersetzung aus dem Polnischen von Xavier Farré).

Zalmen Gradowski: *Ich befinde mich im Herzen der Hölle. In Auschwitz wiedergefundene Handschriften eines Häftlings aus dem Sonderkommando,* Oswięcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 2017 (deutsche Übersetzung aus dem Polnischen von Herbert Ulrich).

Zalmen Gradowski: *Mi trovo net cuore dell'inferno. Manoscritti di un prigioniero del Sonderkommando trovati ad Auschwitz,* Oswięcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 2017 (italienische Übersetzung aus dem Polnischen von Serafina Santoliquido).

Zalmen Gradowski: *Znajduft siç w sercupiekla. Notatki więznia Sonderkommando odnalezione w Auschwitz,* Oswięcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 2017 (polnische Übersetzung der ersten Handschrift aus dem Jiddischen von Magdalena Ruta und der zweiten Handschrift sowie des Briefs von Magdalena Siek).

Zalmen Gradowski: *Auschwitz-Tekercs. A PokolSzivében,* Budapest: Mult es Jóvo Kiadó 2017 (ungarische Übersetzung aus dem Jiddischen von Zsombor Hunyadi).

Zalman Gradowski: *In the Midst of Hell. Notes Found in the Ashes near the Furnaces*

of Auschwitz, Moskau: Gamma Press 2015 (englische Übersetzung aus dem Russischen von Howard M. Goldfinger, hg. von Pavel Poljan).

Pavel Poljan: *Svitki izpepla. Evrejskaja «Zonderkomando» v Ausvice-Birkenau i ee letopiscy. Rukopisi clenov zonderkomando, najdennye v peple u pecej Osvencima,* Moskau/Rostow am Don: Feniks 2013 (russische Übersetzung aus dem Jiddischen von Alexandra Poljan, Meer Karp, A. Polonskaya und D. Terletskaya; 2., überarbeitete Ausgabe mit dem Titel: *Svitki iz pepla. Zertvy i palaci Osvencima,* Moskau, 2015 und 2018).

Zalmen Gradowski: *Ecrits I et II. Témoignage d'un Sonderkommando d'Auschwitz,* Paris: Editions Kimé 2013 (französische Übersetzung aus dem Jiddischen von Batia Baum, hg. von Philippe Mesnard).

Zalman Gradowsky: *Be'lev Ha'Gehinom. Yomano shelasir umi'manhigey mered ha'zonderkomando be'Oshvits,* Tel Aviv: Yediot Aharonot 2012 (hebräische Übersetzung aus dem Jiddischen von Avichai Zur).

Zalman Gradovskij. *Vserdcevine ada. Zapiski, najdennye v peple vozle pecej Osvencima,* Moskau: Gamma Press 2010 (russische Übersetzung aus dem Jiddischen von Alexandra Poljan und Meer Karp; 2., überarbeitete und ergänzte Ausgabe 2011).

Zalmen Gradowski: *In het hart van de hei. Sonderkommando in degaskamers en crematoria van Auschwitz,* Laren: Verbum 2008 (niederländische Übersetzung aus dem Jiddischen von Ariane Zwiers und Justus van de Kamp, hg. von Philippe Mesnard und Carlo Saletti; 2. Auflage 2010).

Zalmen Gradowski: *En elcorazon delinfierno. Documente escritopor un Sonderkommando de Auschwitz – 1944,* Barcelona: Anthropos 2 0 0 8 (spanische Übersetzung aus dem Jiddischen von Varda Fiszbein; hg. von Philippe Mesnard und Carlo Saletti).

1.2. **Die erste Handschrift** (Petersburger Manuskript, chronologisch)

La voce dei sommersi. Manoscritti ritrovati di membri del Sonderkommando di Auschwitz, Venedig: Marsilio editori 1999 (italienische Übersetzung aus dem Deutschen von Carmen Ohlmes, hg. von Carlo Saletti; 2. Auflage 1999).

Ber Mark: *Paginas de Auschwitz,* Montevideo: Artes Gräficas 1997 (spanische Übersetzung aus dem Jiddischen von Natan Grudzien, hg. von Edwarda-Ester Mark).

Inmitten des grauenvollen Verbrechens. Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos, Os'wiçcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 1996 (deutsche

Übersetzung aus dem Polnischen von Herta Henschel und Jochen August, hg. von Jadwiga Bezwinska und Danuta Czech).

Amidst a Nightmare ofCrime. Manuscripts of Prisoners in Crematorium Squads Found at Auschwitz, New York: Howard Fertig 1992 (englische Übersetzung aus dem Polnischen von Krystyna Michalik, hg. von Jadwiga Bezwinska und Danuta Czech; Reprint der englischen Ausgabe aus dem Jahre 1973; 2. Auflage 2013).

Ber Mark: *The Scrolls of Auschwitz,* Tel-Aviv: Am Oved Publishing House 1985 (englische Übersetzung aus dem Hebräischen von Sharon Neemani, hg. von Edwarda-Ester Mark).

Ber Mark: *Des voix dans la nuit. La résistance juive à Auschwitz-Birkenau,* Paris: Libraire Plon 1982 (französische Übersetzung aus dem Jiddischen von Esther, Joseph Fridman und Liliane Princet, hg. von Edwarda-Ester Mark).

Ber Mark: *Megilat Ojschwiz,* Tel-Aviv: Israel-Book 1978 (hebräische Übersetzung aus dem Jiddischen von Mordekhai Halamish, hg. von Shlomo Simonson).

Ber Mark: *Megilot Oyshvits,* Tel-Aviv: Israel-Book 1977 (jiddischsprachige Erstausgabe).

Amidst a Nightmare ofCrime. Notes of Prisoners of Sonderkommando Found at Auschwitz, Os'wiçcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 1973 (englische Übersetzung aus dem Polnischen von Krystyna Michalik, hg. von Jadwiga Bezwinska und Danuta Czech).

«‚Inmitten des grauenvollen Verbrechens'. Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos», in: *Hefte von Auschwitz,* Sonderheft (I), Oswięcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 1972 (deutsche Übersetzung aus dem Polnischen von Herta Henschel, hg. von Jadwiga Bezwinska und Danuta Czech).

«‚Wśród koszmarnej zbrodni'. Rçkopisy czlonköw Sonderkommando», in: *Zeszyty Oswięcimskie,* Sonderheft (II), Oswięcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 1971 (polnische Übersetzung aus dem Jiddischen von Bernard Mark, Bearbeitung der Übersetzung von Roman Pytel; 2., überarbeitete und erweiterte Ausgabe mit dem Untertitel: «notatki wiçzniôw Sonderkommando», 1975).

Bernard Mark: «O pamiçtniku Zalmena Gradowskiego, czlonka Sonderkommando w obozie koncentracyjnym Os'wiçcim», in: *Biuletyn Zydowskiego Instytutu Historycznego,* 71-72,1969, S. 171-204 (polnische Übersetzung aus dem Jiddischen von Bernard Mark, Bearbeitung der Übersetzung von Edwarda-Ester Mark).

1.3. **Die zweite Handschrift** (Wollnerman-Manuskript, chronologisch)

Zalman Gradovski: *In harts fan gehenem.* Reprint der digitalen Kopie von: Yiddish Book Centers Spielberg Digital Yiddish Library No. 14613, Neu Delhi: SN Books World 2017.

Zalman Gradovski: *In hartsfangehenem.* Digitale Edition des National Yiddish Book Center/Spielberg Digital Yiddish Library No. 14613 aus dem Jahre 2013, online abrufbar unter: https://www.yiddishbookcenter.org/collec tions/yiddish-books/spb-nybc2146i3/gradovski-zalman-in-harts-fun-gehe nem (Abrufdatum: 20.06.2019)

Salmen Gradowski: *Sonderkommando. Diario da un crematorio di Auschwitz, 1944,* Venedig: Marsilio 2002 (italienische Übersetzung aus dem Französischen von Anna Schaumann Wolkowicz, hg. von Philippe Mesnard und Carlo Saletti; 2. Auflage 2014).

Zalmen Gradowski: *Au cœur de Tenfer. Document écrit d'un Sonderkommando d'Auschwitz – 1944,* Paris: Edition Kime 2001 (französische Übersetzung aus dem Jiddischen von Batia Baum, hg. von Philippe Mesnard und Carlo Saletti; 2., ergänzte Auflage 2009).

Zalman Gradovski: *In harts fan gehenem. A dokument fan oyshvitser zonderkomando, 1944,* Jerusalem: o.V. 1977 (Abschrift des Original-Manuskripts von Chaim Wollnerman, hg. von Chaim Wollnerman).

1.4. **Auszüge aus Gradowskis Schriften** (chronologisch)

Andrea Rudorff (Bearb.): *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945.* Bd. 16: *Das KZ Auschwitz 1942-1945 und die Zeit der Todesmärsche 1944/1945.* Berlin, Boston: Walter de Gruyter 2018, S. 328-332 (Auszüge Wollnerman-Manuskript), 466-467 (Brief vom 6. September 1944; deutsche Übersetzung aus dem Jiddischen von Martin Wiesche).

Eric J. Sundquist (Ed.): *Writing in witness: a Holocaust reader.* Albany, New York: State University of New York Press 2018, S. 291-303 (Auszug Wollnerman-Manuskript; englische Übersetzung aus dem Jiddischen von Robert Wolf).

Piotr M.A. Cywinski: *Zaglada. Wpamięci wiçzniôw Sonderkommando.* Oswięcim: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau 2015, S. 55, 69-82 (polnische Übersetzung aus dem Jiddischen von Elzbieta Golinska).

«Des voix sous la cendre. Manuscrits des Sonderkommandos dAuschwitz-Birkenau»,

in: *Revue d'histoire de la Shoah Le Monde Juif*, No. 171, Paris 2001, S. 22-68 (Petersb. Manuskript), S. 127-147 (Auszüge Wollnerman-Manuskript; französische Übersetzung des Petersb. Manuskripts aus dem Jiddischen von Maurice Pfeffer und des Wollnerman-Manuskripts von Béatrice Smedley, hg. von George Bensoussan und Philippe Mesnard in Zusammenarbeit mit Carlo Saletti; 2. Auflage Paris: Calmann-Lévy/Memorial de la Shoah 2005, 3. und 4. Auflage 2005 und 2006).

Salmen Gradowski: *Im Herzen der Hölle*, in: Miroslav Kárný/Raimund Kemper (Hg.), *Theresienstädter Studien und Dokumente*, Prag: Edition Theresienstädter Initiative Academia 1999, S. 112-140 (deutsche Übersetzung aus dem Jiddischen von Katerina Üapkovä).

Zalmen Gradowski: *The Czech Transport. A Chronicle of the Auschwitz Sonderkommando (1944)*, in: David G. Roskies (Hg.), *The Literature of Destruction. Jewish Responses to Catastrophe*. Philadelphia, New York, Jerusalem: The Jewish Publication Society 1989, S. 548-564 (englische Übersetzung aus dem Jiddischen von Robert Wolf).

Yehuda Alroi, Yosef Chrust (Ed.): Jewish Community Book Suwalk and Vicinity. Tel Aviv: The Yair-Abraham Stern Publishing House 1989, S. 52-55 (Auszug Petersburger und Wollnerman-Manuskript).

Kulka, Erich: «Sonderkommando-Manuskript veröffentlicht», in: *Die Stimme der Auschwitz-Überlebenden in Israel*, H. 26 (1984), S. 3-5.

Ber Mark: «A neyer oyftreslendiker dokument. Dos oshvientshimer Togbukh fun Zalmen Gradovski», *Folks-Shtime*, H. 72 (1962), S. 3-4.

[Ber Mark, ohne Autorenangabe]: «In leningrader meditsinish-militerishn musey gefinen zikh Zalmen Gradovskis notitsn fun oshvientshim», *Folks-Shtime*, H. 68 (1962), S. 3.

2. Verwendete Literatur

Agamben, Giorgio, *Was von Auschwitz bleibt. Das Archiv und der Zeuge. Homo sacerlll*, aus dem Italienischen von Stefan Monhardt, Frankfurt am Main 2003.

Agamben, Giorgio, *Nacktheiten*, aus dem Italienischen von Andreas Hiepko, Frankfurt am Main 2010.

Altman, Ilya und Krakowski, Shmuel, «The Testament of the Last Prisoners of the Chełmno Death Camp», *Yad Vashem Studies* 21 (1991), S. 105-112.

Amery, Jean, «Im Warteraum des Todes» (1969), in: Jean Amery, *Auf ätze zu Politik und Zeitgeschichte* (Werke Bd. 7), Stuttgart 2005, S. 450-475.

Arendt, Hannah, «Das Bild der Hölle», in: Hannah Arendt, *Nach Auschwitz, Essays und Kommentare i*, Berlin 1989, S. 47-62.

Arendt, Hannah, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*, München/Zürich 2006.

Auerbach, Rachel, *Oyf di felder fan Treblinke*, Łódź 1947.

Auerbach, Rachel, «Auf den Feldern von Treblinka», Übersetzung aus dem Englischen von Frank Beer, in: Frank Beer, Wolfgang Benz und Barbara Distel (Hg.), *Nach dem Untergang. Die ersten Zeugnisse der Shoah in Polen 1944-1947. Berichte der Zentralen Jüdischen Kommission*, Dachau/Berlin 2014, S. 394-453»

Bialik, Haim Nachman, *In der Stadt des Schlachtens*, aus dem Jiddischen übersetzt von Richard C. Schneider, Salzburg 1990.

Blumental, Nachman, *Shmuesn vegn deryidisher literatur unter der daytsher okupatsye*, Buenos Aires 1966.

Blumental, Nachman, *Verter un vertlekh fan der khurbn-tkufe*, Tel Aviv 1981.

Borwicz, Michel, *Ecrits des condamnés à mort sous l'occupation nazie*, Paris 1973.

Bouchereau, Philippe, *La Grande Coupure. Essai de philosophie testimoniale*, Paris 2018.

Briegleb, Klaus, *Unmittelbar zur Epoche des NS-Faschismus. Arbeiten zur politischen Philologie 1978-1988*, Frankfurt am Main 1989.

Chare, Nicholas, «Material Witness: Conservation Ethics and the Scrolls of Auschwitz», in: *Symplokë Vol.* 24, 1-2 (2016), S. 81-97.

Chare, Nicholas und Williams, Dominic *Matters of Testimony: Interpreting the Scrolls of Auschwitz*, New York 2016.

Chare, Nicholas und Williams, Dominic (Hg.), *Representing Auschwitz. At the Margins of Testimony*, Basingstoke 2013.

Cohen, Nathan, «Diaries of the Sonderkommandos in Auschwitz: Coping with Fate and Reality», *Yad Vashem Studies* 20 (1990), S. 273-312.

Coleridge, Samuel Taylor, *Biographia Literaria or Biographical Sketches of My Literary Life and Opinions*, George Watson (Hg.), London/Melbourne 1984.

Coquio, Catherine, *La Littérature en suspens*, Paris 2015.

Czech, Danuta, *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-194$*, Reinbek bei Hamburg 1989.

Däumer, Matthias, «‚[Er] bezeugte gegen sie alle – und schrieb das Ganze'. Mediale Implikationen visionärer Zeugenschaft am Beispiel der Henochapokalypse», in: Matthias Däumer, Aurelia Kalisky und Heike Schlie (Hg.), Über Zeugen. Szenarien der Zeugenschaft und ihre Akteure, Paderborn 2017, S. 49-68.

Däumer, Matthias, «‚arcana verba quae non licet homini loqui'. Überlegungen zu Zeu-

genschaft und Tabu anhand der Paulusapokalypse», in: Matthias Emrich und Alexander Dingeldein (Hg.), Texte und Tabu. Interdisziplinäre Beiträge zur Kultur von Verbot und Übertretung, Bielefeld 2015, S. 145-171.

Derrida, Jacques, *Poétique et politique du témoignage*, Paris 2005.

Diamant, Naomi und Roskies, David G., *Holocaust Literature: A History and Guide*, Waltham (Mass.) 2012.

Didi-Huberman, Georges und Ebeling, Knut, *Das Archiv brennt*, Berlin 2007.

Didi-Huberman, Georges, *Bilder trotz allem*, aus dem Französischen von Peter Geimer, Paderborn 2007.

Donat, Alexander, *The Holocaust Kingdom. A Memoir*, New York 1965.

Dragon, Shlomo, «Testimonies of Schlomo Dragon», Aussage vom 5. März 1982, Yad Vashem Archiv, 0.33/ 9397.

Eisen, Georg, *Spielen im Schatten des Todes. Kinder und Holocaust*, aus dem amerikanischen English übers, v. Friedrich Griese, München/Zürich 1993.

Engel, David, *In the Shadow of Auschwitz: The Polish Government-in-Exile and the Jews, 1939-1942*, Chapell Hill 1987.

Epelboin, Annie und Kovriguina, Assia, *La Littérature des ravins. Ecrire sur la Shoah en URSS*, Paris 2013.

Ertel, Rachel, *Dans la langue de personne. Poésie yiddish de Vanéantissement*, Paris 1993.

Felman, Shoshana, «À l'âge du témoignage. Au sujet de *Shoah* de Claude Lanzmann», in: Bernard Cuau, Michel Deguy und Claude Lanzmann (Hg.), *Au sujet de Shoah*, Paris 1990, S. 55-145.

Felman, Shoshana und Laub, Dori, *Testimony: Crises of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History*, New York/London 1992.

Felman, Shoshana, «Im Zeitalter der Zeugenschaft: Claude Lanzmanns Shoah», in Ulrich Baer (Hg.), *‚Niemand zeugt für den Zeugen'. Erinnerungskultur nach der Shoah*, Frankfurt am Main 2000, S. 173-192.

Friedler, Eric, Kilian, Andreas und Siebert, Barbara, *Zeugen aus der Todeszone: Das jüdische Sonderkommando in Auschwitz*, München 2005.

Greif, Gideon, *«Wir weinten tränenlos... «. Augenzeugenberichte des jüdischen ‚Sonderkommandos' in Auschwitz»*, 9. Auflage, Frankfurt am Main 2011.

Gross, Jan T. und Irina Grudzihska, *Zlote zniwa. Rzecz 0 tym, co siç dzialo na obrzezach zaglady Zydow*, Krakow 2011.

Hirsch, Marianne und Spitzer, Leo, «Testimonial Objects: Memory, Gender, and Transmission», in: *Poetics today* 27:2 (Sommer 2006), S. 353-383.

Hume David, «Of Tragedy», in *Humes s Essays Moral, Political and Literary*, Eugene F. Miller (Hg.), Indianapolis 1987, S. 216-225.

Im Feuer vergangen. Tagebücher aus dem Ghetto. Mit einem Vorwort von Arnold Zweig, aus dem Polnischen von Viktor Mika, Berlin 1958.

Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg (IMG): *Der Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher,* Band 29: *Urkunden und anderes Beweismaterial* (Dokument 1919-PS), München 1989, S. 110-173.

Janicka, Elzbieta, «Obserwatorzy uczestniczcy zamiast swiadkôw i rama zamiast obrzezy. O nowe kategorie opisu polskiego kontekstu Zaglady», in: *Teksty drugie 4* (2018), S. 131-147.

Jewish Responses to Persecution, 1938-1946 (Vol. 1 bis 5), Lanham (Maryland) 2010 bis 2015.

Jockusch, Laura, *Collect and record! Jewish Holocaust Documentation in Early Postwar Europe,* New York/Oxford 2012a.

Jockusch, Laura, «Jeder überlebende Jude ist ein Stück Geschichte'. Zur Entwicklung jüdischer Zeugenschaft vor und nach dem Holocaust», in Norbert Frei und Martin Sabrow (Hg.), *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945,* Göttingen 2012b, S. 113-144.

Kagan, Berl (Hg.), *Yizker Bukh Suvalk un di arumike shtetlekh Baklerove, Vizhan, Yelineve, Sayne, Punsk, Psherasle, Filipove, Ratsk,* New York 1961.

Kalisky, Aurelia, «Die Erzeugung der Wahrheit zwischen Kunst und Zeugenschaft. Über ein in Auschwitz geschriebenes literarisches Manifest», in: Sibylle Schmidt und Sybille Krämer (Hg.), *Zeugen in der Kunst,* Paderborn 2016, S. 85-105.

Kaplan, Chaim, *Buch der Agonie. Das Warschauer Tagebuch des Chaim A. Kaplan,* Frankfurt am Main 1967.

Kárný, Miroslav, «Das Theresienstädter Familienlager (B II b) in Birkenau», in: *Hejie von Auschwitz* 20 (1997), S. 133-237.

Kassow, Samuel, *Ringelblums Vermächtnis'. Das geheime Archiv des Warschauer Ghettos,* Reinbek bei Hamburg 2010.

Katzenelson, Yitshok, «Onthis Year's Anniversary of Bialik», *Dror 3* (Juli-August 1940)

Kertesz, Imre, *«Heureka!». Rede zum Nobelpreis für 2002,* aus dem Ungarischen von Kristin Schwamm, Frankfurt am Main 2002.

Kilian, Andreas, «Stimmen aus dem ‚Herz der Finsternis'», in: *Mitteilungsblatt der Lagergemeinschaft Auschwitz,* Freundeskreis der Auschwitzer, Jg. 19 (1) (1999), S. 9-19.

Klemperer, Victor, «Inferno und Nazihölle. Bemerkungen zu den ‚Tagebüchern aus dem Ghetto'», in: *Neue Deutsche Literatur,* Heft 9/10, 7. Jahrgang (1959), S. 245-252.

Kraus, Ota und Kulka, Erich, *Die Todesfabrik*, aus dem Tschechischen übersetzt von Zora Weil-Zimmering, Berlin 1957.

Kuhn-Kennedy, Fleur, «Entretien avec Batia Baum: une fin qui n'en est pas une», in: Claire Cornillon (Hg.), *Fin(s) du monde*, Bologna 2013, S. 233-250.

Kuhn-Kennedy, Fleur, «‚Écoute, mon ami, ce qui se passe ici'. Autour de Zalmen Gradowski et du témoignage comme espace d'interlocution», in: *Plurielles* 20 (2017), S. 63-70.

Langer Lawrence, *Versions of Survival: The Holocaust and the Human Spririt*, New York 1982.

Lejeune, Philippe, *Le Pacte autobiographique*, Paris 1975.

Levi, Primo, «Germaine Greer talks to Primo Levi», in: Primo Levi, *The Voice of Memory*, Cambridge 2001, S. 3-12.

Levi, Primo, *Die Untergegangenen und die Geretteten*, München/Wien 1990.

Lewin, Abraham, *A Cup of Tears*, hg. und mit einem Vorwort von Antony Polonsky, Oxford 1988.

Märkisch, Peretz, *Di kupe (Poeme)*, Warschau 1921.

Melamed, Efim, «‚Immortalizing the Crime in History...': The Activities of the Ostjüdisches Historisches Archiv (Kiev-Berlin-Paris, 1920-1940)» in: P. Wagstaff, J. Schulte und O. Tabachnikova (Hg.), *Russian Jewish Diaspora and European Culture*, Leiden/Boston (Mass.) 2 012, S. 373-386.

Mendele Moykher-Sforim, *Die Mähre*, ins Deutsche übertragen von Freed Weininger, Stuttgart 1984.

Mendele Moykher-Sforim, *Fischke der Krumme und der Wunschring. Zwei Romane*, ins Deutsche übertragen von Alexander Eliasberg und Salomo Birnbaum, Freiburg/Olten 1961.

Mendelsohn, Ezra, «Jewish Politics in Inter war Poland: an Overview», in: Y. Gutman, E. Mendelsohn, J. Reinharz, C. Shmeruk (Hg.), *The Jews of Poland Between Two World Wars*, Waltham (Mass.)/Lebanon (NH) 1989, S. 9-19.

Mesnard, Philippe (Hg.), Sonderkommando *et* Arbeitsjuden. *Les Travailleurs forcés de la mort*, Paris 2015.

Milosz, Czeslaw, *Das Zeugnis der Poesie*, aus dem Polnischen von Peter Lachmann, München/Wien 1984.

Müller, Filip, *Sonderbehandlung. Drei Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz*, München 1979.

Nalewajko-Kulikov, Joanna, *ObywatelJidyszlandu. Rzecz 0 zydowskich komunistach w Polsce*, Warschau 2009.

Nichanian, Marc, «De l'archive. La honte», in: Catherine Coquio (Hg.), *L'Histoire trouée. Négation et témoignage*, Nantes 2004, S. 103-122.

Oleksy Krystyna, «Salmen Gradowski – Ein Zeuge aus dem Sonderkommando», in: Miroslav Karnÿ, Raimund Kemper und Margita Kama (Hg.): *Theresienstädter Studien und Dokumente*, Prag 1995, S. 121-135.

Piper, Franciszek, *Die Zahl der Opfer von Auschwitz aufgrund der Quellen und der Erträge der Forschung 1945-1990*, Oswięcim 19 9 3.

Poliakov, Leon, *Le Bréviaire de la haine. Le III. Reich et les Juifs*, Paris 1986.

Prais, Lea, «Jews from the World to Come', the First Testimonies of Escapees from Chełmno and Treblinka in Warsaw», *Yad Vashem Studies* 42/1 (2014), S. 47-82.

Ringelblum, Emanuel, *Ksovim fun geto. Notitsn un ophandlungen (1942-1945)*, Bd. 2, Warschau 1963.

Ringelbum, Emanuel, «Probleme der Geschichtsschreibung des polnischen Judentums im zweiten Weltkrieg», in: Emanuel Ringelblum, *Ghetto Warschau: Tagebücher aus dem Chaos*, Stuttgart 1967, S. 20-26.

Roskies, David G. (Hg.), *The Literature of Destruction. Jewish Responses to the Catastrophe*, Philadelphia/New York/Jerusalem 1989.

Roskies, David G., *Against the Apocalypse: Responses to Catastrophe in Modern Jewish Culture*, Cambridge (Mass.) 1984.

Seidman, Hillel, *Togbukh fun Varshever Geto*, Buenos Aires 1947.

Sfard David, *Mit zikh un mit andere. Oytobiografye un literarishe eseyen*, Jerusalem 1984.

Shmeruk, Chone, «Hebrew-Yiddish-Polish: A Trilingual Jewish Culture», in Y. Gutman, E. Mendelsohn, J. Reinharz, C. Shmeruk (Hg.), *The Jews of Poland Between Two World Wars*, Waltham (Mass.)/Lebanon (NH) 1989, S. 285-311.

Stach, Stefan, «‚The Spirit of the Time left its Stamp on these Worksc Writing the History of the Shoah at the Jewish Historical Institute in Stalinist Poland», in: *Remembrance and Solidarity Studies* 5 (Dezember 2016), S. 185-211.

Sutzkever, Abraham, *Gesänge vom Meer des Todes*, ausgewählt und aus dem Jiddischen übertragen von Hubert Witt, Zürich 2009.

Tenenbaum-Tamaroff, Mordechai, *Dappim min hadlekah*, Tel Aviv 1947

Venezia, Shlomo, *Meine Arbeit im Sonderkommando Auschwitz: Das erste umfassende Zeugnis eines Überlebenden.* In Zusammenarbeit mit Beatrice Prasquier. Vorwort von Simone Veil, aus dem Französischen von Dagmar Mallett, München 2008.

Vrba, Adolf, «Ein geflüchteter Häftling berichtet», in: H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner (Hg.): *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte*, 6. Aufl., Hamburg 2014, S. 194-202.

Weigel, Sigrid, «Zeugnis und Zeugenschaft, Klage und Anklage. Die Geste des Bezeugens in der Differenz von «identity politics', juristischem und historiographischem Diskurs», in: *Einstein Forum Jahrbuch,* Berlin 1999, S. 111-135.

Weiss, Peter, *Die Ermitttlung. Oratorium in 11 Gesängen,* Frankfurt am Main 2005.

Wetzler, Alfréd, *Oswiecim hrobka styroch miliönov ludi: krâtka história a zivot v oswiecimskom pekle v rokoch 1942-1945,* Bratislava 1946.

Wollnerman, Chaim, Burstin, Aviezer und Geshuri, Meir Shimon (Hg.), *Sefer Oshpitsin,* Jerusalem/Oświęcim 1977.

Wulf, Joseph, *Aus dem Lexikon der Mörder,* Gütersloh 1963.

Z Otchłani. Poezjia ghetta z podziemia zydowkiego w Polsce, New York 1944.

Biographische Notiz

Aurelia Kalisky studierte Literaturwissenschaft in Paris und hat zahlreiche Texte zur Frage der Zeugenschaft und zur Literatur, die aus der Erfahrung politischer Gewalt hervorgeht, publiziert, u.a. *L'Enfant et le génocide* (zusammen mit Catherine Coquio, 2007). Seit 2012 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektleiterin am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung in Berlin und erforscht frühe Schreibweisen der Shoah in Literatur und Geschichtswissenschaft.

Andreas Kilian ist Vorstandsmitglied der Lagergemeinschaft Auschwitz und erforscht seit 1992 die Geschichte der jüdischen Sonderkommandos in Auschwitz. Autor und Bearbeiter zahlreicher Publikationen zum Sonderkommando (darunter die erste Monographie: «Zeugen aus der Todeszone», 2002) und wissenschaftlicher Berater der ersten TV-Dokumentation zur Geschichte des Sonderkommandos («Sklaven der Gaskammer», 2000). Gründer des 2003 veröffentlichten Internetportals www.sonderkommando-studien.de.

Holger Nath studierte Jiddistik und Linguistik an der Columbia University, New York. Er unterrichtete Jiddisch an den Universitäten in Ann Arbor (Michigan), Düsseldorf, Aachen, Regensburg sowie in den Sommerprogrammen in Oxford und Birobidzhan (Russland). Mitautor des Jiddischlehrbuchs «Einführung in die jiddische Sprache und Kultur» (2002).

Almut Seiffert, in München geboren, war bis 1998 evangelische Pfarrerin in Dortmund. Nach ihrer frühen Pensionierung absolvierte sie ein Studium der Slawistik in Bochum und der Jiddistik in Düsseldorf mit Schwerpunkt Probleme und Praktiken des Übersetzens.

Miriam Trinh, in Polen geboren und in Deutschland aufgewachsen, studierte in Israel und in Frankreich und lehrte Jiddistik und jiddische Literatur an verschiedenen Universitäten in Europa und den USA. Publikationen zu Themen der modernen jiddischen Literatur, insbesondere zur Holocaust-Literatur. Sie lehrt Jiddisch an der Hebrew University in Jerusalem.

Bildnachweise

Jüdisches Historisches Institut, Warschau: Abb. 7, 8
Andreas Kilian: Karte S. 64/65; Abb. 9
Militärmedizinisches Museum, Sankt Petersburg: Abb. 2-6
Privatbesitz der Familie Wolnerman: Abb. 1, 4-6,10-13
(Yad Vashem Archiv, Jerusalem), 10-15

Weitere Nachweise über das Archiv des Jüdischen Verlags.

Danksagung

Als Erstes möchte ich mich bei meiner Lektorin Katharina Raabe bedanken. Ohne ihr Vertrauen und ihre Geduld wäre dieses Buch nicht zu Ende gebracht worden.

Almut Seiffert, die Unermüdliche, hat das Projekt von Beginn an begleitet. Sie hat nicht nur die Manuskripte Gradowskis, sondern auch die Einleitung und den Essay aus dem Französischen übersetzt.

Miriam Trinh hat die erste Handschrift in Kooperation mit Aleksandra Poljan beschafft und transkribiert und Almut Seiffert in Fragen der Übersetzung aus dem Jiddischen beraten und unterstützt.

Das Engagement, das immense Wissen und die Sorgfalt von Andreas Kilian waren eine unschätzbare Hilfe.

Holger Nath stand für die zahllosen Zweifelsfälle der Entzifferung zur Verfügung und hat uns ebenfalls in Fragen der Übersetzung beraten.

Christin Zühlke hat die Edition und die Transkription von Chaim Wollnerman verglichen.

Ich bedanke mich bei Efrat Gal-Ed, dass sie uns Almut Seiffert empfohlen hat und für übersetzerische wie interpretatorische Fragen zur Verfügung stand.

Elisabeth Gallas und Katrin Stoll, die Kolleginnen im gemeinsamen Projekt «Frühe Schreibweisen der Shoah», haben mich bei geschichtswissenschaftlichen Fragen beraten.

Ferner möchte ich mich bei Batia Baum, Noah Benninga, Guillaume Burnod, Matthias Däumer, Mona Körte, Fleur Kuhn-Kennedy, Caroline Puau, Andrea Rudorff, Magdalena Ruta, Dominic Williams, Karine Winkelvoss, Janina Wurbs und Avichai Zur für die fruchtbaren und für meine Arbeit unverzichtbaren Gespräche über Gradowski bedanken.

Malena Chinski, Agnieszka Grudzinska, Judith Lyon-Caen, Philippe

Mesnard und Joanna Nalewajko-Kulikov haben mir bei den Recherchen geholfen.

Ich bedanke mich beim Archiv-Team vom Jüdischen Historischen Institut *(Zydowski Instytut Historyczny)* in Warschau, insbesondere bei Andrzej Kaminski, Ewa Kozminska-Frejlak und Olga Piehkowska.

Yossi Wollnerman, Tel Aviv, hat uns die Fotos seiner Verwandten Chaim und Yokhid Wollnerman sowie vom Original der zweiten Handschrift zur Verfügung gestellt, wofür ich ihm vielmals danke.

Am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung wurde ich unterstützt von Christina Pareigis, Martin Treml, Daniel Weidner, Sigrid Weigel und von den studentischen Hilfskräften Berenike Schierenberg und Johanna Nuber. Ein besonderer Dank gilt Heike Schlie.

Meine Recherchen und die Editionsarbeit wären ohne die Bücherengel der ZfL-Bibliothek, vor allem Halina Hackert, Jana Lubasch und Ruth Hübner, nicht möglich gewesen.

Inhalt

Einleitung der Herausgeberin
Flaschenpost an die Welt danach 9
Zur Edition 55
Karte 64

Salmen Gradowskis Aufzeichnungen
Die erste Handschrift 69
Brief vom 6. September 1944 69
Komm hierher, Du Mensch 74
Die zweite Handschrift 143
Vorwort 143
Eine Mondnacht 147
Der tschechische Transport 157
Die Zertrennung 219

Anhang
Schreiben in Auschwitz, von Aurélia Kalisky 263
Übersetzen aus einer ermordeten Sprache, von Holger Nath 334
Bibliographie 340
Biographische Notiz 351
Bildnachweise 352
Danksagung 353